Joh. Friedrich Hoff

Amt und Muße, Ludwig Richter als Freund

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

734/C

Joh. Nicolaus Hoff
Geb. 4 Mai 1798

922.2
H673h
V13

Amt und Muße,
Ludwig Richter als Freund.

Von

Joh. Friedrich Hoff.

Fortsetzung und Schluß von „Aus einem Künstlerleben“,
„Ein Künstlerheim vor 70 Jahren“
und „Lehrjahre bei Ludwig Richter und in München“.

Mit 12 Bildern in Lichtdruck, zwei autographierten Briefen von Ludwig Richter an J. F. Hoff und einer Vignette von Prof. Wilh. Steinhausen.

Frankfurt a. M.
Verlag von Johannes Alt.
1903.

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Zur hundertjährigen Wiederkehr
des Geburtstags

von

Prof. Dr. Adrian Ludwig Richter

am 28. September 1903.

Digitized by the Internet Archive
in 2016 with funding from
Brigham Young University

https://archive.org/details/auseinemknstlerl03hoff

Vorwort.

„Glückverbreitende Bücher, wie viele werden wohl heutzutage geschrieben? Ich meine solche, die den Menschen ein wenig mit der Welt, die ihn umgibt, mit der Aufgabe, die sie ihm stellt, zufriedener machen? Was hilft es, wenn wir den Geplagten, Gedrückten, Geängsteten mit den Bildern höchsten Entzückens, mit den erhabenen Vorstellungen menschlicher Einbildungskraft über seine kleine Enge hinausheben wollen, wenn ihn doch immer wieder das zunächst liegende Enge, Kleine, Gewohnte gewaltsam fesselt!

Sollte es nicht nützlicher, gütiger sein, ihm das Kleine, das Alltägliche als liebenswert zu zeigen? Ihm zu zeigen, wie gerade im Beschränkten so viel des Reizvollen und Schönen liegt, daß er damit sein Leben schmücken und bereichern kann? Ja mehr noch, daß der Blick ihn von da aus am leichtesten mit dem Ewigen, Großen und Herrlichen verknüpfen kann, daß er den Himmel viel schöner auf der Erde ruhen sieht, wenn er ihn auch in dem Tautropfen sich wiederspiegeln sah, der an dem kleinen Grashalm am Wege hängt?

Solche und ähnliche Gedanken bewegten mich, als ich das Buch meines Gevatters (Hoff) aus der Hand legte, noch dem Glück nachdenkend, das mir sein Inhalt gezeigt hatte. Vielleicht kehren nun auch Leser der „Rheinlande" in die Enge des Künstlerhauses ein, von dessen Fenster aus man in die Straßen der alten Stadt und darüber hinaus in das Maintal und in die Taunusberge sehen kann. Und dann kommen die seltensten Menschen auf uns zu — hohe, wie Ludwig Richter, und wunder-

liche aus alter Zeit. Wir werden Zeugen von Weltbegebenheiten wie von Erlebnissen, die sich im engsten Familienkreise abgespielt haben.

Wer nun Gefallen hat am Ernst im Scherz, an dem Gemälde reiner Sitten und wahrer Frömmigkeit mitten in einer Zeit der Unruhe, der umstürzenden Ideen, wie sie damals die Menschen bedrängten, und wie sie auch heute noch uns bedrohen, der teilt gewiß meine Freude an dem Buch und dankt dem Verfasser, daß er sein Leben so, wie er es getan, erzählt hat. W. Steinhausen."

So hat der Mann, der in meiner schwersten Heimsuchung als Fremder zu mir kam und durch gegenseitiges inneres Verstehen rasch mein Freund ward, über die Erzählung meiner Familiengeschichte geurteilt — „das ist schön und gedankenreich zugleich," und man hat mir ob solchen Wortes „gratuliert". Die Anerkennung ist und bleibt ja der beste Sporn, und so entschloß ich mich freudigen Herzens zum vierten und letzten Bande, dessen Arbeit mir oft gewürzt ward durch das gemeinsame Klavier- und Violinspiel von Frau und Sohn.

Es galt insbesondere nochmals des Mannes zu gedenken, dessen 100. Geburtstag die gesamte Kunstwelt am 28. September 1903 begeht: Ludwig Richter! Und es waren genußbringende Stunden; „sie versetzten mich in das Sonnenfeld unserer Freundschaft, über das in mehr als zwanzigjährigem Verkehr niemals ein Schatten gezogen ist."

Nicht ohne ein Wort an meine Leser will ich scheiden. Ich gestehe meinen Freunden, daß mich manche Anerkennung mehr beglückt hat, als ich im Stande bin es zu sagen, und nehme dankerfüllt mit diesem meinem letzten Bande von ihnen Abschied.

Frankfurt a. M., Pfingstfest 1903.

Joh. Friedrich Hoff.

Inhalt.

		Seite
1.	Rückkehr in die Vaterstadt. — Hamburg	1
2.	Fritz als Schulmeister	33
3.	Urteil eines Fachmannes über meinen Unterricht . .	47
4.	Freud und Leid	57
5.	Ludwig Richter in Frankfurt a. M.	91
6.	Das Sammeln von Richters Werken und meine Arbeit über den Meister	105
7.	Aufenthalt in Dresden und Loschwitz bei Ludwig Richter und Familie	125
8.	Rückreise von Dresden durch Thüringen	165
9.	Aus meiner Briefmappe	189

Abbildungen. [1])

1. Professor Ludwig Richter im 59. Lebensjahre.
   Nach der Photographie von Joh. Philipp Hoff in Frankfurt a. M., August 1862.
2. Kapitän Johann Jakob Joachim Wilken im 70. Lebensjahre.
   Nach der Photographie von F. König in Hamburg, 1864.
3. Joh. Heinrich Kreidel, weiland Lehrer an der „Höheren Bürgerschule" und Klingerschule in Frankfurt a. M., im 58. Lebensjahre.
   Nach der Photographie von Joh. Philipp Hoff, 1884.

[1]) Von C. F. Fay dahier in Lichtdruck ausgeführt.

4. Der alte Kuhhornshof bei Frankfurt a. M.
   Nach der Natur gezeichnet von Ludwig Klimsch als Primaner der „Höheren Bürgerschule", 1868.
   Aus der Sammlung meiner Schülerarbeiten.

5. Die drei römischen Freunde Ludwig Richter, Johannes Thomas und Nikolaus Hoff bei ihrem letzten Zusammensein in Frankfurt a. M., August 1862.
   Nach der Photographie von Joh. Philipp Hoff.

6. Professor Anton Burger im 51. Lebensjahre.
   Nach der Photographie von Steinberger und Bauer in Frankfurt a. M., 1875.

7. Partie aus dem Schwanheimer Wald bei Frankfurt a. M.
   Bleistiftzeichnung von Ludwig Richter, 1862.
   Im Besitz von Herrn A. Otto Meyer in Hamburg.
   Mit Genehmigung des Verlegers, Herrn Alphons Dürr in Leipzig.

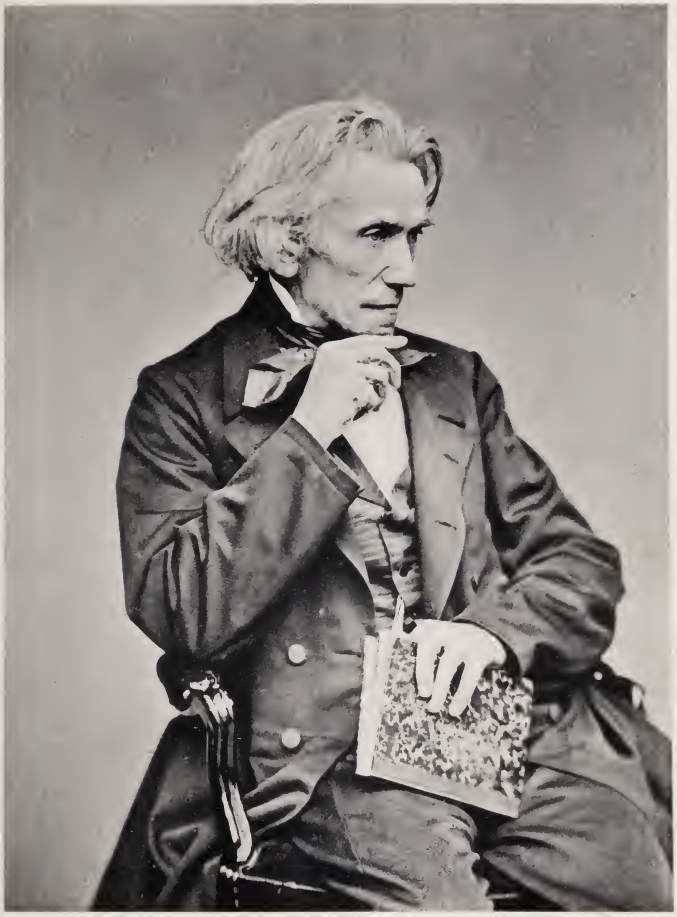
8. Gehöfte an der oberen Bergstraße in Loschwitz.
   Nach der Photographie von August Kotzsch in Loschwitz, mit dessen Genehmigung.

9. Joh. Heinrich Richter im 50. Lebensjahre.
   Nach der Photographie von F. Liekefeld in Boll, 1880.

10. Münzgraveur Reinhard Krüger in seinem Weinberghäuschen in Loschwitz, Geige spielend.
    Nach der getuschten Federzeichnung von Ludwig Richter, 1870.
    Im Besitz von Joh. Friedrich Hoff.

11. Landschaft mit einer von Frauen durch einen Bach geführten Schafherde.
    Sepiazeichnung von Heinrich Gärtner, 1853.
    Aus der Sammlung von Arbeiten Richterscher Schüler im Besitz meines jüngsten Sohnes, Joh. Friedrich Hoff.

12. Joh. Friedrich Hoff im 60. Lebensjahre.
    Nach der Photographie von dessen Vetter Julius Donner in Blasewitz bei Dresden, 1892.



Wer liebend sich ans Nächste hält
Und will nur das gewinnen,
Unerschöpft dann die ganze Welt,
Und Gott ist mitten drinnen.

Rückert.

Loschwitz d. 28. Sept. 1876.

Ludwig Richter.

Rückkehr in die Vaterstadt.
Hamburg.

Meine Studien in München brach ich ab und kehrte in die Heimat zurück. Das war eine tief einschneidende Wendung in meinem jungen Leben! Es wurde mir klar, daß ich mich zu entschließen hatte, ob ich Künstler bleiben oder einen auf der Kunst beruhenden praktischen Beruf ergreifen wolle. Zum Glück entschied ich mich für letzteres. Über Erwarten schnell fand ich, und zwar ohne jegliches Zutun meinerseits, den Anfang dazu in einer Anzahl Stunden an der Musterschule, wo ich nun mit meinem Vater bei den Mädchen den Gesamtzeichnenunterricht erteilte, ich in den drei unteren und der schon seit 1839 an der Anstalt tätige Vater in den oberen Klassen.[1]) So war ich denn in dieselbe Bahn wie er getreten. Vorläufig tröstete ich mich mit dem Gedanken: gefällt Dir's nicht, so gibst Du es wieder auf. Und wirklich trat ich mit solchem Vorhaben, viel

[1]) Von meinen ehemaligen Lehrern an der Musterschule waren noch in Tätigkeit: Christian Hahn, der schon seit 1810 da wirkte; Friedrich Haug; der Walhallasänger Dr. Heinrich Weismann; Jules Matthieu; Wilh. Kilzer und Zeichnenlehrer Eugen Peipers. Von neuen Kräften nenne ich den Dirigenten Dr. Kühner, Friedrich Reiff, Dichter und Komponist des prächtigen Liedes Jugend-Marsch: „Im Herzen Mut, geschmückt den Hut, so ziehen singend wir im Walde dahin"; Dr. Karl Oppel, der heute noch als 87jähriger Greis froh unter uns weilt; Karl Paul; Ernst Wiederhold; Professor Andreas Lentz; den 1862 zum Senator erwählten Dr. Supf; den späteren Direktor der Klingerschule, Rudolf Jäger; den mit mir gleichalterigen, jetzt in den Ruhestand getretenen Ludwig Oestreich, Dr. Karl Fritsch und Franz Joseph Schmitz, Lehrer der Botanik. Er war es, der, als er hörte, daß Ludwig Richter die Pflanzen im Vorgrunde seiner Bilder aufs gewissenhafteste ausführe, in den Kunstverein ging, wo das von Richter in den vierziger Jahren gemalte Bild „die am Mittag ruhenden Wallfahrer" ausgestellt war, seine Lupe nahm und sehr enttäuscht war, daß er die Pflanzen nicht nach der Zahl der Staubgefäße einreihen konnte.

früher als ich selbst gedacht, eines Tages in meines Vaters Arbeitsstube. Da kam ich aber schön an! Aufs bestimmteste wies der stille Mann meine Erklärung mit den Worten zurück: „Du einfältiger Mensch! Danke Gott, daß Du das Brod hast." Er wollte damit sagen: Du stehst an dem Platze, wo Du nach Gottes Willen hingehörst. Himmel! wirkte das auf mich. Schweigend verließ ich sein Zimmer und hörte ihn nochmals für sich sagen: „Du einfältiger Mensch!" Und so blieb ich, mich oft des treffenden Wortes meines Vaters erinnernd, dem Berufe treu. Über vierzig Jahre wirkte ich darin; je länger sie währte, desto lieber ist mir diese Tätigkeit geworden.

Gleich bei meiner Rückkehr machte ich die Bekanntschaft des Malers Adolf Dreßler aus Breslau, eines Landsmannes von Bräuer. Schon das freundliche, friedliche Gesicht, die schlanke Gestalt von elastischer Bewegung mutete einen an, mehr noch sein sprudelnder Humor und in noch weit höherem Grade seine Kunst. Sein Hauptfach war die Landschaft, nicht selten verbunden mit Architektur, welche er mit einem Reichtum der reizendsten Figuren zu beleben wußte, sodaß man ihn fast beneidete, aber auch ob solcher Begabung glücklich pries.[1]) Es wurde ihm nicht schwer, in der Öffentlichkeit bald Boden zu gewinnen.

Mit Dreßler verlebte ich viele glückliche Tage auf fröhlicher Wanderschaft; wenn nicht gezeichnet wurde, gingen wir Arm in Arm einher und sangen zweistimmig. Mit den alten Freunden Bode[2]) und Würtz war der Verkehr ununterbrochen derselbe geblieben; Bräuer, den ich noch antraf, verließ Frank-

[1]) Es seien die prächtige Kohle- und Kreidezeichnung Motiv aus dem Cronberger Kastanienwald, im Besitz des Herrn Sanitätsrat Dr. Fresenius in Jugenheim, und das wunderschöne Oelbild Ansicht von Eppstein im Taunus, im Besitz der Familie Hendschel, genannt. Dasselbe Motiv behandelte Dreßler später als Winterlandschaft auf Stein gezeichnet.

[2]) Prof. Leopold B., geb. 11. März 1831 in Offenbach a. M. Zu jener Zeit begann er seine mit Recht allerseits anerkannten reichen Aquarellfolgen aus dem Leben Karls d. Gr. und zur Undine.

furt bald, um auf Nimmerwiedersehen in seine Heimat zu gehn.[1]) Nach Jahren hörte ich noch einmal von einem seiner Schüler, Robert Sliwinski, der das Städelsche Kunstinstitut besuchte, ausführlich über ihn; dann war der Verkehr erloschen, bis ich kurz vor seinem Tode mit seiner Familie, insbesondere mit seiner Tochter Leonore, die Malerin geworden, in Briefwechsel trat. Über das, was Bräuer später leistete, habe ich kein Urteil; als Lehrer soll er ungemein anregend gewesen sein. Zweifellos fällt aber die Zeit seines Ruhmes in den vierjährigen Aufenthalt in Frankfurt. Den wenigen, die ihn kannten, schätzten und liebten, bleibt er unvergeßlich.

Das Leben in der am 24. Oktober 1857 gegründeten Künstler-Gesellschaft war ein überaus frisches, förderndes. Das gesellige Zusammensein bei Atz in der Römergasse birgt für die noch Lebenden schöne Erinnerungen:[2]) das 25jährige Jubiläum Professor Jakob Beckers[3]) als Lehrer des Städelschen Kunstinstitutes am 25. April 1866, Professor Zwergers[4]) Abschied bei der Rückkehr in sein Heimatland nach Cannstatt

---

[1]) Beide, Bräuer und Dreßler, fanden später als Professoren an der Königl. Kunstschule in Breslau Anstellung; Dreßler, geb. 14. Mai 1833 in Breslau, starb daselbst am 7. August 1881 und Bräuer, geb. am 14. Mai 1830 in Breslau, starb ebenda am 7. September 1897.

[2]) Hier seien einige liebe Männer, welche durch ihre Persönlichkeit dem jungen Verein zum Aufschwung verhalfen, und die noch nicht bei anderer Gelegenheit genannt sind, erwähnt: Dr. jur. Peter Burnitz, Landschaftsmaler, Meister zweier Bilder im Städel, „An der Nidda" und „Cronberg im Taunus", geb. 14. Januar 1824 in Frankfurt a. M., gest. 18. August 1886 ebenda. Rudolf Heinrich Burnitz, Architekt, Erbauer des Saalbaues, geb. 18. Februar 1827 in Frankfurt a. M., gest. 13. November 1880 ebenda. Friedrich Carl Hausmann, Historienmaler, Direktor der Königl. Akademie in Hanau seit 1864, geb. 23. September 1825 in Hanau, gest. 11. März 1886 ebenda.

[3]) Prof. Jakob B., geb. 15. März 1810 zu Dittelsheim bei Worms, gest. 22. Dezember 1872 in Frankfurt a. M.

[4]) Prof. Joh. Nepomuk Z., geb. 28. April 1796 zu Donaueschingen, gest. 26. Juni 1868 in Cannstadt.

am 24. August 1866 und des Architekten von Essen[1]) Bacchantenfest 1869.

An diesen Abenden trugen zur Erheiterung in erster Linie Ernst Hallenstein[2]) durch seinen geistreichen, kaum versiegenden Humor und Albert Hendschel[3]) durch seine meisterhaften Bilder bei. Man sehe nur die beiden im Städel aufbewahrten farbigen Kartons für Becker und Zwerger — und im Künstlerverein die geniale aquarellierte Zeichnung für von Essen.

Auf dem ersten ist Becker dargestellt, wie er am Morgen des Festtages in seinem bekränzten Atelier (Nr. 16) arbeitet. Zu seiner freudigen Überraschung treten die Gestalten seiner Gemälde zur Gratulation bei ihm ein, grüßend reicht er ihnen die Hand. Das Ganze gipfelt in dem vom Blitz erschlagenen Hirten, den man durch Kölnisches Wasser wieder zu sich bringt. Auf dem Karton für Zwerger steht, aufs höchste verwundert, der alte gutmütige Schwabe im Reisekostüm inmitten seiner Werke, der Statuen und Büsten. Auch Ariadne sprengt auf ihrem Panther heran und will sich zu den übrigen gesellen — als Schüler Danneckers[4]) hatte Zwerger daran geholfen. Sie wird jedoch von dem diensttuenden Schutzmann, als nicht salonfähig, hinausgewiesen.

Auf dem dritten Bilde, dem Bacchantenfest von 1869, sitzt Architekt von Essen, welcher den Künstlern ein Fäßchen Wein zum Besten gegeben, von zwei Bacchantinnen gestützt, als trunkener Silen auf einem Esel. Dem Zuge, geführt

---

[1]) Johann Jakob von E., geb. 4. April 1799 zu Wittmund in Hannover, gest. 28. November 1882 in Frankfurt a. M.

[2]) Ernst Jak. H., Architekt und Zeichnenlehrer an der Klingerschule, geb. 21. August 1836 in Frankfurt a. M., gest. 6. Dezember 1896 ebenda.

[3]) Albert H., geb. 8. Juni 1834 in Frankfurt a. M., gest. 22. Oktober 1883 ebenda.

[4]) Heinrich v. D., geb. 15. Oktober 1758 in Waldenbuch, gest. 8. Dezember 1841 in Stuttgart.

von Inspektor Malß[1]) als Ceremonienmeister, hüpft, die Syrinx spielend, Xylograph Stix[2]) als kleiner Faun voraus, und Bildhauer von Nordheim[3]) ermuntert den laut aufschreienden Esel durch Disteln zum Weiterschreiten.

Alle Personen sind unverkennbar ähnlich und großartig in der Charakteristik.

In dieser Zeit wurde mir eine große Freude zuteil: es besuchte uns meine Elisabeth Wilken, die zur Stärkung in Bad Elster gewesen war und nun auf der Heimreise nach Hamburg mit ihrer Tante eine Woche in meinem Elternhause rastete, um, falls das Einverständnis zwischen uns noch dasselbe wie bei unserer ersten Begegnung (in Dresden im Sommer 1853) sei, sich mit Einwilligung ihres Vaters mit mir zu verloben. Noch sehe ich die liebe Gestalt mit den klugen Augen, wenn ich zu der bis heute unveränderten Stelle im Hanauer Bahnhofe komme, an einem der Pfeiler stehn und höre sie mich beim Namen rufen. Sah sie doch mit ihrem seitlich heruntergekrempten Hut wie eine barmherzige Schwester aus, sodaß ich ohne sie zu erkennen an ihr vorübereilte. Drei Jahre hatten wir uns nicht gesehen, ja nur wenig von einander gehört, denn spärlich war der kontrollierte Briefwechsel. „Wir waren dieselben geblieben!“ Es brach eine schöne Zeit an, die nach einem in Heidelberg zugebrachten Tage durch die Verlobung im Garten in lauschiger Laube (am 31. August 1856) ihre Krone erhielt. „Die Sonne schien so hell und schön, daß die Herzen auch ganz sonnig wurden. Uns war erfüllt, was drei lange Jahre hindurch das Ziel und der Inbegriff unserer innersten Herzenswünsche war!“

---

[1]) Gerhard M., geb. 24. April 1819 in Frankfurt a. M., gest. 25. Oktober 1885 ebenda.

[2]) Alexander St., geb. 26. Juni 1819 in Frankfurt a. M., gest. 13. Januar 1893 ebenda.

[3]) August von N., geb. 22. April 1813 zu Heinrichs bei Suhl in Thüringen, gest. 13. August 1884 in Frankfurt a. M.

Die Aussicht, uns zur Weihnachtszeit wiederzusehen, erleichterte die Trennung in Köln; denn bis dahin begleitete ich sie den Rhein hinunter. Aufträge der Buchhändler Jügel und Keller, Ansichten von Altfrankfurt, verschafften mir die Mittel zur Reise nach Hamburg, und so fuhr ich — kann ich sagen fröhlichen Herzens? — am 22. November nach unserer damaligen Schwesterstadt.

Es war eine Fahrt, auf welcher sich der Norden recht geltend machte. Die Strecke war mir ganz neu, sodaß mir der Wechsel ihrer Ortschaften, Städtchen und Städte, u. a. das herrlich gelegene Münden, die Zeit verkürzte. An Celle, wo für meinen Onkel Carl Hoff [1]) „an jenem für ihn besonders seligen Weihnachtsfeste im Jahre 1842 die geistige Wiedergeburt, der Wendepunkt seines Lebens, eintrat, wo er seinen Iffland[2]) fand", fuhr ich nicht vorüber, ohne dieser Freundschaft gleich der Jonathans und Davids zu gedenken. In der weiten Lüneburger Haide boten die zahlreichen Haidschnucken, welche ihr spärliches Futter unter dem Schnee hervorscharrten, dem Auge viel Reiz. Mein Interesse an der oft als einförmig verschrieenen Gegend wuchs, je mehr ich mich meinem Ziele, Harburg, näherte. Ein Weiterkommen war bei dem starken Eisgang zur Nachtzeit unmöglich. Im frühen Morgengrauen, als ich mich nach der Abfahrtsstelle aufmachte, wußte ich vor Verwunderung nicht, wohin ich sehen sollte. Besonders die kräftigen Gestalten der Schiffer, die sich da allenthalben herumtrieben in ihrer kleidsamen Kopfbedeckung, dem schönen Südwester, und ihr Plattdütsch kauderwelschten, zogen mich außerordentlich an. Schon lag der Dampfer bereit, den ich besteigen sollte. Welch ein Gefühl,

---

[1]) Gg. C. H., geb. in Frankfurt a. M. d. 30. Juli 1807, gest. in Dresden, d. 7. März 1862.

[2]) Rudolf J., geb. 11. März 1818 in Hannover, Großneffe des Mimen, damals Justizkanzlei-Auditor in Celle, jetzt Geheimer Justizrat in Verden, ein würdiger Herr, der mir ein verehrter väterlicher Freund geworden.

als ich die schwerfällige Holzbrücke passierte, das Schiff betrat und es endlich von den mächtigen Dalben gelöst wurde! Es war die letzte Fahrt, die noch unternommen wurde, und nicht gering die Arbeit, um den Koloß, der nun anfing zu schnauben und zu ächzen, durch die Eismassen zu zwängen. Den Befehlen des Kapitäns auf der Kommandobrücke lauschte ich mit größter Aufmerksamkeit; denn obgleich ich kaum ein Wort verstand, sah ich doch an dem immerwährenden Wechsel der Arbeitenden, daß es sich um das Fortkommen durch die Eisschollen handelte, welche die Süder-Elbe und den Köhlbrand bedeckten. Dazwischen das unausgesetzte Gestöhn des vorwärts stampfenden Dampfers, dessen Maschine nach den Befehlen des durch das Sprachrohr hinunter in den Raum sich verständigenden Kapitäns arbeitete. Auf der Fahrt war noch manches Schiff, das mühsam an uns vorbeifuhr, zu sehen. Ein schöner Anblick, solch ein Fahrzeug mit seinen oft bunten Segeln, die aufgebläht sich gegen die Luft so körperlich abhoben! Seevögel, Scharen von Möven, umkreisten aufgescheucht, schreiend die Schiffe. In Jegliches vertiefte ich mich so, daß ich zuweilen ganz den Zweck meiner Reise vergaß, und dies war mir wahrlich zu gönnen; denn nicht ohne Beklemmung war ich bis dahin meist gewesen, wußte ich doch gar nicht, wie sich mein Wiedersehen mit dem Herrn Hafenmeister gestalten werde. Daß mir ob meiner heimlichen Werbung noch eine ausgiebige Bußpredigt gehalten würde, sah ich von solch eisernem Manne als selbstverständlich an. Und so geriet ich in Träumereien und malte mir die Aufnahme in der Familie nicht allzu rosig aus. Da plötzlich weckte mich das Läuten und der heftige Anprall an der Haltestelle Altona. St. Pauli und Hamburg mit seinem Mastenwald, hinter welchem die alte, malerische Stadt hervorsah, lagen vor mir. Es war „der Tag des Herrn", dem zu Ehren die Flaggen und Wimpel lustig in dem Winde flatterten. Von der Michaeliskirche riefen die Glocken; es wogte von Menschen. Endlich war die Landungsbrücke erreicht. Hier, wußte ich, war des Herrn Kapitän

Wilken Arbeitsfeld als Hafenmeister; doch ihn selbst zu sehen, wie ich vermutete, ward mir noch erspart. So fuhr ich nach den nahen „zweiten Vorsetzen", einer der belebtesten Straßen Hamburgs, die mir ihre meist drei Fenster breiten, niederen, aus Fachwerk erbauten Häuser mit den vielen, reich durch Blumenstöcke gezierten Fenstern zeigte. Angelangt an No. 15, erblickte ich sofort das große blinkende Messingschild mit dem Namen J. J. J. WILKEN. [1]) Ich brauchte die Glocke nicht zu ziehen, denn schon hatte mich von der ersten „Etage" des Hauses Tochter, um derentwillen ich gekommen, gesehen; sie öffnete mir die Türe und — führte mich hinauf in das behagliche Wohnzimmer, wo ich bald den Herrn Hafenmeister als Hausherrn schalten und walten sah. Er war eine mittelgroße Gestalt, ziemlich stark, der echte Seemann, mit freundlichem Wesen, offen und sofort bekannt, dessen ungewöhnliche Bestimmtheit mir schon früher gezeigt hatte, daß seine Anschauung durch die Auffassung eines andern nicht zu ändern war, am wenigsten durch die meine.

In dem Hause regierte die strengste Religiosität, und das Verhältnis der Tochter zu der mit mütterlicher Liebe an ihr hängenden Tante verlieh dem Ganzen noch besondere Weihe. „Der Wille des Vaters war Gesetz, nach dem jedes Familienglied sich zu richten hatte. Dabei war er, wenn auch nicht ohne große Güte, ein gar strenger Mann, der sich seiner Würde als Hamburger Bürger und erprobter Kapitän sehr wohl bewußt war, den seine Tätigkeit, seine Pflichten als Hafenmeister ganz in Anspruch nahmen, und dessen höchster Wunsch darin lag, sein einziges Kind glücklich, d. h. sorgenlos, verheiratet zu wissen. [2])

---

[1]) Johann Jakob Joachim W., geb. in Zingst in Pommern, 20. Oktober 1794, gest. in Hamburg, 10. April 1883, ruht auf dem Friedhof in Ottensen.

[2]) Als äußerst zutreffend teilweise einer Hamburger Künstlerfamilienchronik jener Zeit entnommen.

„In den damaligen Hamburger Familien hatte man nur wenig Sinn für die Kunst". Bei Vater Wilken galten die Maler, obgleich tüchtige Meister in Hamburg lebten,[1]) für sehr überflüssige Menschen, welche nichts Nützliches schafften und eigentlich keine Berechtigung zur Existenz hatten. Ein Maler stand ihm nicht höher als ein Müßiggänger. Die ganze Familie mit sämtlichen Verwandten, lauter ehrbare und gar fromme Leute, darunter angesehene Handelsherren, bei welchen ich aber erst recht nichts galt, geriet in helle Verzweiflung über unsere Verlobung. Alles jammerte über die Unbesonnenheit Elisabeths, auf welche gewiß manche Familie als Schwiegertochter gehofft, und die nun hinausziehen wollte, einer ungewissen Zukunft entgegen. Aber weder der Vater noch das Heer der Tanten konnten unseren Entschluß ins Wanken bringen, und so ergab man sich endlich darein, mit dem Bedauern, das man empfindet, wenn eine geliebte Person ins Unglück rennt, und — nach dem Begriff der Menschen hatten sie vollständig Recht.

Ich litt namenlos unter diesem Druck! Die geliebte Mutter,[2]) die zwischen mir und dem Vater auszugleichen gewußt hätte, war nicht mehr, und andere verstanden durchaus nicht mein Wesen. Auch daß ich nicht rauchte, geistige Getränke und das Kartenspiel verschmähte, „entfernte" vornweg „die Vertraulichkeit." Ja, man sollte es kaum glauben, bald nach meiner Ankunft forderte mich der Herr Hafenmeister zu einem

---

[1]) Ich nenne deren fünf, darunter drei Landschafter: Christian Morgenstern, geb. 29. September 1805 in Hamburg, gest. 26. Februar 1867 in München; Hermann Kauffmann, geb. 7. November 1808 in Hamburg, gest. 24. Mai 1889 ebenda und Valentin Ruths, geb. 6. März 1825 in Hamburg; Otto Speckter, den vorzüglichen Illustrator der Heyschen Tierfabeln, geb. 9. November 1807 in Hamburg, gest. 29. April 1871 ebenda, und Gustav Spangenberg, Historienmaler, geb. 1. Februar 1828 in Hamburg, gest. 19. November 1891 in Berlin.

[2]) Frau Marie Wilken, geb. Flügge, geb. 3. Dezember 1799 in Altona, gest. 6. Januar 1855 in Hamburg, ruht in Ottensen.

Gang auf, um mich, wie er sich ausdrückte, „nüdlich“ machen zu lassen, „denn so, wie ich aussähe, sei es ihm unangenehm, sich mit mir auf der Straße sehen zu lassen.“ Und so fiel meine größte Zierde, mein Bart, durch das tyrannische Wort dessen, dem ich trotz stattgehabter versöhnender Aussprache ob meiner Stellung immer noch ein Dorn im Auge war. Sein Ehrgeiz hätte es gar zu gern gehabt, wenn seine Tochter einen Mann von Ansehen gewählt hätte, und als während meines Aufenthaltes ein vornehmer Freund des Hauses, sogar aus dem Adelstand, ein Schulkamerad des verstorbenen Bruders Eduard, damals Konsul auf den Sandwichinseln, sich von dort aufgemacht hatte, um die Hand Elisabeths zu erbitten, da mag der alte Herr mich zum Kuckuck gewünscht haben. Doch was war zu machen? Er kam zu spät, und der Alte mußte mich ihm als seinen zukünftigen Eidam vorstellen. Glücklicher, im Sinn alltäglicher Weltanschauung, wäre die gute Seele vielleicht geworden; aber das Glück hätte nur kurze Zeit gewährt, denn schon ein Jahr darauf starb der Aermste.

Jetzt sah ich ein, wie weise ich mit der frühen Werbung gehandelt hatte; denn unfehlbar wäre es mir so ergangen wie dem Unentschlossenen in dem Liede, das damals so großen Eindruck auf mich gemacht:

Ich hab' dich geliebt, du ahntest es nicht,
Ich wollte sprechen, ich durft' es nicht,
Ich harrte besserer Stunden.
Die besseren Stunden, ich fand sie nicht,
Ein Anderer kam, er zögerte nicht,
Ich bin deinem Herzen entschwunden.
Wohl mag er dich lieben; ich weiß es nicht:
Ob treuer, als ich, ich glaub' es nicht.
O, hättest dein Glück du gefunden!

Mit einem merkwürdigen Schluß spielte sich der erste Tag in Hamburg ab. Ich legte mich spät zur Ruhe. Da,

plötzlich welch ein Geräusch? Ein Auf- und Niedersteigen wie tiefe Seufzer, immer beängstigender werdend und endlich in einem Gejammer endigend, und was mir dabei das Merkwürdigste blieb, war, daß es mir einmal wie in nächster Nähe und dann wieder wie ferner dünkte. Ich kam in große Aufregung; doch blieb ich ruhig, weil ich mich viel zu sehr geschämt hätte Lärm zu machen. Das Geheul und das Gebrause wurde jedoch immer stärker, bis es schließlich zu einem wahren Aufruhr kam und in allen möglichen und unmöglichen Tonarten endete. Noch einige Schmerzenstöne, wie von einem schwerverwundeten Sterbenden, dann Totenstille — und wirklich, es blieb ruhig. Lange konnte ich nicht einschlafen. Als ich am Morgen beim Kaffee mein Erlebnis erzählte, lachten sie alle und entschuldigten sich, daß sie mir nicht mitgeteilt hatten, daß vor Mitternacht die Wasserleitung im Hause abgestellt werde. Jetzt erst sah ich in meinem Zimmer die vielen übertapezierten Röhren, die mir das unerwünschte Konzert bereitet hatten.

Außerordentlich viel Interesse in malerischer Hinsicht bot mir die Stadt selbst. Schon die Aussicht aus Wilkens Wohnung war unvergleichlich; der Blick über den Hafen, der Vater Wilkens Bereich war, bot eine herrliche Winterlandschaft. Die Schiffe, die unzähligen Masten waren mit Schnee und Eis bedeckt, dazu das Tauwerk „aufgeschossen" und die Segel festgemacht. Alles war weiß, ein wundervoller Anblick bei Sonnenschein, freilich nicht für den Seemann, der feiern mußte; denn die Schiffe lagen alle ruhig da, kein Kommen und Gehen änderte das Bild. Die Elbe war, soweit man sehen konnte, zugefroren. Wie schön war der Binnenhafen mit dem alten, schwimmenden Baumhaus, worin die Rheder, Makler und Kapitäne verkehrten und ihre Musterungen, „die Heuer", wie es in der Seemannssprache heißt, mit der zu werbenden Schiffsmannschaft abschlossen. Den Eindruck einer holländischen Stadt machten die beiden Vorsetzen mit ihren Seitenstraßen, der engen

„Stubbenhuk" und dem Herrengraben, dem steilen, holperigen Weg hinauf nach der zopfigen Michaeliskirche und durch die Schaarstraße und das Schaartor über die alte Holzbrücke mit dem Blick in den Fleet, und weiterfort nach der Admiralitätsstraße. Wie erfreute ich mich an der abwechselnden, farbenreichen Architektur, an den malerischen Kanälen, welche den Verkehr in die tiefer gelegene Altstadt durch Schleusen vermitteln. Eine Menge der anziehendsten Bilder geben die Schleusen und schöngeformten breiten Treppen zu den mit Schuten besetzten Kanälen. Auch hier alles erstarrt in Schnee und Eis. Da, wo nach dem furchtbaren Brande im Jahre 1842 ein neues Hamburg entstanden war, war der Unterschied zwischen Alt- und Neustadt nicht zum Schaden ausgefallen. Allenthalben das großartigste Städtebild, wie es sich besonders am Rathausmarkt zeigte; der Glanzpunkt war die neuerbaute gotische Nikolaikirche mit ihrem stolzen Turm[1]). Auch die Binnenalster mit dem alten und neuen Jungfernstieg und dem Alsterdamm, und der Reisendamm und die Lombardsbrücke zeigen gar köstliche Bilder der vornehmen Seestadt.

Alle Exkursionen durch die Stadt machte ich in Begleitung oder richtiger unter Führung Elisabeths, der durch mich die Augen mehr und mehr für die malerischen Schönheiten ihres prächtigen Hamburg geöffnet wurden. Natürlich wurde im Hause über meinen Enthusiasmus gelächelt; doch das focht mich wenig an, und sie aufzuklären, wäre unnütz gewesen. Auch die Börsenarkaden, wo der Anfang für die spätere große Gemäldesammlung war, wurden oft besucht. Wertvolle Sachen waren da, und ich kopierte mir eines der schönen Klosterbilder von dem Karlsruher Maler von Bayer[2]).

---

[1]) Erbaut von Sir George Gilbert Scott, geb. 1811 zu Gawcott bei Buckingham, gest. 28. März 1878 zu London.

[2]) August v. B. geb. 3. Mai 1803 in Rorschach am Bodensee, gest. 2. Februar 1875 in Karlsruhe.

Jetzt steht Hamburg groß da, das Ansehen der Künstler ist gewaltig gestiegen, und jeder, der für Kunst Interesse, Verständnis und Mittel hat, trägt dazu bei, die Kunsthalle durch auserlesene Geschenke zu bereichern.

Im Hause selbst zeichnete ich mir auch Erinnerungsblätter, denn es bot in der Tat Anziehendes, besonders die stattliche Wohnstube, die durchaus nichts Prunkendes hatte, aber einen äußerst wohlhäbigen Eindruck machte. Die einzelnen, wirklich hübschen Möbel aus der Empirezeit anzuführen, ist nicht nötig; aber es war einem wohl darin und eine Lust zu sehen, wenn die Sonne die beiden Fenstersimse voll blühender Azaleen und Kamelien, in reichverzierten Porzellantöpfen, beschien. Und welch schöne Stimmung brachte das durch die gelben halbseidenen Vorhänge fallende Licht dem Zimmer! Interessant war die als Zierrat aufgestellte, wohlgeordnete Sammlung von ausländischen Schiffsmodellen, Schmucksachen, Pflanzen, Muscheln, Schmetterlingen und Käfern, alles vom Herrn Kapitän von seinen Reisen mitgebracht. Unter den Bildern oder „Schildereien", wie sie Vater Wilken nannte, führe ich nur den von dem Maler Vetter Beenck aus Altona gemalten Seesturm an, worauf einige von Wilkens Schiffen im Orkan fast zu Grunde gehen, und der Moment, wo er bei St. Thomas beinahe selbst das Leben verlor, die Hauptszene bildet; als zweites das von Wilken gemalte, über dem Pianino hängende, große Aquarell der von ihm von 1818—1845 als Kapitän geführten sechs Segelschiffe, eine wirklich hübsche, verständnisvolle, in der Zeichnung durchaus richtige Arbeit. Auf dem ersten Schiff, der Brigg „Luise", segelte er 1818 als Obersteuermann, nachdem er bei Cuba von Seeräubern angefallen und gänzlich beraubt war, nach Habana, legte dort am 19. Oktober, 24 Jahre alt, sein Steuermannsexamen ab, und brachte es als solcher, da sein Kapitän gestorben, 1820 nach Hamburg zurück. Das zweite ihm zur Führung

anvertraute Fahrzeug, die Brigg[1]) „Jungfrau Emilie", mit welcher er von 1821—1822 innerhalb 10 Monaten drei glückliche Reisen von Hamburg nach St. Thomas machte, brachte ihm großes Ansehen; denn so rasch war man bis dahin noch nicht gefahren. Einige hatten gar nicht bemerkt, daß er weg gewesen, und an der Börse in Hamburg brachte diese schnelle Fahrt eine „förmliche Revolte" hervor. Sein alter Rheder Wappäus, der ihm sehr gewogen war, kaufte ein großes Vollschiff, die „Wilhelmine", das mit 12 Kanonen ausgerüstet im Frühjahr 1823 Hamburg für Habana verließ. Bei der großen Bahama-Bank nähern sich ihm zwei verdächtige Schooner, die Wilken energisch vertreibt. Darauf folgte von 1823—1832 als viertes Schiff die Brigg „Cupido", mit welcher er mehrere glückliche Reisen ausführte[2]). Von 1833—1843 fährt er für Senator Merck, seinen größten Gönner, der Wilken aus Dankbarkeit später (1845) zum Hafenmeister machte, die Brigg „Marianne Pauline", auf welcher er 1834 bei Laguayra ein Barkschiff mit englischer Flagge in Not antraf. Es hatte seine Masten verloren, trieb schon 50 Tage auf offener See herum und war ohne jeglichen Proviant. Seiner nimmt sich Wilken an: dem Schiffe selbst gibt er, was es zur Weiterreise nötig hat, und die 26 Passagiere nimmt er im Einverständnis mit der Mannschaft an Bord und bringt sie nach einem Hafen. Im Juni 1842, als Wilken vor Habana lag, segelte eine englische Fregatte dicht an ihm vorbei, und der Kapitän rief ihm zu: „Do you know that the most of Hamburg is burnt down?" Da er seine Bestürzung wahrnahm, forderte er ihn auf, an Bord zu kommen, und

---

[1]) Brigg ist ein mit zwei vollen und Vollschiff ein mit drei vollen Masten getakeltes Schiff. Vollgetakelt nennt man einen Mast, wenn er fünf Quersegel hat, auch Raasegel genannt. Die Brigg war damals, da noch keine Schlepper existierten, das geeignetste Fahrzeug, um Lastschiffen auf Flüssen bei dem Ansegeln gegen den Strom behülflich zu sein.

[2]) Auf ein Erlebnis aus dieser Zeit komme ich später noch zurück.

J. J. J. Wilken.

zeigte ihm einen Plan der Stadt, worauf die Grenzen der Feuersbrunst angegeben waren. Sein Haus war verschont geblieben.

Es war das letzte Abschiednehmen, als „der arme Wanderer" am 8. Mai 1844 für A. J. Hertz mit der Brigg „Julia" Hamburg verließ, die bestimmt war, die Reise um die Erde zu machen. Glücklich langte er am 9. Juli 1845 auf der Elbe wieder an.

Die Abende brachten oft trauliche Stunden beim strahlenden Lampenlicht; denn wenn der Herr Hafenmeister müde, aber zufrieden von des Tages Last heimkehrte, vor allem die Glut im Ofen schürte und sich dann zu einer Partie Schach rüstete, dann fühlte er sich in Wahrheit in guter Stimmung, selbst wenn es ihm, was fast immer der Fall war, nicht glückte zu gewinnen; Anne, seine Partnerin, war eben eine vorzügliche Spielerin. Einmal zeichnete ich ihn in solcher Verfassung recht charakteristisch, es war der Augenblick erfaßt, wo er noch in Hoffnung stand Sieger zu werden, was besonders der Zug um den Mund, das gutmütige Lächeln, ausdrückte.

Elisabeth und ich musizierten dann meistens zusammen, und das sehr gute Instrument brachte mir großen Genuß. Sie hatte ihr Können teilweise ihrem strengen Vater zu verdanken. Lange Zeit hatte er nicht zugegeben, daß in seinem Hause Musik getrieben wurde, bis ihn endlich seine Marie überredete. Nun aber sollte seine Tochter auch wirklich etwas lernen, und so fragte der praktische Mann den Lehrer, wie viel Zeit täglich nötig sei, um etwas zu erreichen. Als dieser meinte, zwei Stunden, da war diese Zeit auch einzuhalten; denn umsonst wollte der Herr Vater sein Geld nicht ausgeben. Kam es doch im Anfang vor, daß, wenn das Töchterchen zu Bette gehn wollte und der gestrenge Herr Papa fragte: „Hast Du auch so geübt, wie es sein muß?" sie sich nochmals an das Pianino setzen mußte, um die vorgeschriebene Zeit vollzumachen. Von den vielen schönen Sachen, die Elisabeth spielte, hörte ich

mit Vorliebe die sechs französischen Suiten von Johann Sebastian Bach, die sie in der gestochenen Originalausgabe besaß. Als besondere Belohnung für den Fleiß seiner Schülerin brachte der Lehrer, Herr Petersen, öfters seine Geige mit und spielte mit ihr Mozarts und Beethovens Violinsonaten. Zu ihrem Gesanglehrer, Herrn Musikdirektor Voigt,[1]) dem alten Freunde meines Vaters, der den von ihm gegründeten Cäcilienverein leitete, gingen wir in die Vereinsproben und verbrachten dann noch die Abende in dem anziehenden Familienkreise.

Nicht selten verstand sich der Hausvater dazu, aus seinem Leben zu erzählen, was freilich den Anderen schon oft Gehörtes brachte, mir aber, da er packend schilderte, von großem Interesse war. Der alte Seemann hat auch aus seinem reichen Leben vieles niedergeschrieben, was, wenn auch Stil, Orthographie und Interpunktion gänzlich veraltet sind, doch gerade wegen dieser Schreibweise für alle Zeiten wertvoll bleiben wird.

Ein dazu Berufener, der des alten Wilken Lebensaufzeichnungen las, hat gesagt: „Ich bin überzeugt, daß eine Zeit kommt und im Einzelnen schon da ist oder immer dagewesen ist, wo man solche Sachen eifrig suchen wird. Das bloß interessante Erlebnis ist in dem erzählten Lebenslauf so nebensächlich, und der einfache, kraftvolle Charakter des Mannes tritt so diskret und unnahbar darin auf, daß ich nur stets wieder darauf kommen muß, daß selbst ein Dichter wie Goethe erfreut sein würde, hier ein Stück wahrer Natur zu finden".

Ein Erlebnis, das Wilken anführt, will ich hier erzählen, da es großen Eindruck auf mich gemacht und mich zu der Ueberzeugung gebracht hat, daß, wer solch hochherziger Tat fähig ist, bei mancherlei unbegreiflichen Fehlern ein edler Mensch und großer Charakter ist. Es war im März 1827, als Wilken von St. Thomas mit der Brigg Cupido heimfuhr. Glücklich war die Reise bis in die Nähe von Helgoland zurückgelegt. Da kamen

[1]) Carl V., geb. 29. März 1808 in Hamburg, gest. 6. Februar 1879 ebenda.

zwei „Schnigger“,[1]) jeder mit elf Mann, heran und baten ihn, er möchte doch einen Lotsen von ihnen nehmen. Zu jener Zeit waren die Helgoländer recht arm. Er nahm also einen und versprach ihm „gutes Geld“. Die anderen baten um Proviant, wovon er denn auch reichlich austeilte. Er fragte den Lotsen, ob er auch Bescheid wisse; dieser versicherte, ja. Weil sie nun bald in die Elbe einsegeln müssen, geht Wilken etwas hinunter, nimmt sein Mittagessen ein und zieht sich um. Als er wieder auf Deck kommt, sieht er, daß ganz verkehrt gesteuert wird, ruft den Lotsen und fragt, was das bedeute. Dieser meint, er wolle zur Sicherheit die Südseite nehmen. Wilken jedoch, obwohl er von Falschheit noch keine Ahnung hat, berechnet schnell den Kurs und findet, daß er schon in der Weser ist, läßt natürlich gleich den Kurs ändern, um nach der Elbe zu kommen; glücklicherweise ist der Wind dazu günstig. Noch schreibt er es der Unerfahrenheit des Lotsen zu. Als er aber auf halbem Wege zur Elbe ist, sieht er dieselben beiden Schnigger vor dem Wind der Till [2]) zusegeln. Da geht ihm ein Licht auf, daß die Spitzbuben sich beraten haben, sein Schiff zu versegeln.[3]) Er bindet dem Kerl Hände und Füße und schlägt ihn so lange, bis er die Wahrheit bekennt. Als Wilken nach Cuxhaven kam, wollte er ihn der Behörde übergeben; da umfaßte aber jener seine Kniee und weinte bitterlich. Er sagte, daß er neun Kinder habe und, wenn man ihn anzeige, total ruiniert sei. Und so dachte der Wackere: „Gott hat Dir soweit geholfen, was nützt Dir Rache“! „Also hat er ihn vermahnt, ihm gedroht, vergeben und ihn ziehen lassen“.

Siebzehn Jahre darnach, im Monat März 1844, beauftragten die Herren Merck & Co. Wilken, auf Rechnung für Rotterdam nach Helgoland zu reisen, um ein aufgefahrenes

---

[1]) Das sind kleine Fahrzeuge.
[2]) Einige am Land gelegene Höfe.
[3]) D. i. irre zu führen.

holländisches Schiff wieder flott zu machen und wegen der Bergung der Ladung mit den Helgoländern zu verhandeln. Er war schon längere Zeit dort, ohne etwas ausrichten zu können. So ist er eines Abends zwischen vielen Seeleuten am Strande und wendet sich zu einigen mit der Frage, ob sie sich wohl noch erinnerten, wie im März 1827 22 Mann sich beraten hätten, sein Schiff, die Brigg Cupido, zu versegeln. Er möchte gern seinen Lotsen einmal wiedersehen! Da faßt ihn jemand von hinten an der Hand, und wie er sich umdreht, geht jener still weg. Alle waren sehr bestürzt. Er sagte weiter nichts und ging fort. Als er aber am Morgen aus seinem Gasthof tretend wieder nach dem Strande wollte, kamen ihm Mädchen in weißen Kleidern mit Blumen entgegen und gaben ihm das Geleit nach dem Schiff, für das in der Nacht alle Hindernisse beseitigt worden waren, sodaß es nun frei weggeführt werden konnte.

Das Bewußtsein jener Tat und der Lohn, den sie zur Folge hatte, erfüllten Wilken mit größerem Stolz als die Anerkennung, die ihm von seiner Behörde, ja von ganz Hamburg und selbstverständlich von Holland wurde.

Kann ich die Tage, welche ich in Hamburg zubrachte, durchaus schöne nennen? Damals war ich 24 Jahre alt; jetzt zähle ich 70! Da hat sich das Urteil geklärt und unumstößlich festgestellt. Mir bildet Hamburg, wo sich ein so langes Stück Leben meiner Elisabeth abgespielt hat, und wozu in der Folge unsere Familie in Beziehung stand, eine wehmütige Erinnerung in der eignen Rückschau. Ich bin in Hamburg von allen Seiten so beherrscht und mit Gebiß und Zaum geleitet worden, daß ich selbst nicht begreife, wie man mich nicht mehr gezähmt hat; es ist mir von dorther ein Widerwille gegen jede derartige Unterdrückung geblieben.

Die vielen Gesellschaften oder Brautfêten, wie sie genannt wurden, waren meist eine wahre Pein für mich; ich fühlte mich oft einsam bei all dem Glanz; denn obwohl ich mit

einer großen formellen Freundlichkeit behandelt wurde, merkte ich doch, daß die Ehre, die man mir scheinbar mit erzeigte, allein dem Hause Wilken galt. Hoch ging es dabei her, ich habe niemals wieder solchen Luxus mitgemacht; eine Familie suchte die andern an Genüssen zu überbieten. Den Hauptreiz bei solchen Zusammenkünften bot meist das mir entsetzliche, stundenlange Kartenspiel, wobei die Sucht und Hast zu gewinnen bei den Frauen oft größer war und unangenehmer wirkte als bei den Herren. Ich las einmal: „Die Weiber sind die größten, die leidenschaftlichsten Glücksspieler, welche es gibt. Sie sind die gebornen Spieler. Die Aufregung des Glücksspiels übt einen mächtigeren Reiz auf sie aus, als je auf einen Mann."

Nicht viel anders ging es beim Schachspiel zu. Die Herren sagten sich gegenseitig Grobheiten, Schimpfworte über dumme Züge, die den Unbeteiligten zum Maulaufreißen veranlaßten. Auch Zwistigkeiten über vermeintliche Versetzung der Figuren während kurzer Abwesenheit traten zu Tage.[1])

Einige Persönlichkeiten, komische und ernste, welche in dem Wilkenschen Hause verkehrten, will ich zu zeichnen suchen. Da war vor allem Herr Romundt, ein Herr im vollsten Sinne des Wortes, eine königliche Gestalt mit silberweißem Haar, der oft sonntags zum Mittagstisch gebeten wurde. Er hatte sein Vermögen verloren und konnte sich nicht hineinfinden, sich von anderen, die ihm nun seine einsamen alten Tage zu verschönen suchten, abhängig zu wissen. Bei Wilkens fühlte er sich wohl und benahm sich auch, als gehörte er mit zur Familie. Er hatte, wenn er von Altona kam, immer bedeutenden Durst, und da er ein großer Freund von Weißwein und weißem Zucker war, so stellte ihm die gütige Mutter jedesmal die

[1]) Wenn ich die Namen der in Wilkens Haus verkehrenden Familien nicht nenne — noch lebt gar manches Glied derselben — so geschieht das, weil es ihnen vielleicht nicht genehm wäre, hier angeführt zu sein.

Zuckerdose und eine Flasche Rheinwein zur Verfügung, die er denn auch mit Behagen selbst entkorkte und bis auf den letzten Tropfen leerte, und zwar so, daß er ein Stück Zucker nach dem andern in den Wein tauchte und lutschte, ein unendlicher Genuß für ihn, begleitet von der stehenden Redensart: „Madame Wilken, es löscht doch nichts besser den Durst als Zucker in Weißwein getaucht." Dabei wurde die Dose immer leerer, bis endlich die Hausfrau herzukam und mit den Worten: „Ja, mein lieber Herr Romundt, das sehe ich; doch wollen wir jetzt, daß das nächstemal auch noch etwas da ist, Schluß machen," die Dose wegnahm. — Ein anderes Original, „der arme, kleine, buckelige Herr Meyer", ein ehemaliger Zeitungsreporter, hatte auch einen bestimmten Tag, an welchem er sich einstellte. Er kam sich in dem Hause vor, als sei er im Lande Gosen, und man gönnte ihm dieses Glück, besonders die Damen waren für seine Erholung besorgt. Dem Herrn Hafenmeister war er durch sein vieles Sprechen, das er meinte für die Verpflegung bieten zu müssen, fast lästig; er sorgte daher stets dafür, daß der Gast nach dem Kaffee, der dann immer früh gebracht wurde, gehen konnte. Meyer hatte Wilkens Familienwappen aufgefunden, das er, von des Hauses Tochter auf eine Tasse gemalt, ihm als Geburtstagsgeschenk gab. Denn Elisabeth „pinselte" auch, wie sie sich ausdrückte, und machte ganz nette Sachen. Das half aber nicht über die Kluft hinweg, die zwischen ihm und Wilken bestand. Der Aermste konnte einen wirklich dauern; jedoch das Haus atmete wegen des Herrn Hafenmeisters erst wieder auf, wenn der Gast seinen Heimweg antrat, auf dem ich ihn zu geleiten aufgefordert wurde. Allein konnte der fast erblindete Alte den weiten Weg nicht finden; schon oft hatte er sich verlaufen.

Die Dritte im Bunde war ein Fräulein Mine Kahle, die mir entsetzlich war, nicht allein wegen ihrer Anmaßung bei aller Armut, sondern auch wegen der peinlichen Figur, die sie spielte. Die an Armen und Beinen Gelähmte brachte der

Kutscher wie einen Götzen herauf und setzte sie an ihren Platz, wo sie still wie ein Haubenstock saß. Auch ihre Sprache war in Folge der Lähmung sehr angreifend und die Manieren wenigstens für mich schauerlich. Sie wurde von Mutter Wilken gefüttert, wie sich „der Herr" in spaßhafter Weise ausdrückte. Wenn die Zeit des Fortgehens kam, trug sie der Kutscher wieder hinunter in den Wagen.

Dann und wann kam Herr Pastor Reuscher, ein altes Familienstück aus dem Flüggeschen Hause in Altona, zu Besuch, ein steinaltes Männchen mit Kniehosen und hohen Schaftstiefeln, Frack, gestreifter seidener Weste und reichem Krausenhemd. Den Spazierstock schulgerecht führend, kam er angestolzt und verlangte unbedingte Hochachtung, die ihm denn auch in reichem Maße zuteil wurde. In seiner Rede — und diese war stets lang — durfte ihn niemand stören; sogar Vater Wilken, der doch wenig Rücksicht nahm, wurde von ihm in Schach gehalten. Ich erinnere mich noch, wie er uns als Hochzeitsgeschenk einen silbernen Punschlöffel brachte und uns diesen mit einer schwülstigen Rede, für welche er ausdrücklich um Gehör bat, überreichte. Immerhin ein wohlwollender Mann, aber ein Rationalist, wie er ausgeprägter nicht im Buche stehen kann.

Alle diese machten, wenn auch wenig nutzbringend, einen nicht zu verwischenden Eindruck auf mich; aber einen Onkel Elisabeths, Benjamin Levett aus Hull, hielt ich hoch, als ich ihn vor dem Schlafengehen — ich bewohnte ein Zimmer mit ihm — auf die Kniee sinken sah und laut zu Gott beten hörte. Obschon ich kein Wort verstand, vernahm ich doch aus dem Ton seine Aufrichtigkeit und Inbrunst, außerdem wußte ich mit Bestimmtheit, welch ein ernster Mann er war. Auch seine Doris, Schwester von Mutter Marie, war eine ganz vortreffliche Frau und die einzige aus dem Schwarm der Tanten, die, da sie selbst Kinder hatte und viel Kreuz und Elend in ihrem Ehestand erlebt hatte, Verständnis für uns zeigte.

Sonntags besuchte ich mit Vorliebe die Kirche, wo ich treffliche Geistliche hörte. Der Gottesdienst hatte etwas überaus Feierliches, Erhebendes. Die großen, weißen Halskragen der Geistlichen gefielen mir sehr. Die Kirchenältesten, welche auch solche weiße Koller trugen, amtieren zu sehen, besonders wie sie die Klingelbeutel an den langen Stangen durch die Reihen gehen ließen, brachte — war es auch eine merkwürdige Sitte — für den Fremden und noch dazu Künstler manch schönes Bild. Auch daß der Geistliche durch die ihm gegenüberhängende Uhr an die Zeit gemahnt wurde, war mir neu.

Die nahe Michaeliskirche wurde oft besucht; hier predigte ein gewaltiger Mann, D. Rehof, eine große, würdige Erscheinung. In der gotischen Jakobikirche hörte ich später Wilhelm Baur, einen hinreißender Kanzelredner. Wie waren die Gotteshäuser stets gedrängt voll, und welche Erquickung gewährte der schwungvolle Gemeindegesang! Ein für mich aufs neue unleidlicher Gebrauch war es aber, daß sämtliche Plätze vermietet waren; für andere Leute waren im Hintergrund einige Bänke aufgestellt. Bei Wilkens herrschte eine ähnliche unbegreifliche Hausordnung: das Dienstmädchen mußte zu den Hausandachten seinen Stuhl, um die Polstermöbel zu schonen, aus der Kammer, oft nicht ohne Verdruß, besonders mir gegenüber, mitbringen. In die Schiffskirche, ein Wachtschiff, wo für die im Hafen weilenden Seeleute ein Gottesdienst eingerichtet war, der jedoch kaum von diesen besucht ward, gingen wir dem Geistlichen zuliebe und waren denn auch die einzigen Hörer.

Das Weihnachtsfest nahte und mit ihm mein Fortgehen. Wir beide putzten uns ein Bäumchen, das aber nur über die Feiertage von dem Herrn Hafenmeister geduldet wurde. Er hatte eben gegen jedes Außergewöhnliche in seinem Hause eine gründliche Abneigung. Die Hauptfeier bestand in der Armenbescherung. Große und Kleine kamen zu den für sie bestimmten Stunden; die Kinder mußten die Weihnachtsgeschichte- und

lieder hersagen und empfingen dann ein Jegliches seine Gaben. Darnach fand das hergebrachte splendide Karpfenessen statt. Am Weihnachtsmorgen gingen wir in die Ansharkapelle. Hier hörte ich wie aus einem Munde das schöne Weihnachtslied: „Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich", das ich noch nicht gekannt, und das mich durch die Art, wie es gesungen, so ergriff, daß ich kaum meiner Bewegung Herr wurde.

Die Festtage vergingen mit Gesellschaftgeben und Jngesellschaftgehen und brachten mehr Abwechslung als erwünscht war, und diese Unruhe hörte auch erst mit dem Neujahrstage auf. Am 1. Januar zeigte sich Hamburg in seiner ganzen äußeren Pracht, und auch Vater Wilken mußte seine Staatsuniform anziehen und mit seinen Kollegen zur Gratulation bei Bürgermeister und Rat die Umfahrt machen. Den Dreimaster auf dem Kopfe, im Schmucke des rasselnden Pallaschs und der prächtigen Epaulettes mit den schwergüldenen Fransen, stieg er in den ihn abholenden Galawagen, von der gaffenden Menge drunten an den Vorsetzen bewundert und glücklich gepriesen. Freude hat solche Auszeichnung dem guten Alten gewiß gemacht, denn er schmunzelte mit dem ganzen Gesicht, wenn er in militärischer Haltung den Seinen gegenüberstand und sich in seiner Würde als Hamburgs Hafenmeister zeigte.

Das war Hamburg im Winter; den Sommer drauf (1857), als ich meine ersten Juliferien — damals waren es nur drei Wochen — wieder dort zubrachte, lernte ich auch die Umgebung der alten Hansastadt kennen und erfreute mich an der landschaftlichen Pracht: die Uhlenhorst an der Außenalster, in deren Nähe Scharen von Schwänen wohnen, ist gemeiniglich das erste, was der Fremde zu sehen bekommt. Die ländlichen Orte Harvestehude, Eppendorf mit dem Andreasbrunnen, Winterhude zeigten in ihrer Bauart, besonders an den schönen Gehöften, schon den holsteinschen Charakter. Das idyllische Wandsbeck, wo der liebe Matthias Claudius, der „Wandsbecker Bote", gelebt, besuchte ich; sein friedliches Heim dicht

an der Chaussee stand damals noch. Ich ging auf den alten Friedhof an sein Grab, wo er den Botenstab niedergelegt, durchstreifte das kleine Gehölz, seinen „Lieblingsspaziergang", wo ein Granitblock mit Tasche, Stab und Hut, den Abzeichen des Boten, an den Dichter des oft gesungenen schönen Abendliedes: „Der Mond ist aufgegangen", erinnert. Herrlicheres aber schaut man an den hochaufsteigenden Ufern elbabwärts. Nie werde ich Ottensen vergessen wegen des kleinen Kirchhofes, auf welchem im Schatten einer Linde Klopstock mit seiner Meta ruht, als „Saat von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen." Nicht minder sehenswert war Rainvilles Garten, zu jener Zeit noch ein Hauptanziehungspunkt der Hamburger Welt, deren Equipagen oft einer Wagenburg gleich auf dem ausgedehnten Rondell hielten. Schon das vornehme, palastartige Restaurationsgebäude in antikem Stil mit dem säulengetragenen mächtigen Portikus, zu welchem eine pompöse zweigeteilte Treppe führte, mußte zum Eintritt einladen. Aber nun erst die terrassenartigen Gartenanlagen, wo, ich möchte sagen, jeder Besuchende versteckt sitzen konnte. Die Aussicht auf die hier weithin sichtbare inselreiche Elbe, von weißen Seglern durchfurcht, war entzückend. Und welch ein Spaziergang durch die Parks der Senatoren Jenisch, Godefroy und Bauer nach Flottbeck und Blankenese mit seiner kleinen Hügelgruppe, dem Süllberg!

Auch das herrliche Kiel wurde besucht. Dort wohnte ein wohlhabender Onkel Elisabeths, Herr Ernst Flügge, ein prächtiger Mann, dem sein Holstein über die Maßen lieb war. Mit Freude zeigte er uns die interessante Stadt und ihre Umgebung, das schöne Gehölz Düsternbrook mit dem Blick auf die Ostsee, das reizende Fischerdorf Ellerbeck und in der Ferne den Ploener See. Ja, um dieses Kleinod, Holstein, wieder zu erlangen, lohnte sich das Jahr 1864 mit seinen Opfern für uns Deutsche!

Gern kehrte man nach solchen Ausflügen in Wilkens Haus zurück, wo die Aussicht auf den Hafen nun ein wesentlich

anderes Bild als zur Winterszeit bot. Damals war alles tot, jetzt ein Leben sondergleichen, geräuschvoller Handelsverkehr, wo der Blick über den Mastenwald hinstreifte. Schiffe und Angehörige aller Völker sah man, sonnverbrannte Gesichter, wetterfeste Gestalten, deren lebendiges und buntes Treiben mich oft lange fesselte. Sie vollbrachten ihre Arbeit unter beständigem Singen schöner, aber schwermütiger Melodien, deren Text mitunter nicht wertlos war. Auch bei Mondschein am Fenster zu weilen, besonders wenn zur Nachtzeit der Gesang der Matrosen zum Sternenzelt emporstieg, hatte einen großen Reiz.

Ein sehr lohnender Gang war es auch jetzt zur Sommerszeit längs der Vorsetzen, wo man unter dem Laubdach der „dicht an dicht" stehenden alten Linden wandeln konnte, durch welche immer das hübsche, mit weißen abgesetzten Fugen durchzogene Rot der Backsteinhäuschen mit den freundlichen, blumengeschmückten Fenstern und Türen leuchtete. Oder weiter am „Baumwall" hin, „beim alten Waisenhaus" nach der „Kehrwiederbrücke" mit dem „Bildstöckl", einem Seesturm, mit einer Sammelbüchse für verunglückte Seeleute, nach dem „Kehrwiederwall", wo Nagels[1]) Mühle zwischen den gewaltigen Bäumen hervorlugte. Das Leben und Treiben dort bot ein Hamburger Charakterbild. Doch von alledem ist heute kaum ein Stein mehr auf dem anderen: Wasser und Land haben weithin die Stelle getauscht, und was damals Dörfer waren, sind nun Teile der Riesenstadt.

Des Herrn Hafenmeisters Dienst war sehr anstrengend. Selbst des Nachts mußte er fort, um den ankommenden Schiffen den Platz im Hafen anzuweisen oder auch ihnen beim Kommen und Gehen Hülfe zu leisten, was die Seeleute „einholen" und „ausholen" nennen. Der Alte konnte einem wirklich leid tun, wenn er so ermüdet und dabei beschmutzt heimkam; denn sobald ihm einer seiner Leute nicht recht anfaßte, griff er, um

[1]) Eine dem Hause Wilken befreundete Familie.

zu zeigen, wie man arbeiten müsse, gleich selbst an. Einmal fand er dabei während der Ebbe im Elbhafenbette einen Thaler von 1539, dessen Hauptseite die einander gegenüber gesetzten geharnischten Hüftbilder: Georg (geb. 1484 † 1543) zu Ansbach, und seinen Neffen Albrecht (geb. 1522 † 1557) zu Kulmbach zeigen. Ich bewahre die Reliquie noch.

War Vater Wilken gut gestimmt, so zog er mich an das Fenster, um mir über das Hafenleben Aufschluß zu geben. Hatte er sich dazu ein Schiff ausersehen und zeigte nun in die Ferne, wobei man, um ihn nicht ungeduldig zu machen, aufpassen, und wenn man es erspäht, ihm dies sofort durch einen Anhaltspunkt beweisen mußte, so kam es doch vor, daß er sagte: „Das ist ja mit bloßem Auge nicht zu erkennen.“ Einmal wies er auf ein Schiff mit aufgehißter Flagge, deren Bild einen Löwen vorstellte, was ich, um mein gutes Auge zu zeigen, sagte. Welch eine Kühnheit war das von mir! Mich mit vernichtendem Blick ansehend, erwidert er: „Was, Du meinst besser zu sehen als ich? Sagte ich Dir nicht, daß man das mit bloßem Auge nicht sehen könne?“ Ich: „Das habe ich damit nicht sagen wollen; aber es ist ganz gewiß ein Löwe!“ Er eilt zum Hause hinaus und springt in seine Jolle. Ich verfolge ihn mit der größten Spannung. Er fährt nach jenem Schiffe, kehrt wieder um und kommt verstimmt heim, ohne das Resultat zu erwähnen; ich wage nicht, ihn zu fragen. Erst bei Tisch wirft er die Worte hin: „Du hast recht gesehen, es ist ein Löwe auf der Flagge; wie das aber zugeht, verstehe ich nicht; denn bessere Augen als wir könnt Ihr Landratten doch nicht haben!“

In seiner freien Zeit forderte mich der Vater wohl auch auf, mit ihm in seiner Jolle unter der Führung seines langjährigen treuen Kasper eine Fahrt durch den Hafen zu machen, der wirklich einen großartigen Eindruck gewährte. Das galt natürlich bei ihm als eine große Ehre für mich, und ich hielt auch ehrlich etwas darauf, denn Wilken sah gar stattlich in

seiner Uniform aus.[1]) Auf Steinwärder wurde die Seemannsschule besucht, und der Direktor Matthiesen ließ auf Wunsch von den angehenden jungen Seeleuten ein Exerzitium auf dem Schulschiff abhalten. Wie hätte ich damals ahnen können, daß einst einer meiner Söhne dort als Schüler seine Laufbahn für den Seemannsdienst beginnen werde? Doch es kam so! Mein Carl, mein Aeltester, der den vollen Namen seines Urahnen, des einstigen wackeren Stadtuhrmachers Johann Friedrich Carl Hoff, führt und am 9. Januar 1869 geboren ward, ging zur See! Wilkens Blut läuft in seinen Adern; sie hatten ihn gefangen genommen, die abenteuerlichen Erlebnisse des alten Seefahrers. Und nun ist er schon ein viel und weit gereister Steuermann! Regelrecht aufsteigend, fährt er für die Rhederei Woermann jetzt als erster Offizier nach Deutsch West-Afrika. Was würden sein Großvater und seine Mutter sagen? Der Alte hätte es wohl kaum zugegeben.

Auch Carl sang nun mit seiner Stentorstimme jene seltsamen Matrosenlieder bei jeder Heimkehr, daß es dröhnte und uns eine Lust war zuzuhören.

„Sag' an, sag' an:
Wann hör ich wieder Deinen Sang,
Ach wann? ach wann?"

Er hat uns einige Lieder aufgeschrieben. Zwei, „die Reise nach Island" und „Mutterschmerz", folgen hier.

Und die Reise nach Island, sie fällt mir so schwer;
O, du einzig junges Mädchen, wir seh'n uns nicht mehr!

Seh'n wir uns nicht wieder, ei, so wünsch' ich Dir Glück;
O, Du einzig junges Mädchen, denk' oft an mich zurück.

[1]) Mit welchem Stolz mag es den Herrn Kapitän erfüllt haben, als er bald nach Antritt seiner Stellung als Hafenmeister von seiner Behörde mit dem ehrenvollen Amte ausgezeichnet wurde, Se. Königl. Hoheit „den Prinzen von Preußen", den nachmaligen Kaiser Wilhelm I., durch Hamburgs Hafen zu führen!

Und des Sonntags in der Frühe kam der Lotse an Bord:
„Guten Morgen, ihr Matrosen, heute müssen wir fort."

Warum denn nicht morgen, warum denn gerade heut'?
Denn es ist ja heute Sonntag für alle Seeleut'.

Der Lotse sprach leise: „Ich trage keine Schuld,
Denn Euer Kapitän, der hat keine Geduld".

Es segelt ein Schifflein, der Wind steht ihm gut,
Und am Großmast steht der Liebste und schwenkt seinen Hut.

Und das Schwenken soll bedeuten: Feinsliebchen, lebe wohl!
Denn wer weiß, ob wir im Leben uns wiedersehn soll'n.

Und das tragische:

Mariechen saß weinend am Strande,
Im Schoße ihr schlummerndes Kind.
Mit ihren schwarzbraunen Locken
Spielt leise der Abendwind.

So arm, so trüb, so traurig,
Sie war so geisterbleich.
Und Wolken zogen schaurig,
Und Wellen schlug der Teich.

Der Geier kreist über dem Berge,
Die Möve zog stolz einher,
Die Lerche steigt in die Lüfte.
Schon fallen die Tropfen schwer.

Schwer von Mariechens Wangen
Die heiße Träne rinnt,
Nimmt seufzend sie in die Arme
Ihr kleines schlafendes Kind.

„Du liegst so still, so verlassen,
Du kleiner, unschuldiger Wurm,
Und träumst nicht von Kummer und Sorgen."
Die Bäume schüttelt der Sturm.

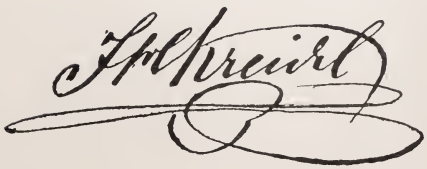
„Der Vater hat verlassen
Dich und die Mutter dein,
Drum bist du eine Waise,
Auf dieser Welt allein.

Dein Vater lebt herrlich in Freude,
Gott lass' es ihm wohl ergehn;
Er denkt nicht an uns beide,
Will mich und dich nicht seh'n.

Drum stürzen wir uns beide
Wohl morgen in den See,
Da sind wir wohl geborgen
Vor Kummer, Angst und Weh!"

Da öffnet das Kind seine Augen,
Schaut freundlich auf und lacht,
Die Mutter preßt's mit den Armen
An ihre Brust mit Macht.

„Nein, nein, wir wollen leben,
Wir beide, du und ich,
Dem Vater sei's vergeben —
Wie glücklich machst du mich!"



Fritz als Schulmeister.

Es war eine Erlösung aus erwartungsvollen Tagen für mich, als endlich am 11. Mai 1857 die „Höhere Bürgerschule der hiesigen evangelisch-protestantischen Gemeinde", die erste über den bis dahin bestehenden vier evangelischen Volksschulen, unter dem „Inspektorat" des älteren Bürgermeisters Herrn Dr. Müller,[1]) der der neuen Anstalt „seine leitende und fördernde Teilnahme zusagte," eröffnet wurde.

„Auf Bericht des Dirigenten der Schule, Herrn Direktor Dr. Paldamus,[2]) einen zweiten Zeichnenlehrer betreffend, ward er ermächtigt, mich provisorisch und unter Vorbehalt einer vierteljährigen Kündigung als Stundenlehrer zu verwenden, derart, daß mir jede wöchentliche Zeichnenstunde mit fl. 40.— jährlich honoriert und ich verpflichtet wurde, nötigenfalls Aushilfestunden in den oberen Klassen zu einem Honorar von 54 Kr. zu geben." Vorerst waren es nur drei Stunden für das perspektivische Zeichnen.

Damit wurden meine Luftschlösser, das mir Höchste, nur die Kunst üben zu dürfen, umgestürzt; ich mußte mich mit dem Gedanken trösten, daß ich darin doch nie eine Leuchte geworden wäre. Gott hatte mich ein Feld finden lassen, auf dem mich das Gefühl des Überflüssigseins nicht verfolgte. Lust und Liebe zu dem Beruf nahmen mit den Jahren immer zu, und ich zweifle nicht, daß der stete Umgang mit den Kindern mich innerlich jung erhielt.

[1]) Dr. jur. Samuel Gottlieb M., Senator und Syndikus, Bundestagsgesandter von 1860 bis 11. Juli 1866, geb. 20. Januar 1802 in Frankfurt a. M., gest. 1. Dezember 1880 ebenda.

[2]) Dr. phil. Friedrich Christian P., geb. 28. Juli 1823 in Dresden, gest. 5. Dezember 1873 in Frankfurt a. M.

Mit herrlichen Männern führte mich mein Amt zusammen; vieler gedenke ich mit der größten Hochachtung und Verehrung. „Geistweckende, heitere Geselligkeit war eine mächtige Stütze unseres gemeinsamen frischen, freudigen Berufslebens. Die reichen Gaben einzelner bei unseren Zusammenkünften — Humor und gutmütige Ironie fehlten nie — würzten die ernste Arbeit."

Wer so lange, wie es mir vergönnt war, die Lehrtätigkeit übte, der muß von ihr mit Achtung sprechen, und ihn müssen gehässige Urteile über alles, was Lehrer, besonders Elementarlehrer heißt, mit Unwillen erfüllen. Was bringen die Namen: Paldamus, Barth, Basse, Cassian, Collischonn, Fester, Fresenius, Gauff, Gräf, Kirschten, Kreidel, Mauß, Noll, Pfeil, Schultze und Seibt für Erinnerungen an Schulmänner, die das, was sie gesollt, auch redlich gewollt![1]) Nicht wenige von ihnen waren so von ihrem Beruf begeistert, daß sie ihn nicht mit einem glänzenderen und gewinnbringenderen vertauscht haben würden.

Von dem Dirigenten berichtet Direktor Scholderer[2]) nach dessen Tode: „Das organisatorische Talent, welches Paldamus auszeichnete, die Dispositionsfähigkeit und die Raschheit der Entschließung, die seltene Gabe, mit geringem Aufwande von Mitteln die Ordnung der Schule aufrecht zu erhalten, auf welche er mit Recht stolz war, dies alles ist in engeren und weiteren Kreisen" — trotz seiner Schwächen — „anerkannt worden."

Vier Männer aus jener wackeren Schar waren von besonderem Wert für mich: Ich nenne zuerst den Kandidaten

---

[1]) Von diesen leben noch außer meiner Wenigkeit die Herren Konsistorialrat Pfarrer Dr. phil. Basse, Pfarrer Collischonn, Carl Gräf, später Lehrer an der Klingerschule, und der Gesanglehrer August Mauß.

[2]) Dr. phil. Emil Sch., Direktor der Adlerflychtschule von 1876 bis 1900, geb. 13. September 1831 in Frankfurt a. M.

Philipp Colliſchonn,[1]) einen Mann, von deſſen Äußerem man ſich ſchon angezogen fühlte, einen Menſchen von edler, reiner Denkweiſe, der niemals auch nur über eines ſeiner Worte zu erröten brauchte, von Lehrern und Schülern geachtet und geliebt. Dann Profeſſor Dr. Karl Freſenius,[2]) „der Mann mit dem Apollokopf," eine ideal angelegte Natur. Sein lebendiges Intereſſe für meine Unterrichtsmethode war durch nichts ins Wanken zu bringen; er war mein treuer Fürſprech, der einzige aus dem Kollegium, der, da er ſelbſt zeichnen konnte, etwas von meinem Amte verſtand und — hielt. Ferner Heinrich Kreidel,[3]) ein geborner Schulmeiſter, dem die Knaben mit Recht den Beinamen „Kraft" gaben. Hatten einem die feſte, gedrungene Geſtalt, der mächtige Kopf, die breite Stirn, das durchdringende Auge eine gewiſſe Scheu eingeflößt, ſo wurde ſie durch die wohltuenden Geſichtszüge bald in Vertrauen umgewandelt. Und die gewaltige Stimme, wie ein Strom quoll ſie aus ſeinem beredten Munde! Wahrlich, eine achtunggebietende Perſönlichkeit, von allen gleich geliebt. Obſchon nur ſechs Jahre älter als ich, ſtand er mir doch wie ein Vater zur Seite und zeigte mir mit viel Liebe den Weg, einen feſten Stand in den Klaſſen zu bekommen. Ja er fragte mich, ob er jederzeit in meine Stunden eintreten dürfe. Kam er dann wie von ohngefähr und machte ſich an dem Klaſſenſchrank etwas zu ſchaffen, ſo horchte er auf meinen Unterricht und drückte mir beim Fortgehen die Hand leicht oder ſtark; das erſtere, das mehr vorkam, bedeutete Unzufriedenheit mit meinem Auftreten. Wir ſtanden uns von Anfang an nahe und blieben einander in

---

[1]) Philipp Jak. C., geb. 21. November 1824 in Frankfurt a. M., berufen 29. Juli 1859 nach Niedererlenbach, zum Pfarrer an der Paulskirche erwählt 22. November 1868, emerit. 1898.

[2]) Dr. phil. Friedrich Karl F., geb. 24. Juni 1819 in Frankfurt a. M., Profeſſor ſeit 1869, emerit. 8. Juni 1875, geſt. 18. Auguſt 1876 ebenda.

[3]) Joh. Heinrich K., geb. 28. Mai 1826 zu Ems, geſt. als penſ. Lehrer der Klingerſchule 15. Auguſt 1886.

herzlicher Liebe zugetan. Eine kleine Episode, an welche mich der vortreffliche Mensch noch auf dem Krankenlager unter Tränen erinnerte, will ich erzählen: Es war Hochsommer. Kreidel hatte nach Schulschluß die Arreststunden im „Café Kreidel" zu halten und ward von großem Durst gepeinigt, was er mir im Vorübergehen ins Ohr raunte. Kurz entschlossen ging ich in die nahe Brauerei zum „Essighaus" und holte dem Braven ein Seidel Bier, woran er sich, nicht wenig erstaunt, dankbar lächelnd in der gegenüberliegenden leeren Klasse erquickte. Diese von mir an ihm geübte Barmherzigkeit, „die Durstigen tränken", hat zu unserem so schönen Verhältnis viel beigetragen.

Und endlich der Vierte war mein Altersgenosse Friedrich Noll,[1]) der aus eigener Kraft groß Gewordene, später Professor am Gymnasium wie auch Dozent der Naturwissenschaften am Senckenbergianum. Mit ihm hatte ich im Gymnasium auf einer Schulbank gesessen, und nun verband uns das Amt.

Bald wurden noch zwei gute Kameraden aus dem Gymnasium, Friedrich Bastier und cand. theol. Hermann Dalton, als „außerordentliche Lehrer" herangezogen. Daß sie etwas Außerordentliches sein mußten, zeigte die schnelle Beförderung: Dalton erhielt einen Ruf als Prediger an die deutsch-reformierte Gemeinde in St. Petersburg, und Bastier wurde ob seiner „Tüchtigkeit" zu unserem lebhaften Bedauern als Lehrkraft an der „mittleren Bürgerschule" angestellt.

Man denke nicht, daß es mir beim Beginn meiner Tätigkeit den Schülern gegenüber besonders leicht geworden sei. Ich bekenne ehrlich, daß ich zuweilen Wichtigeres von ihnen, als sie Nützliches von mir lernten! Oft war ich im jugendlichen Übereifer viel zu rasch im Reden und Handeln!

Bald gaben mir die Knaben irrtümlich den Spitznamen „Nickeles". Nach dem Grund gefragt, meinten sie, im Städel-

[1]) Dr. phil. Friedrich Carl N., geb. 22. September 1832 zu Niederrad, Professor seit 1883, gest. 14. Januar 1893 in Frankfurt a. M.

schen Kunstinstitut stehe unter dem Bilde, die Grablegung Christi nach Perugino, „gezeichnet von Joh. Nicolaus Hoff." Trotzdem ich ihnen sagte, die Zeichnung sei nicht von mir, trug ich, so lange die „Höhere Bürgerschule" bestand, den verunstalteten Beinamen „Nickeles", der schon meinem Vater als Kind beigelegt worden war. Er dünkte ihnen für mich passend. Noch heute werde ich dann und wann bei Begegnungen mit alten Schülern daran erinnert."[1])

Schon am Schluß des ersten Schuljahres 1858 wurde die junge Anstalt von einem Verlust betroffen. Unser an Jahren ältester Kollege, der Zeichnenlehrer Gauff, hatte mit der ihm eigenen Emsigkeit für die Ausstellung der unter seiner Leitung gefertigten Zeichnungen gesorgt und den Prüfungen beigewohnt, auch sich noch der für sein Alter beschwerlichen Arbeit der Wiederabnahme der Blätter unterzogen, obschon er sich unwohl fühlte. Dabei hatte sich der Ärmste einen Netzbruch zugezogen. Mein, des fast dreißig Jahre Jüngeren, Anerbieten, ihm behülflich sein zu dürfen, hatte er abgelehnt. Da traf uns plötzlich, wenige Tage nach Beginn der Ferien, die erschütternde Kunde von seinem nach kurzem, aber schmerzlichem Krankenlager am 29. März erfolgten Tode. Mir war es bei seinem Scheiden ein befriedigendes Gefühl, mit dem in mancher Beziehung wunderlichen Mann stets gut gestanden zu haben. Doch wie es oft in dieser Vergänglichkeit geht, so auch hier: des Einen Tod wurde des Anderen Brot. Ich bekam, obschon sich andere dazwischen drängen wollten, auf meines Direktors energisches Eintreten die Knaben- und Maler

[1]) Mir wurde dadurch der Name meines Vaters „Johann Nicolaus" nicht verleidet; nein, im Gegenteil, er blieb mir so wert, daß ich ihn meinem zweiten lieben Sohne — freilich nicht zu dessen Freude, denn auch er hatte darunter zu leiden — in der Taufe beilegte. Seine Geburt am 12. August 1874 wurde für uns Eltern noch dadurch ein besonderer Gedenktag, daß es der Tag war, an welchem wir 1853 so glücklich im „Paradies" gewandelt.

Christian Becker[1]), ein stiller, fleißiger Mann, obwohl katholisch, die Mädchenschule, was allerdings bei einer ausschließlich evang.-protestantischen Schule als unrichtig bezeichnet wurde. Doch ließ man es geschehen, da ja auch mein Vater als Protestant schon 25 Jahre an den beiden katholischen Hauptschulen war, deutete aber an, daß, wie in der „katholischen Gemeinde" ein Protestant friedlich stehe, unter denselben Verhältnissen auch in der „protestantischen Gemeinde" ein Katholik wirken könne; ginge das nicht, so werde man sich veranlaßt sehen, die Personen zu tauschen. Ich gestehe offen, dies Letztere wäre, obschon es meinen Vater betraf, nicht zum Vorteil für meinen Unterricht gewesen; denn es lag in meiner Absicht, gänzlich mit dem alten Schlendrian des Zeichnenunterrichts, der meist nutzlos und leer betrieben ward, zu brechen und vor allem, neben dem im ersten Jahre nicht ohne Erfolg begonnenen perspektivischen, das Zeichnen nach der Natur, meine besondere Liebhaberei, zu pflegen. Es war meine Überzeugung, daß die Erlernung des Zeichnens nicht allein dem mit Talent begabten Schüler, sondern wie die übrigen Fächer, jedem mit guten Willen Ausgestatteten möglich sei. Und da die Schule, wie Luthmer[2]) so treffend sagt, „für viele die einzige künstlerische Anregung im Leben ist", so sah ich es um so mehr als meine höchste Pflicht an, den in jedem Menschen lebenden Funken zu entfachen, oder wenigstens nicht erlöschen zu lassen.

Um das zu erreichen, mußte natürlich tüchtig geschafft werden. Redlich strebte ich, die kürzeste Bahn nach diesem Ziele zu finden; aber ich mußte sie größtenteils erst brechen und auf kaum betretenen Wegen mich dem Vorbilde nähern,

---

[1]) Ch. B., geb. 20. Februar 1809 in Bornheim, gest. 11. Dezember 1885 in Frankfurt a. M. Bei dessen Pensionierung 1876 wurde mir auch der Zeichnenunterricht an der Mädchenschule übertragen.

[2]) Professor Ferdinand L., Direktor der Kunstgewerbeschule in Frankfurt a. M., geb. 4. Juni 1842 zu Köln a. Rh.

das vor meiner Seele stand. Eifer, Beharrlichkeit und, wie ich mir schmeicheln darf, Lehrgeschick waren meine Begleiter, erfreuliche Erfolge mein Lohn.

Viele meiner Schüler waren Feuer und Flamme, ihre Augen zu gebrauchen und auf diese Art zeichnen zu lernen. Die Platzfrage erregte bei ihnen trotz der Unbequemlichkeit in keiner Weise Unmut: auf den Gängen, im Treppenhaus, im Schulgarten und in der Turnhalle jedem einen passenden Standort anzuweisen, war allerdings bei so vielen Schülern mit Schwierigkeiten verknüpft. Da saßen wir denn, die größte Zahl in dem zweistöckigen Schulhaus auf den Stufen, andere auf den Treppenabsätzen. Jeder hatte ein immerhin schönes Bild vor sich. Auf und ab ging es nun die Treppen, indem ich mich bei jedem niederließ, um mit ihm die vorteilhafteste Aufnahme zu besprechen: Blick gerade aus, hinauf oder hinunter gesehen, in gerader oder schräger Ansicht, sogar manchmal mit den übrigen Zeichnern dargestellt.

In solcher Tätigkeit sah mich einmal ein Oberschulrat aus Bremen, der, vom Direktor geführt, unsere Schule besichtigte. Er äußerte seine Freude ob meiner Arbeit und der Ergebnisse, ließ auch die Bemerkung fallen, daß er diese Art zu zeichnen jetzt auch einzuführen suchen werde. „Ja", meinte Paldamus, „da müssen Sie aber auch einen Lehrer haben, der das versteht, auch sich solcher Mühe, wie das Herrn Hoffs freier Wille ist, unterzieht". Das war das einzige Mal, daß mir mein Direktor Lob spendete!

Es war ein lustiges Leben mit den durchweg netten Klassen. Mein Entgegenkommen war ein sehr freies, sodaß ich den Schülern sogar einmal — es war bei entsetzlicher Hitze — erlaubte, sich ihrer Jacken zu entledigen, und, um ihre Lust an der Arbeit rege zu erhalten, mit ihnen gemeinschaftlich mehrere Volkslieder sang. Mitten in unserer Freude klopfte es vernehmlich, und vor mir stand Direktor Paldamus in seinem Cerevismützchen. Herzlich lachend sagte er: „Herr

Hoff, so wirklich schön es auch klang, kann ich Ihnen das nicht gestatten!" Und sich empfehlend, ging er lachend weiter. Der Mann hatte wirklich gute, treffliche Eigenschaften, ein Pedant war er wahrlich nicht!

Viele talentvolle, korrekte Zeichner hatte ich unter meinen Schülern: eine ganze Reihe vermochte ihr Können in dem späteren Beruf zu verwerten. Es wäre ein eitles Tun, wollte ich die Namen derer nennen, die sich in der Kunst, sowohl als Architekten, Bildhauer und Maler, wie auch im Gewerbe als Dekorationsmaler oder Zeichner hervorgetan haben; aber das darf ich mit Freude aussprechen, daß ich vielen unter ihnen, gerade durch meine Art zeichnen zu lassen, absichtslos den ersten Anstoß zu dem von ihnen gewählten Beruf gegeben habe. Gar mancher kommt heute noch zu mir, spricht mit Vergnügen von der Zeit, in der er meinen Unterricht genossen, und dankt mir für das, worauf ich ihn hingewiesen, und wie es ihm durch meine Anleitung ein Leichtes geworden sei, geometrische und perspektivische Darstellungen zu fertigen. Davon möge ein Fall angeführt sein: Jakob Seipel, einer meiner begabtesten Schüler im konstruktiven Zeichnen, der sich dem Baufach widmete und das Polytechnikum in Karlsruhe besuchte, traf mich Jahre nach seinem Schulaustritt auf der Fahrt nach Darmstadt. Er hatte von meinem Unterricht, durch andere beeinflußt, nicht allzuviel gehalten, machte aber seine Aufgaben trotzdem stets tadellos; ja, als vorzüglicher Mathematiker suchte er in gewissem Sinn meine Kenntnisse zu prüfen. Da drückte es ihn denn doch, als er seinen alten Lehrer, der ihm immer mit Freundlichkeit und Anerkennung entgegengekommen war, so unverhofft wiedersah; er reicht mir im Coupé die Hand und sagt: „Herr Hoff, ich habe mich noch bei Ihnen für das Gelernte zu bedanken; durch die bei Ihnen gesammelten Kenntnisse konnte ich bei meiner Aufnahmeprüfung die beiden untersten Klassen des Polytechnikums überspringen". Mußte mich solches Bekenntniß nicht höchlich erfreuen?

Auch zu ergötzlichen Auftritten gab ich in meinem Amtseifer Veranlassung; denn um den Schülern beim Naturzeichnen anschaulich zu machen, wie beleidigend für das Auge falsche Darstellungen sind, forderte ich sie zuweilen auf, damit sie sich von der Wahrheit des eben Erklärten überzeugten, sich auf dem Heimweg ein Beispiel an einem von mir bezeichneten Platze anzusehen. So geschah es einmal — es war in Klasse IV, bei der Aufgabe „offenstehende Türen" — daß ich sagte: „Geht nachher auf die Vilbelergasse vor Schlossermeister Bilgers Haus und betrachtet Euch auf dem Firmenschild die gänzlich verzeichneten Kassaschränke; Ihr werdet sofort erkennen, daß man überall ohne jegliche Schwierigkeit, wenn man sich die Tür geschlossen denkt, in die Schränke hineingreifen kann". Die Knaben konnten kaum den Schulschluß abwarten, und als es endlich schellte und sie fortdurften, lief die ganze Schar im Sturm hin. Bald war die damals noch recht enge Gasse vor dem genannten Hause von Knaben vollgepfropft, denn immer kamen außer den Passanten noch andere Klassen unserer Schule. Auch viele Kinder, sowohl Knaben als Mädchen, aus den Nachbarschulen blieben stehen, und erstere gaben denen, welche nicht wußten, wodurch der Auflauf entstanden, die Erklärung. Es war ein Heidenlärm; alle sahen nach dem Schild und deuteten auf die Fehler. Der Meister kam heraus und schrie: „Was ist denn hier eigentlich vor mei'm Haus los?" — „Ei, unser Zeichenlehrer hat gesagt, Ihne Ihr Kasseschränk wärn ganz falsch gemacht; mer sollte s(i)e uns e(i)mal a(e)seh(e). Da kann mer ja, wenn die Türn zu sin, iwwerall eneigreife!" Und nun gab's ein Halloh! Der Meister wurde ganz wild, rief: „Ihr Tausendschwernöter, wollt Ihr Euch packe!" und holte einen Stock, um dreinzuschlagen. Da wurde es aber noch ärger. Die Fenster waren mit Zuschauern besetzt, die sich, ohne zu wissen, worum es sich handelte, höchlich an dem Treiben amüsierten. Schließlich mußte die Polizei einschreiten. Das war ein wundervolles Erlebnis

für mich. Ich sah oben von der Straße von Bäckermeister Kopps Haus zu und hielt mir die Seiten vor Lachen. Und was war das ein Willkomm, als ich wieder in die Klasse trat! Solches Manöver habe ich niemals wieder angeregt; aber so oft ich an diesen Lehrgegenstand kam oder über die Gasse ging und mir das Schild ansah, gedachte ich des heiteren Auftritts mit großem Vergnügen.

Ein einziges Mal kam es mir in meiner langen Praxis vor, daß eine Schülerin, die gerne zeichnete, die gegebene häusliche Aufgabe, „selbständig ein Zimmer nebst den Möbeln darzustellen", nicht brachte und unter Tränen im Auftrag ihres Vaters sagte, sie hätte die Stube nicht zeichnen dürfen, weil ich nicht zu wissen brauche, wie es bei ihnen aussehe. Welch ein Gelächter entstand ob dieser Rede!

Während der „öffentlichen Prüfungen", wo in einem Schulsaale die Jahresarbeiten, fast ausschließlich Zeichnungen nach der Natur, systematisch geordnet hingen, war der Andrang der Eltern, die Lust oder Neugierde, die Leistungen zu sehen, stets sehr rege. Nicht ohne Interesse war es dabei für mich zu beobachten, wie viele ihre Wohnräume oder Küche, oder Treppenhaus, oder Werkstatt, oder die Aussicht auf die Straße ꝛc. erkannten, sich gegenseitig darauf aufmerksam machten und ihre helle Freude äußerten. Einmal kam es sogar vor, daß mich ein Vater in allem Ernst fragte, ob das wirklich seine Lili gemacht habe. Auf meine Versicherung, das verstehe sich doch von selbst, bat er mich dringend, ihm die Zeichnung mitzugeben, die lasse er sofort einrahmen. Er ließ nicht ab, bis ich das Opus für ihn herunternahm. Nein, war der Mann glücklich über diese Entdeckung des Könnens seiner Tochter!

Doch genug der Abschweifungen und zum Schluß nochmals zu meiner Tätigkeit als Lehrer. Eine mit ausführlichen Erläuterungen versehene, wohlgeordnete Sammlung von mehr als 300 Zeichnungen nach der Natur von meinen Schülern

und Schülerinnen gibt wohl am besten Zeugnis von der Art und Weise, wie ich meinen Unterricht geübt; sie sind, das darf ich sagen, die Früchte meiner langjährigen Bemühungen und gehören deshalb zu dem Wertvollsten, was ich besitze.

Einer meiner ältesten Schüler, Direktor der Königl. Baugewerkschule zu Unter-Barmen, Herr Professor Dr. phil. Heinrich Seipp,[1]) der die Sammlung vor Jahren sah, bat sie sich zur genauen Durchsicht aus, was ich natürlich einem Fachmann von klarem Verständnis mit Freude gewährte. Seine Auffassung des Ganzen, sein Urteil darüber, verbunden mit ihm lieben Erinnerungen an die Zeit, wo er bei mir in der „Höheren Bürgerschule" war, folgt unverkürzt und und beweist mehr als alles, was ich mir zu sagen erlauben dürfte.

---

[1]) Heinrich S., geb. 8. März 1854 in Frankfurt a. M.

Urteil eines Fachmannes über meinen Unterricht.

Der alte Kuhhornshof bei Frankfurt a. M.

Nienburg a. d. Weser, 14. Januar 1892.

Verehrter Herr Hoff!

Anliegend erhalten Sie die mir freundlichst so lange überlassene wertvolle Sammlung mit bestem Dank zurück. Sie haben mir gestattet, Ihnen darüber meine Ansicht unumwunden auszusprechen. Da ist sie:

Ich bin ein alter Schüler von Ihnen und kann als solcher nie anders als mit warmem Danke des Mannes gedenken, der uns Jungen so recht eigentlich die Augen zum richtigen, scharfen Sehen der räumlichen Welt zuerst geöffnet hat. Ich bin also, wenn ich mir ein Urteil über Ihre Unterrichtsmethode erlaube, gewissermaßen Partei. Aber ich bin es doch lange nicht so sehr, wie es nach dem Vorstehenden scheinen könnte. Denn erstens ist es schon lange her, daß ich Ihren Unterricht genoß, zweitens habe ich inzwischen gar mancherlei andere, z. T. der Ihrigen ganz diametral entgegenlaufende Methoden des Zeichenunterrichts kennen gelernt, drittens lernte ich als Schüler von Ihnen nur einen Teil Ihres Lehrgangs kennen, da ich von der höheren Bürgerschule frühzeitig abgegangen war, während ich ihn jetzt ganz überschaue — und endlich ist inzwischen an Stelle des Schülerauges das Auge des Mannes bei mir getreten. Ich stand, als ich Ihre Sammlung von Schülerarbeiten nach der Natur, von der VI. bis zur I. Klasse aufsteigend, zum erstenmal aufschlug, vor einem völlig Neuen und bin also tatsächlich wohl ein objektiver Beurteiler.

Ich sah mir zuerst die Arbeiten von Schülern der Klasse I an, und dabei drängte sich mir sofort die Frage auf: „Wie ist es möglich, durch bloßen Schul-

unterricht Menschen solch jugendlichen Alters dahin zu bringen, daß sie eine solche Sicherheit des Auges und eine solch verhältnismäßig große Fertigkeit in der bildlichen Darstellung des Geschauten besitzen, wie sie sich durch diese Zeichnungen dokumentieren?!" Ich bin selbst Lehrer und weiß die Leistungen eines andern zu würdigen, wenn ihm die Erreichung des höchsten aber auch vielleicht schwersten Unterrichtszieles gelungen ist: die Selbständigkeit in der Anwendung des Erlernten von Seiten des Schülers. Daß dies hier in einer Weise der Fall ist, wie sie unter den in Betracht kommenden Umständen nicht vollkommener gedacht werden kann, scheint mir nicht dem mindesten Zweifel zu unterliegen. Ich glaube, daß diese Ansicht jeder sachkundige Beschauer mit mir teilen wird und teilen muß, namentlich, wenn er selbst schon nach der Natur gezeichnet hat, selbst Lehrer ist, nicht tadellose Leistungen von Schülern im Alter von 15—16 Jahren erwartet, und womöglich wie ich mit dem Studium Ihrer Sammlung nicht unten, sondern oben anfängt. Denn anders gestaltet sich die Sache, wenn man mit Klasse VI beginnt und die Betrachtung stetig mit den Klassen aufsteigen läßt. Ja, da wundert man sich nicht mehr, daß solche Resultate auf der obersten Stufe möglich sind! Diese Methode muß zu solchen Ergebnissen führen. Aus den Zeichnungen erkennt man deutlich — auch ohne die in kurzen, klaren Zügen gegebene Darlegung des Lehrgangs —, wie in konsequentem, naturgemäßem Aufbau Ihr Unterricht von den einfachsten Anfängen bis zu dem überhaupt Erreichbaren fortschreitet, wie Schritt für Schritt des Schülers Auge sich schärft, sein Urteil und seine Hand sicherer, ja kühner werden, wie er Verständnis und Kraft gewinnt, sich an immer schwierigere Aufgaben zu wagen, wie er sich seines Könnens zu freuen lernen muß. Die ersten Blätter aus Klasse VI setzen freilich schon einen gewissen Grad von Verständnis und Zeichenfertigkeit voraus, und es wäre wünschenswert, an Klassenzeichnungen

auch noch nachgewiesen zu sehen, wie der Schüler soweit geführt worden ist. Aber wie weit er auf dieser Stufe schon ist, das sieht man ja aufs deutlichste. Wie anders muten diese Zeichnungen an als jene Produkte eines zwar in der Theorie, aber in der Praxis noch immer nicht überwundenen Kopistentums, welches eitel kraft- und saftlose Spielerei ist und zu keinem reellen, fürs Leben brauchbaren Ergebnis führen kann! Was hat der Schüler erreicht, wenn er nach langer Übung auch wirklich dahin gelangt ist, schwierigere Vorlagen möglichst getreu kopieren zu können?! Handfertigkeit, und wenn es hoch kommt, eine relative Übung und Vervollkommnung seines Formensinnes! Weiter nichts! Will er aber einmal einen Gegenstand — sei es auch nur zur Erläuterung irgend einer Beschreibung im Gespräch z. B. — skizzenhaft darstellen, dann wird er in Verlegenheit geraten. Die Vorlage fehlt ihm! Er hat nur schon Dargestelltes kopieren, aber nichts Wirkliches mit den Augen des Zeichners sehen und darstellen gelernt. Der Zusammenhang zwischen der Körperwelt und ihrem Abbild ist ihm ein Geheimnis geblieben, und wenn er einen körperlichen Gegenstand zu zeichnen versucht, dann wird es entweder eine perspektivische Mißgeburt oder gar ein „Flächenwesen". Ich weiß wohl, daß auch Stuhlmann und andere Gewicht auf das Naturzeichnen legen und daher das Zeichnen nach Körpern ziemlich frühzeitig betreiben; aber Sie gehen viel weiter. Sie fangen noch früher an, das räumliche Sehen und das zeichnerische Denken des Kindes zu wecken, zu üben und zu schärfen, und Sie können das auch, da bei Ihnen der Zeichenunterricht überhaupt etwas später seinen Anfang nimmt und eine wenigstens schon etwas größere geistige Reife vorfindet. Dagegen spannen Sie die ganze Kraft des Schülers von vorn herein mehr an, und ich vermute, daß Sie gerade am Anfang größere Schwierigkeiten zu überwinden haben als Stuhlmann und andere, daß dafür aber auch Ihre mühevolle Saat für Sie selbst und den Schüler lohnendere Ernte bringt. Nach

Ihrem Lehrgang müssen die grundlegenden Erklärungen für das perspektivische Sehen und Zeichnen (Stand- und Augenlinie usw.) schon in Klasse V gegeben werden, und ich möchte fragen, ob nicht gerade in dieser Klasse die Unterrichtszeit von zwei Stunden sich als eine etwas beschränkte erweist. Wenn dem Zeichner die Augen aufgehen, geht ihm auch das Verständnis auf, und Sie verstehen es eben gerade, durch Ihre Methode die Augen zu öffnen. Darin scheint mir der Grund dafür zu liegen, daß Sie über die für den Anfänger gewiß vorhandenen Schwierigkeiten der perspektivischen Darstellung schließlich doch so augenfällig leicht hinwegkommen.

Über die verschiedenen Methoden des Zeichenunterrichts gehen die Meinungen bekanntlich sehr auseinander. Ich für meine Person freue mich darüber, daß Sie das Netzzeichnen nicht pflegen und die stigmographische Eselsbrücke verschmähen; denn ich bin der Ansicht, daß Ihr erstrebtes „freies" Zeichnen nach dem vor den Augen der Schüler auf der Wandtafel entstandenen Vorbild zwar vielleicht langsamer zum Ziel, aber sicher zu größerer Selbständigkeit des Schülers führt!

Das Sammeln und Zurückgeben der losen Zeichenblätter am Ende des Schuljahres hat gewiß auch noch den Vorteil, daß der Schüler seine eigenen Fortschritte erkennen und verfolgen und daraus wiedrum lernen kann. Daß Sie von Anfang an, wo es sich noch um Flächendarstellungen handelt, an die wirklichen Gegenstände (des Klassenzimmers) anknüpfen, scheint mir von nicht zu unterschätzender Bedeutung zu sein. Das von Ihnen benutzte, so nahe liegende Hilfsmittel zum Messen: Bleistift und Daumen, ist gewiß, namentlich bei den späteren perspektivischen Aufnahmen, durch nichts anderes zu ersetzen, und ich erinnere mich noch deutlich eines gewissen stolzen Kraftgefühls, welches ich als Schüler darüber empfand, daß ich mit diesem einfachen Hilfsmittel auch die fernen Gegenstände zu erreichen vermochte. Es ist dies in der Hand des Schülers

keine Eselsbrücke, sondern einfach ein selbständig zu handhabendes Werkzeug, wie der Zeichenstift selbst.

Ihre Bemerkung in Betreff des Erfindens von neuen zeichnerischen Gebilden halte ich für sehr treffend; dagegen scheint mir das Zeichnen aus dem Gedächtnis — versteht sich nur von ganz einfachen Objekten — einige Pflege zu verdienen. Doch würde es mir verfrüht scheinen, damit schon in Klasse V zu beginnen. Ich habe nicht ersehen können, ob Sie das Kopfzeichnen kultivieren. Der Umstand, daß Sie in Klasse V auch die Umgebung des geschauten Gegenstandes berücksichtigen, ist eine natürliche Folgerung Ihrer Lehrmethode und erscheint mir, für sich betrachtet, als eines der vielen in Ihrer Darlegung zerstreuten feinen und doch charakteristischen Merkmale Ihres Systems.

Nach Stuhlmanns Lehrgang muß in einer wenigklassigen Schule (Volksschule) das Zeichnen nach körperlichen Gegenständen unterbleiben. Sie würden es Sich gewiß auch da nicht nehmen lassen. Sollte seine Bedeutung und bildende Kraft wirklich genügend und allgemein erkannt sein?! Warum soll das freie Zeichnen ebener Gebilde nicht auch tunlichst Naturzeichnen sein können, da dieselben sich doch an den Gegenständen (des Klassenzimmers) genugsam vorfinden?! vorausgesetzt, daß die Erziehung des Schülers zu einem freien Zeichner, wie bei Ihnen, von vornherein begonnen hat. Wie naturgemäß schließen sich bei Ihnen die Erklärungen und auch Darstellungen von Ganz- und Halbschatten, Schlagschatten, Widerschein, an das Vorhergehende an! Durch das Darstellen vollständiger innerer Räume (im siebten Schuljahre) in gerader und schräger Ansicht, was nur bei einem stetigen Aufsteigen vom Einfachsten, wie bei Ihnen, möglich ist, lernen die Schüler — nachdem sie sich ihrer Flügel bewußt geworden sind — erst eigentlich fliegen, wozu sie bei anderen Zeichenmethoden nie oder, wie ich glaube, doch nur vereinzelt gelangen (die Begabtesten nur!!). Einen Hauptvorzug Ihrer Methode erkenne ich gerade darin, daß sie

eine tüchtige Durchschnittszeichenfähigkeit erzielt, daß auch die Schwachen sehen und denken lernen. Das Ausgehen von den perspektivischen Grundrissen beim Zeichnen innerer Räume mit den darin befindlichen Gegenständen, die Einführung der „Hauptkante" (Klasse II) und noch vieles andere: wie richtig, wichtig, sicherleitend für die Schüler ist dies Alles! Aber wie könnte es denn auch anders sein, nachdem einmal der Grundgedanke Ihres Systems adoptiert ist! Ihre Methode verursacht Ihnen zweifellos viel Mehrarbeit im Vergleich zu der Arbeit anderer Methodiker. Ich denke namentlich an die Durchsicht der monatlichen häuslichen Arbeiten und der in Klasse II zu fertigenden beiden größeren häuslichen Aufgaben.

Die vielseitigen Ansichten des Treppenhauses und die Darstellungen von Gebäuden mit ihrer Umgebung (Friedberger Warte, Kühhornshof[1]) u. s. w.) aus Klasse I, welche die Krone Ihrer Sammlung bilden, zeigen schlagend, was eine richtige Methode leisten kann. Es scheint mir überflüssig, hierüber ein weiteres Wort zu verlieren. Ueberhaupt spricht die ganze Sammlung in einer Weise für Lehrer und Unterrichtsmethode, daß ich es für sehr wünschenswert hielte, wenn an maßgebender Stelle einmal Kenntnis davon genommen werden könnte. Hier ist doch einmal eine Methode, die Gediegenstes, vor allem auch für das praktische Leben Brauchbares und Förderliches, leistet! Wäre es nicht möglich, die treffliche Sammlung noch durch eine ebenfalls systematisch geordnete weitere Sammlung von Klassenzeichnungen zu erweitern, vom ABC, den einfachen Strichen, an bis hinauf? Die häuslichen Arbeiten, die Sie anfertigen lassen, sind in solch großer Zahl und in diesem streng systematischen Zusammenhang ebenfalls bezeichnend für Ihr Lehrverfahren, und ihnen verdankt der Schüler gewiß zum großen Teil seine Erfolge. Indem der Schüler bei den häus-

[1]) Dieser, von meinem Schüler, dem frühverstorbenen Maler Ludwig Klimsch, nach seines Bruders Eugen Aussage dem talentvollsten von ihnen, im 16. Jahre gezeichnet, folgt bei.

lichen Arbeiten fort und fort auf sich selbst allein angewiesen ist, lernt er nicht nur mit Notwendigkeit auf eigenen Füßen sicher stehen und gehen, sondern er lernt dies auch mit jenem Interesse am Gegenstande, mit jener Lern- und Arbeitsfreudigkeit, die nur dem Gefühl entspringen kann, etwas selbständig geleistet zu haben, etwas zu können, nicht nur zu kennen. Und dieses Interesse, diese Lernfreudigkeit zu wecken und wach zu halten, gilt doch sonst gerade als eine Hauptaufgabe und eine Hauptkunst des Lehrers! Dieser Umstand muß aufs günstigste auf Ihren Unterricht zurückwirken. Ich entsinne mich deutlich noch eines gewissen Kraftbewußtseins, welches mich — und gewiß auch die übrigen Jungen — beim selbständigen Zeichnen nach der Natur in jener Zeit erfüllte, da wir noch Ihre Schüler waren und zuletzt von einer wahren Skizzierleidenschaft ergriffen wurden.

Das ist das Wesentliche von dem, was ich Ihnen, verehrter Herr Hoff, mitteilen wollte. Es würde mich sehr interessieren und erfreuen, gelegentlich einmal zu erfahren, ob ich Sie verstanden habe, bezw. eine etwa nötige Berichtigung meines Urteils zu erhalten. Daß mich die Einsicht Ihrer Sammlung erfreut hat wie ein Zusammentreffen mit alten lieben Bekannten und Freunden, werden Sie Sich leicht denken können. Ich trenne mich ungern von ihr wie von Ihnen selbst. Aber es muß geschieden sein! So leben Sie denn recht wohl und behalten Sie bis auf ein späteres, hoffentlich gesundes Wiedersehen in freundlicher Erinnerung

Ihren
Sie verehrenden, alten, getreuen Schüler
Seipp."

Freud und Leid.

Das kleine Elternhaus „an der eisernen Hand“ war verkauft[1]). „Die alten lieben Räume, die wir als Kinder gesehen, in denen wir gar manche wohlige Stunde verplaudert hatten, umgaben uns nicht mehr, und namentlich traurig war das Scheiden aus dem Garten, in dem so schöne, lauschige Plätze waren, an welche sich goldene Erinnerungen knüpften.“

Ich hatte mir im „Steinernen Haus“[2]) auf dem alten Markt, wohl einem der schönsten aus dem Mittelalter stammenden gotischen Bauwerke unserer Stadt, ein eignes Heim so recht nach meinem Sinn eingerichtet. Eifrig setzte ich neben den Schulstunden meine künstlerischen Studien fort und trat, wenn auch in bescheidener Weise, selbständig mit meinen Leistungen auf. Die Unannehmlichkeiten: schlechte Kritiken, Quälerei mit Modellen, Sorgen wegen unverkaufter Bilder ꝛc. habe ich nie gekannt. Da wurde mit Lust eine neue Arbeit, „ein Teil der alten Kreuzgänge am Regensburger Dom“, wovon ich mir s. Z. die Oelskizze gemacht, begonnen. Ich will sie, denn den Pinsel hatte ich niedergelegt, als mein größtes in Kohle und Kreide ausgeführtes Opus bezeichnen; sie sollte, da ich Gold und Silber nicht hatte, auch niemals Wert auf solchen Tand legte, das Hochzeitsgeschenk für meine Elisabeth werden.

Doch dieser Tag war noch nicht so bald in Sicht; ich hatte also vollauf Zeit, meinem Bedürfnis, dem Wandern, wenn auch meist allein, nach Herzenslust zu leben. Vornehmlich

---

[1]) Im Jahre 1841 erbaut, wurde es wegen Durchführung der verlängerten Weberstraße im Mai 1901 niedergelegt.

[2]) Erbaut im Jahre 1464 von Johann von Melem.

der Taunus, der Odenwald, die Wetterau, die Main-, Neckar-, Lahn-, Nahe- und Rheingegend bis Düsseldorf (ja die Rethelschen Fresken führten mich bis Aachen) wurden nach allen Richtungen durchstreift, die entlegensten Punkte aufgesucht, um zugleich tüchtig zu zeichnen. Auch die auf dem Feldberg abgehaltenen Turnfeste besuchte ich mit Nachbar Flauaus. Diese in ihrer Ursprünglichkeit noch mit erlebt zu haben, ist jedem eine wertvolle Erinnerung. Komisch war es zu sehen, wie zu jener Zeit „da droben auf jenem Berge" noch als Nachwirkung des Jahres 1848 einige Bundesstaaten ihre ganze Macht entfalteten und aufrecht hielten. Da hatten auf der kleinen Hochfläche vier der Herren Potentaten — das Jahr 1866 hat sie bis auf einen von der Bildfläche verschwinden lassen — jeder ein Läppchen Land. Es waren dies Hessen-Darmstadt, Nassau, Hessen-Homburg und Frankfurt a. M. Alle bis auf die freie Reichsstadt hatten zuweilen den Einfall, das Betreten ihrer Gebiete bei Festlichkeiten zu untersagen, und bekräftigten dies durch Aufstellen von Feldgensdarmen. Überdies war das Turnen damals gänzlich verpönt! Trotzdem ereigneten sich ob solchen Verbots niemals Ausschreitungen, alles ging in mustergiltiger Ordnung vor sich. Da unser freistädtisches Gebiet die geringste Ausdehnung hatte, mußte man sich entschließen, das Fest auf dem Frankfurt gehörenden größeren Gebietsteil, dem „Fuchstanz", abzuhalten, und zog mit einem „Gut Heil!" nach unserem weiter unten liegenden Besitztum ab.

Zuweilen wurden auch noch mit dem Vater sogenannte „Gänge" gemacht, besonders sonntags, um zugleich einen in der Umgegend stehenden ernsten Geistlichen, wie den mit uns befreundeten Metropolitan Pfarrer Münch in Berkersheim, später in Bad Nauheim, zu hören. Ein merkwürdiger Mann, von lebendiger Anregung in seinen Predigten. Im Elternhause sangen wir gemeinschaftlich aus dessen „singendem Zion", und das hatte in uns das Verlangen nach seinem Umgang geweckt. Es wurde dann, um Geld zu sparen, früh auf-

gestanden und der Weg über den Heiligenstock nach Vilbel und Dortelweil zu Fuß zurückgelegt, dann bis Friedberg mit der Bahn gefahren und die letzte Strecke bis Nauheim wieder gegangen, woselbst wir meist unter dem Geläute zur Kirche anlangten. Kamen wir etwas verspätet und Pfarrer Münch hatte schon den Text verlesen, ja schon zu predigen begonnen, so wartete er, bis wir saßen, und verlas ihn nochmals, auf daß auch, wie er sagte, „die Zuspätgekommenen wissen, worüber gepredigt wird." Freilich kam man ermüdet an, sodaß es dem alten Vater passierte, daß ihn der Schlaf übermannte, was dem Herrn Pfarrer nicht entging. Einmal, als wir ihn im Pfarrhause besuchten, wo wir, obwohl unangemeldet, willkommene Gäste waren, bemerkte er, daß ihm ein „Kirchenschläfchen" höchst peinlich sei, und wenn das seinem Freund Hoff nochmals passiere, so mache er seinen Nachbar darauf aufmerksam, den Schläfer, der doch gekommen sei Gottes Wort zu hören, anzustoßen. Eine ehrliche Seele, die rund heraus sagte, was sie dachte. Wenn er in seinem Amt als Metropolitan in unserer Nähe zu thun hatte, besuchte er abwechselnd seine Freunde, wohnte bei diesem, wohnte bei jenem; überall war er hochgeehrt. Sein Äußeres war sehr auffallend: schon der niedere, breitkrempige, steife Hut war etwas Besonderes, die weiße Halsbinde und der lange, einreihige, schwarze Rock mit Stehkragen kennzeichneten den Pfarrherrn; viele hielten ihn für einen katholischen Priester. In solcher Amtstracht sah ich ihn einmal mit Pfarrer Emmel von Seckbach die Zeil heraufkommen. Zu meiner Schande gestehe ich, daß ich ihnen ausweichen wollte. Ihre Erscheinung war gar zu ungewohnt; jedermann sah ihnen nach. Doch das Ungesehensein ging so leicht nicht an. Schon glaubte ich mich an ihnen vorüber, da packte mich der Herr Metropolitan fest am Arm und sagte: „Aha, der wollte uns nicht sehen! Den genieren unsere großen Hüte, weißen Binden und langen Röcke." Und mit erhobener Rechten rief er: „Nur nit gelogen! Ich habe

Sie schon von weitem erkannt und beobachtet und zu meinem Gevatter gesagt: „„Du, geb Acht, jetzt sucht einer ohne Gruß an uns vorüber zu kommen.““ Und richtig, so war's! Nun, Sie sind noch jung; ich nehme es Ihnen nicht weiter übel, denn unsere Hüte und Röcke erinnern gar zu sehr an Pfaffen! So ist's, nicht wahr?“ Ich mußte es eingestehen. Beide reichten mir die Hand und verabschiedeten sich unter Lachen.

Als Kuriosum führe ich noch folgenden Fall an. Bei Münchs Inspektion in Bockenheim äußerte er einmal über einen Lehrer, der besonders geschult im Religionsunterricht war: „Der Lehrer Baumgart weiß alles; er weiß mehr als viele Pfarrer. Er weiß sogar, wie viel Federn der Erzengel Michael in sei'm linke Flichel gehabt hat!“

Seine Gemeinde hat dem prächtigen Mann — er starb in Nauheim am 2. Juni 1878 — ein Denkmal gesetzt, dessen Inschrift Zeugnis gibt, wie sie über ihren Seelsorger dachte, der oft wegen seines Humors und seiner Geradheit arg angefeindet wurde. Sie lautet:

Man spürte keinen Schaden an Daniel;
Denn er hatte seinem Gott vertraut. Dan. 6, 23.

Nicht will ich zu erzählen unterlassen, daß man mich auf meinen Wanderungen wegen meines Aussehens, meiner dunkeln Gesichtsfarbe und des schwarzen Kopf- und üppigen Barthaares, zuweilen für einen Juden hielt. Einen Fall, wo mir dies in besonders ausgiebiger Weise passierte, möchte ich mit allen Einzelheiten festhalten. Es war auf einer Lahntour, bei welcher mir Freund Fresenius stud. med.[1]) den Aufenthalt in Marburg verschönte. Gern gedenke ich des Abends, da wir zusammen in dem Burggarten dem aus dem Lahntal heraufTönenden, auf Waldhörnern geblasenen „Ständchen“ von

[1]) Sanitätsrat Anton F., geb. 9. Januar 1846 in Frankfurt a. M. Lebt in Jugenheim an der Bergstraße.

Schubert lauschten. Über Hohensolms, bis wohin mich Fresenius begleitete, gelangte ich nach Wetzlar. Da verweilte ich im Dom, im deutschen Haus in dem sog. „Lottezimmer“[1]) und am Wertherbrunnen. In Braunfels gönnte ich mir einen längeren Aufenthalt. Auf der Rückfahrt zur Bahn, im vollgepfropften Postwagen, bemerkte ich beim Einsteigen zu meinem nicht geringen Schrecken, daß sich ein Herr seine silberbeschlagene Meerschaumpfeife anzündete, worauf er so entsetzlich drauflos qualmte, daß im Nu das Coupé einem Rauchfang glich und ich für meine Person — der Tabak war entsetzlich beißend — sicher war, daß mir dies besonders beim Bergabfahren trotz der geöffneten Fenster üble Folgen bringen werde. Also wandte ich mich, auf die im Wagen hängende Bestimmung hinweisend, daß Rauchen nur mit Einwilligung der Mitreisenden gestattet sei, an meinen Nachbar mit der Bitte, das Rauchen unterlassen zu wollen. Dieser, die Liebenswürdigkeit selbst, entschuldigte sich, daß er nicht vorher um die Erlaubnis nachgesucht habe.

Wir unterhielten uns in lebendigster Weise, und er fand — ich wußte nicht, warum — solches Wohlgefallen an mir, daß er, als er erfuhr, ich reise nach Weilburg, mir anbot, dort mein Führer zu sein, und mich aufforderte, ihn als Gast in sein Haus zu begleiten. Nach kurzem Bedenken schlug ich ein, und angekommen, hängte ich mich sogar auf seinen besonderen Wunsch an seinen Arm. Es lag in der Art, wie er dies alles tat, durchaus keine Aufdringlichkeit. Noch wußte ich nicht, mit wem zu gehen ich die Ehre hatte, und auf meine Frage darnach meinte er: „Das werden Sie noch früh genug erfahren.“ An dem fortwährenden Grüßen merkte ich wohl, daß mein Führer keine unbedeutende Persönlichkeit „Wilineburgs“ sei; aber wes Amtes er war, was nach seinem Äußeren eigentlich nicht schwer zu schließen gewesen wäre, darauf kam

[1]) Goethe verkehrte hier täglich im Jahre 1772.

ich unbegreiflicher Weise nicht. Ein katholischer Priester konnte er aber nicht sein, des war ich gewiß.

Ich sah mir Jegliches eingehender an, als es meinem Begleiter lieb war, er drängte wahrhaft zum Weiterkommen in seine „Bogengasse". Als wir endlich davor angelangt waren und ich ob des Anblickes stutzte, machte er die sonderbare, durchaus nicht vertrauenerweckende Bemerkung: „Lassen Sie Sich durch die eigentümliche Enge und das geheimnisvolle Dunkel meiner Gasse nicht irre machen; es wird Ihnen schon bei mir gefallen", und drückte mich fester an sich, als befürchtete er, ich könnte ihm durchgehen. Ich muß sagen, die innere Stimme, daß es doch recht unklug von mir sei, einem völlig Fremden solch Vertrauen zu schenken, machte sich wiederholt bemerklich, besonders als er vor einer hohen Mauer mit niedriger roter Pforte, zu der einige Stufen hinaufführten, in Form und Farbe von uraltem Aussehen, Halt machte und unter Lächeln sagte: „Hier ist mein Heim!" Kaum war die Klingel gezogen, drang auch schon über die Gartenmauer eine frohe Mädchenstimme, und es trat uns eine anmutige Erscheinung entgegen, die nicht wenig verwundert war, mich zu sehen, und nachdem sie den Alten begrüßt, mich wieder ansah und durch Gebärden bat, ihr das Rätsel zu lösen. Das Ganze war wirklich wie ein liebliches Märchen, ein holder Traum.

Die Vorstellung war folgende: Ich sei Maler und ein ihm liebgewordener Reisegefährte, sie — ich habe den Namen vergessen, so nenne ich sie Esther — seine Nichte, die ihm das Hauswesen versehe; und er selbst, daß ich's nun doch auch erführe, sei der Rabbiner Weilburgs und sein Name Dr. Wormser. Er kehre von einer Inspektionsreise heim.

Durch das blumenreiche Gärtchen gelangten wir in das Haus und in des Rabbis Studierstube, die, wenn sie auch ziemlich kunterbunt aussah, doch zur Behaglichkeit einlud. Ich mußte in seinem Armsessel Platz nehmen; auch ehrte er mich

Ludwig Richter.

Johannes Thomas.

J. S. Hoff

dadurch, daß er trotz der großen Reihe prächtiger Pfeifen nicht rauchte, ja es sogar auf meine dringende Bitte nicht tat. Zu gegenseitigem Austausch bot sich alles Mögliche, besonders sprachen wir über Frankfurt, wo er unter den Stadtgeistlichen an Pfarrer Meissinger[1]), mit dem er in Breslau studiert, einen Freund hatte. Da, welch eine Überraschung wartete meiner! Esther kam und bat uns zu Tisch. Ich dachte mit dem Alten in des Sängers Fluch: „Nimm alle Kraft zusammen", und stammelte verwirrt, ich müsse danken, da ich erst von der Tafel in Braunfels gekommen. Das konnte zu meinem Glück der Doktor bezeugen, und ich war der Überwindung des Mitessens enthoben. Doch zu ihnen setzen mußte ich mich und zur Gesellschaft ein Glas Wein trinken, das mir der Rabbi, nachdem er mir die unverletzte petschierte Flasche gezeigt, unter Lachen mit den Worten einschenkte: „Den Wein können Sie ohne Bedenken trinken, der ist ganz rein". Nun, ich trank ihn und trank sogar noch ein zweites Glas, denn er schmeckte in der Tat vortrefflich, und wir wurden ganz warm, sodaß ich, um etwas zu singen, mir die an der Wand hängende längstvergessene, bestaubte Laute ausbat. Ich „sang ihm meine tiefsten Lieder, stimmt' an den vollsten Ton!" Der gute Rabbi wurde darob ganz weich; Tränen traten ihm in die Augen. Er sagte, eine so glückliche Stunde sei ihm seit dem Tode seiner seligen Frau nicht zuteil geworden. Esther forderte mich auf, mit ihr einige Volkslieder zweistimmig zu singen. Es ging ganz hübsch, sodaß wir zuletzt auf des Alten Bitte sogar sein Lieblingsstück, das Duett aus der Zauberflöte „Bei Männern, welche Liebe fühlen", anstimmten.

Alles dies bildete aber noch nicht die Krone unseres Zusammenseins. Wie von ungefähr forderte mich der mir immer mehr Zuneigung entgegenbringende Mann auf, doch

[1]) Dr. phil. Friedr. Christ. Carl M., geb. 7. Juli 1808 in Frankfurt a. M., berufen 1843, gest. 13. Februar 1868 ebenda.

einmal mit ihm in seine Schule, die Synagoge, zu gehen und, da er mich zuerst für einen Glaubensgenossen, ja für einen Amtsbruder gehalten, sein Ornat anzulegen und den Lehrstuhl zu besteigen, auch aus der Schrift die Stelle, welche sich auf das Priestergewand bezieht, zu lesen und dazu die nötigen Pantomimen zu machen; denn niemals habe er einen Amtsbruder an dieser Stätte walten sehen. Gesagt, getan! Bald stand ich, mit seiner Hilfe geschmückt, auf dem Lehrstuhl, nicht ohne mich in die von ihm zur Handlung erwartete äußere Würde zu denken, und versetzte damit — alle meine Bewegungen ahmte er für sich mit der Hand nach — den Alten in wahres Staunen. Ich las aus der Thorah, Exodus, Kap. 28, 2—4: „Und sollst Aaron, deinem Bruder, heilige Kleider machen, die herrlich und schön seien. Und sollst reden mit allen, die eines weisen Herzens sind, die ich mit dem Geiste der Weisheit erfüllt habe, daß sie Aaron Kleider machen zu seiner Weihe, daß er mir Priester sei. Das sind aber die Kleider, die sie machen sollen: das Schildlein, Leibrock, seidnen Rock, engen Rock, Hut und Gürtel". Als ich heruntergestiegen, umarmte mich der Rabbi und dankte mir für die ihm bereitete Freude. Ich hätte herrlich ausgesehen! Es war mir auch da droben ganz feierlich ernst zu Mute gewesen, und das gab der ganzen Handlung eine gewisse Weihe.

Nachdem wir aus dem Tempel, der dicht an dem Garten stand, wieder ins Haus getreten, war schon der Kaffeetisch aufs schönste bereitet, und, aufgefordert Platz zu nehmen, willigte ich auch sofort ein — ich hatte wirklich Hunger — und ließ mir besonders den Kuchen, welchen Esther extra meinetwegen geholt, vortrefflich schmecken.

Nun galt es, mich von dem gastlichen Hause zu trennen; mein freundlicher Wirt stand schon bereit, mir der Führer durch das schöne Weilburg zu sein. Was er versprochen, hielt er, und seine verständnisvollen Erläuterungen belebten den Gang durch den von mächtigen Linden umstandenen Terrassen-

garten des großartigen und denkwürdigen, an der Lahn gelegenen Schlosses, dessen älterer Teil, ein Werk der Frührenaissance, die Fürstengruft des Hauses Nassau birgt. Auch das Innere, besonders der Rittersaal, fesselte mich sehr. Hier sah ich eine große Reihe Architekturgemälde der malerischsten Burgen des Herzogtums Nassau, frische, etwas dekorative Arbeiten.

Bis an den Bahnhof ging Arm in Arm Weilburgs Rabbi mit, und nachdem er mir die ausdrückliche Bitte ins Ohr geraunt, auf daß die Leute sähen, wie wir zusammen stehn, ihm einen Kuß zu geben — was ich auch bereitwilligst tat, denn er war ehrlich und gut gegen mich — nahm er wirklich gerührt von mir Abschied.

Ich fuhr lahnabwärts bis nach dem schönen Vilmar, erfreute mich im Weitergehen an der Landschaft und den vielen reizend gelegenen Dörfern und Städtchen mit ihren Schlössern, zeichnete in Runkel und Schadeck und vor allem in Limburg, dessen romanischer Dom hoch über der von der Lahn sich heraufziehenden Altstadt mit ihren malerischen Mühlen thront. Auf meiner Wanderschaft gesellte sich zu mir ein Landgeistlicher, mit dem ich schon in Limburg zu Tische gesessen; ich erkannte sofort an der Sprache in ihm den Frankfurter, und zwar meinen einstigen Kameraden Helff, der mit mir das Gymnasium, wenn auch in einer höheren Klasse, besucht hatte. Unsere Unterhaltung drehte sich meist um die Vaterstadt; die wundervolle Natur, die mir den Hauptgenuß bot, war dem guten Manne schon viel zu bekannt, als daß sie noch so auf ihn hätte wirken können. An der Stelle, welcher seine Pfarrei, das kleine evangelische Staffel, gegenüberlag, forderte er mich auf, mit ihm überzusetzen und ein Stündchen bei ihm zu weilen; seine Frau habe gerade einen „Kaffeeklatsch", da könne ich mich für die fernere Wanderung stärken. Wie hätte ich des so unerwartet getroffenen Landsmanns Gastfreundschaft ablehnen können?

An Dietz und Balduinstein vorbei, ging es auf Kloster Arnstein zu, das mir aus Brentanos „Chronika eines fahrenden Schülers" von Jugend auf im Sinne lag, und das ich, durch meinen lieben Vater darauf aufmerksam gemacht, stets zu sehen gewünscht. Dieselben Wege zu wandeln wie „die schöne Laurenburgerin", welche in der Erzählung als Mutter so ergreifend geschildert ist, dünkte mir eine Lust, und so erging ich mich, dabei der Geschichte mich erinnernd, ausgiebig in diesem poetischen Stückchen Natur. In Gedanken dem Ufer entlang wandelnd, gewahrte ich mit einemmal, wie hingezaubert, hoch oben das alte romanische Bauwerk. Unweit der Klostermühle stieg ich den schattigen Waldweg hinauf zur Höhe und stand, in den weiten Hof mit seinen Klosterräumen schauend, vor Staunen wie angewurzelt. Die Stille brachte mich in eine merkwürdige Stimmung. Behutsam trat ich in den Hof, wo mich der an seiner Kette liegende Hund anfuhr und den waltenden Frieden störte. Er unterließ sein Wutgebell nicht eher, als bis von oben eine kräftige Mannesstimme ihm Ruhe gebot. Es war der da wohnende Priester, der mich, nachdem er freundlich gegrüßt, aufforderte, mich ungestört überall umzusehen; später wolle er, wenn es sein Dienst gestatte, zu mir herunterkommen.

Er kam früher, als ich es gedacht, und mit ihm eine ganze Schar geistlicher Herren, die zu einer Kirchenversammlung gekommen waren. Nachdem sie sich von ihrem Oberhaupte verabschiedet, traten sie in Gruppen den Heimweg an; ich sah ihnen lange nach und hatte meine Freude daran, wie die hübsch gekleideten Gestalten den Berg hinunter schreitend nach und nach im Walde verschwanden und dann wieder einzelne am Fuß des Berges sich über den Fluß setzen ließen.

Nun war ich geborgen. Der gesprächige Pfarrherr führte mich in die malerisch schönen Klosterräume und in die Kirche, an deren Eingang ein Kruzifix stand, vor dem er sich verneigte und bekreuzte. Ich dachte daran, daß ich einmal an ähnlicher

Stelle gelesen: „Nit das Kreuz-Holz bete an, sondern den, der gehangen dran."

Welch einen Reiz hatten da oben die Blumengärtchen, worin eine Ueberfülle von weißen Lilien und Rosen blühten, wie ich sie nie wieder getroffen. Es war ein wundervoller Anblick, der mich an das schöne Gleichnis in der Bergpredigt erinnerte: „Schauet die Lilien auf dem Felde. — Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eine." Die Aussicht in das Lahntal und auf das nahe Obernhof war prächtig.

Der liebe Mann erzählte mir, daß er einmal einen werten Gast, den Maler Ludwig Richter aus Dresden, geherbergt, der hier gezeichnet habe und durch ein heranziehendes heftiges Gewitter am Weitergehen verhindert worden sei. Er hätte, da Richter die Gegend so ausnehmend gefallen, ihm das schönstgelegene Zimmer gegeben, und sein Entzücken, als er mit ihm während des Gewitters zum Fenster hinausgesehen, hätte kein Ende genommen. Er könne sich noch erinnern, wie sein Gast nach dem Wetterleuchten, nach dem Aufblitzen am fernen Horizont, unverwandt geschaut habe. Am Morgen habe er nochmals des für ihn unvergeßlichen Abends gedacht. Es habe ihm dies Zusammensein zu großem Gewinne gereicht. Als ich ihm sagte, daß Ludwig Richter mein Lehrer gewesen sei, da stellte er allerlei Fragen über ihn, und nicht ohne Befriedigung gedachte er Richters Konfession, die ein Band um beide schlang. Beim Abschiednehmen begleitete mich der würdige Herr fast den ganzen Berg hinunter, drückte mir gütig die Hand und richtete herzliche, väterlich warme Worte an mich.

Welch ein Unterschied des Austauschs in Weilburg mit dem alten, ehrlichen, lebensfrohen Rabbi, dann der Gang der Lahn entlang mit dem scheinbar trocknen, gutmütigen evangelischen Pfarrherrn, gegen dem unvergleichlichen Aufenthalt auf Kloster Arnstein bei dem ernsten katholischen Priester! Und doch waren mir alle drei gleich liebenswürdig entgegengekommen

und hatten mich tiefere Blicke in ihr Inneres tun lassen, als man dies sonst einem Fremden gestattet.

Die Ferien, besonders die zur Herbstzeit, verbrachte ich, wenn es nicht nach Hamburg ging, wiederholt in München. Mit den lieben Freunden immer wieder in alter Weise zu verkehren, war mir zum Bedürfnis geworden.

München beging 1858 sein 700jähriges Jubiläum, das, verbunden mit der ersten historischen Kunstausstellung und der fünfzigsten Wiederkehr des Stiftungstages der Akademie, eine Reihe herrlicher Festtage in Aussicht stellte. Natürlich eilte auch ich für die Dauer der vierzehntägigen Ferien hin. Warum auch nicht? Die Mittel dazu waren ja jetzt vorhanden.

Schon bei meinem Eintreffen herrschte ein Jubel in Bayerns Hauptstadt, wie ich einen ähnlichen kaum wieder erlebt habe. Ein Fest dieser Art ist aber auch nur in einer solchen Kunststadt, bei solchem Volksenthusiasmus möglich.

Es war ein denkwürdiger Morgen, der 27. September, an dem sich der historische Festzug durch die reichgeschmückte, herrlich malerische Altstadt bewegte! Schon in aller Frühe einzelne prächtige Gestalten zu Roß oder zu Fuß, oft auch ganze Scharen Beteiligter zu sehen, die alle in stolzem Selbstbewußtsein nach ihrem Sammelplatz eilten, brachte eine Vorahnung des bevorstehenden Genusses. Und als endlich gegen Mittag der bunte Zug durch das Isartor sich drängte, welch eine Begeisterung erfaßte da die Zuschauer! An der Spitze kam eine Abteilung herzoglicher Söldner, voran zu Pferde acht Trompeter, durchdringende, schmetternde Töne in fremdartigen Rhythmen blasend,[1]) denen ein Herold mit dem ältesten Banner der Stadt folgte. Der tausendstimmige Jubel der dichtgedrängten Volksmenge machte die Luft fast beben. Da — eine Erscheinung wie aus Himmelshöhen! Roß und Reiter in güldenem Harnisch! Wahrlich, der jetzt naht, verdient solchen Willkomm: der bild-

[1]) Beide Weisen comp. von K. M. Kunz.

schöne junge Herzog Heinrich der Löwe, der Gründer und Erbauer der Stadt, seine Edlen im Gefolge. Ein Zug folgt dem anderen, an Glanz und Schönheit sich steigernd. Das 13. Jahrhundert führt Otto von Wittelsbach, den Stammvater der bayrischen Dynastie, der Gegenwart vor, das 14. Jahrhundert Kaiser Ludwig den Bayer, umgeben von den Helden der Ampfinger Schlacht, dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, Seifried Schweppermann, Albrecht Rindsmaul und vielen anderen Tapferen. Auch diesen voran eine Schar Trompeter, welche eine eigenartige, erschütternde Weise vortragen. Außerordentlich erheiternd wirkte das Ende des 18. Jahrhunderts, die Rokokozeit, mit dem Kurfürsten Maximilian Joseph III., der, mit einer gewaltigen Allongeperücke geschmückt, aus dem schwerfälligen sechsspännigen Galawagen die Menschenmenge aufs huldreichste durch die Corgnette begrüßte. An unserem Auge vorüber zog die Geschichte Münchens bis auf unsere Zeit.

Und was bot der Glaspalast durch die erste in Deutschland stattfindende historische Kunstausstellung! „Bevor sich an der Akademie und durch sie in der Münchener Kunst der Umschwung vom Gedanken und der Komposition, dem Idealismus, zum Realismus, der naturtreuen Zeichnung und stimmungsvollen Farbenwirkung, vollzog, hatte man alles von jener ersten Richtung hier vereint, um es, wie Moriz Carriere[1]) so schön sagt, dem Volke einmal zur Vollanschauung zu bringen."

„Auf die Zeichnungen eines Carstens, die Bilder von Wächter, Schick und Koch folgten die apokalyptischen Reiter von Cornelius, die mit ihrer niederschmetternden Gewalt das neben ihnen hängende Gewimmel der Hunnenschlacht Kaulbachs mit „ihrer unangenehm berührenden Magerkeit der Formen" fast wie in die Flucht trieben, was wohl nicht absichtslos gerade so angebracht war. Rethels Karl der Große und Hannibalszug,

[1]) Prof. M. C., geb. 5. März 1817 zu Grindel in Hessen, gest. 19. Januar 1895 in München.

Overbecks Evangelienbilder, Veits Kartons zu den Seitenbildern der „Einführung der bildenden Künste in Deutschland durch das Christentum" und sein wundervolles Gemälde die Marien am Grabe Christi; Schnorrs Arioſt; Zeichnungen von Führich, Steinle und Genelli; Leſſing, Bendemann, kurz die Leiſtungen jener romaniſchen Zeit bis zu dem jüngſten Meiſterwerke der ſieben Raben von Schwind, die bald als die Perle der Ausſtellung gefeiert wurden; neben Schirmers Landſchaften, die mit Figuren aus Schnorrs Bilderbibel erſt rechten Reiz erhielten, die Odyſſee von Preller, die auch hier ihren entſchiedenen Erfolg errang. Der aufſtrebende Realismus war durch Menzels Begebenheiten aus dem Leben Friedrichs des Großen, wie durch Piloty, Knaus, Vautier und andere Meiſter, die koloriſtiſche Richtung durch Schleich, Achenbach und Lier, die Einkehr ins Volksgemüt durch Ludwig Richters Holzſchnitte vertreten." [1])

Schwind ſchrieb an einen Freund, der nur des Meiſters „ſieben Raben" auf der Ausſtellung gelten laſſen wollte: „Wenn Sie aber ſagen, das ſei das einzige Gute, ſo haben Sie ſich nicht gut umgeſchaut. Die ſchönen Sachen von Rethel, der Schild nach Cornelius' Kompoſition, Koch, Schick, das Bild von dem jungen Kachl — tauſend hinein, das ſind ſchon Sachen, wo einem warm wird." Mit dem letzteren meinte er die „Minne" von dem früh verſtorbenen Ludwig Kachl [2]): Ganz reizend die beiden ſich eben Verlobenden inmitten der wonnigen Mailandſchaft, in deren Hintergrund ſich ein alt-

[1]) Von Ludwig Richter waren auch einige Ölbilder aus dem von Quandtſchen Beſitz ausgeſtellt, wie Civitella im Sabinergebirge und die Abendandacht; aber nicht der Brautzug im Frühling, des Meiſters berühmteſtes Bild (das auf der Weltausſtellung in Paris 1855 die Goldene Medaille errungen hatte), das Riehl in ſeinen „Charakterköpfen" als auch auf dieſer Ausſtellung befindlich erwähnt, wo es Schwind zu einer allerdings ſehr ehrenden Lobrede auf ſeinen Freund Richter veranlaßt haben ſoll. Riehl irrt ſich, wie ihm das öfters paſſierte. Der Brautzug war erſt 1861 in Köln auf der zweiten hiſtoriſchen Kunſtausſtellung.

[2]) Ludwig K, geb. 1830 in Karlsruhe, geſt. 1858 ebenda.

deutsches Städtchen erhebt. Wie das alles bis ins Kleinste mit Liebe gedacht und gemacht ist![1])

Plastische Werke von Rauch, Schwanthaler, Rietschel (Rauchs Büste), Hähnel (Statue Rafaels)[2]) und von der Launitz (Rassenköpfe) waren zwischen den Bildern aufgestellt. Die graphische Kunst war hauptsächlich durch Amsler, Merz, Thäter und dessen Schule vertreten. „Äußerlich, wie das jetzt Sitte ist, war nicht viel getan; das fiel damals niemanden ein und war auch nicht nötig, wo der Gedanke, die Komposition, der Karton, die Zeichnung vorwaltete."

Ein Hochgenuß war es, sich in den weiten Sälen mit Gleichgesinnten zu ergehen und die aus Vervielfältigungen bekannten Sachen nun im Original zu sehen. Niemals hat eine Kunstausstellung solchen Eindruck in mir hinterlassen.

* * *

[1]) Von den Frankfurter Künstlern waren vertreten: Peter Burnitz mit zwölf Landschaften; Angilbert Goebel, „vor der Haustüre"; Karl Haussmann, Heimkehr vom Fischfang, Wallfahrt in der römischen Campagna; Christian Heerdt, Cronberg im Taunus; Wilhelm Lindenschmit, verirrte Nachzügler, Franz I. in der Schlacht bei Pavia gefangen; Moritz Oppenheim, Erinnerung an Italien; Ernst Schalck, „auf dem Felde" (Eigentum des Frankfurter Künstlervereins); Adolph Schmitz, das Scherflein der Witwe; Adolph Schreyer, Brand eines Pferdestalles, Verwundung des Fürsten Thurn und Taxis bei Temeswar am 9. August 1849, Türkische Vorposten, Wallachischer Güterwagen; Eduard Steinle, Darstellungen aus der Kölner Geschichte (Aquarelle), Maria und Elisabeth; Philipp Veit, Maria und Anna (Karton), Porträt der Frau Senator Bernus; Ph. Winterwerb, männl. Porträt.

[2]) Offenbar an die herunterschreitende Figur in Schwinds Sängerkrieg auf der Wartburg im Städelschen Kunstinstitut angelehnt.

Hier sei ein im 3. Bande meiner Aufzeichnungen S. 224 unterlaufener Irrtum berichtigt. Das Bild von Philipp Foltz (im Maximilianeum in München) stellt Kaiser Friedrich Barbarossa dar, wie er vor Heinrich dem Löwen in Chiavenna einen Fußfall tut, um dessen Hülfe gegen die aufrührerischen Mailänder zu erlangen. Dies berührte König Ludwig unangenehm, und er äußerte gegen den Künstler: „Man soll nicht Episoden aus der Geschichte verherrlichen, wo sich der Kaiser vor dem Vasallen demütigt."

„Es ist wohl öfters der Fall, wenn unsere innersten Wünsche ihrer Erfüllung entgegengehen, daß wir dann an der Möglichkeit zweifeln möchten, aber ach, wenn es uns genommen würde, dann würden wir sehen, welch tiefe Wurzeln die Hoffnung geschlagen hat!"

Sieben Sommer waren, seitdem ich Elisabeth liebgewonnen, vergangen. Ich hatte ein ernstes, mir teures Gelübde zu halten. Obschon sich meine Verhältnisse wesentlich gebessert hatten, war meine Anstellung immer noch provisorisch. Unter diesen Umständen war es allerdings eine rechte Tollkühnheit, in die Ehe zu treten; doch es wurde gewagt. Unserer Behörde erbrachte ich den damals noch nötigen Nachweis, daß ich mich, um einen Hausstand zu gründen, zum selbständigen Künstler ausgebildet, welches Zeugnis mir auf meine Arbeiten hin vom Städelschen Kunstinstitut durch Inspektor Passavant ehrenvoll ausgestellt wurde. Auch Vater Wilken mußte sich, freilich unter großem Verdruß, zu der Verpflichtung bequemen, daß bei eintretendem Sterbefall des Ehemannes meine Frau, um Frankfurt nicht zur Last zu fallen, wieder zu ihm zurückkehren könne. Dann erst fand am 28. September 1859 unsere Hochzeit statt. Der von Wilkens Hausgeistlichen, Pastor D. John, in der Petrikirche vollzogenen Trauung folgte ein äußerst splendides Hochzeitsmahl in Wietzels Hotel, von wo man den unvergleichlichen Blick auf den Hafen genoß, der bei herrlichstem Wetter zu Ehren des Herrn Hafenmeisters im höchsten Schmuck der vom Top wehenden Flaggen prangte.

So bezogen wir unser eignes Heim in Frankfurt am Main, in dem Hause des Zimmermeisters und Majors der Feuerwehr Prößler an der Friedbergerlandstraße No. 33, ein reizend eingerichtetes kleines Nest. Denn das hatte der strenge Herr Vater sich ausbedungen, daß wir mit der uns „ausgekehrten Morgengabe" es uns so schön wie nur irgend möglich machen müßten.

Den Hauptwert legte ich auf den Bilderschmuck: er bestand aus vorzüglichen Kupferstichen nach Raphael, Dürer

und Holbein; dann folgten aus der neuen deutschen Schule der Tiroler Joseph Anton Koch mit seinen großartigen Landschaften, Cornelius, Overbeck, Veit, Schnorr, Steinle, Schwind, Rethel und selbstverständlich Ludwig Richter in einer Reihe eigener Radierungen. Die „Unterwelt“[1]) von Cornelius gaben mir meine lieben Kollegen der Höheren Bürgerschule. Als ich 1897 die Feier meiner 40jährigen Amtstätigkeit an dieser Anstalt beging, sie führt seit 1877 den Namen Bethmannschule, wurde mir — von den alten, mit mir eingetretenen Herren war keiner mehr da — von der neuen braven Schar als Festgabe „Trojas Ende“[2]) von demselben Meister geschenkt. Inmitten dieses Schmuckes hängt seit Jahren als Zeichen seiner Freundschaft zu mir das Bildnis meines Meisters Ludwig Richter. Er hatte es mir mit dem ausdrücklichen Wunsche gesandt: „Es soll Sie immer grüßen und Ihnen für Ihre Liebe danken.“

Und wie haben wir die an uns gerichteten „wenigen und guten“ Trauungsworte aus dem Testament Johannis: „Kindlein, liebet Euch!“ befolgt? Der würdige Geistliche hatte sie mit Recht gewählt, „weil das allein,“ wie Lessing so richtig sagt, „wenn es geschieht, genug, hinlänglich genug ist.“ Wie war es bei uns? — O, wie vieler Unterlassungssünden habe ich mich anzuklagen! Dennoch hielten wir an diesem Testament, und kamen trübe Stunden, so genügten, mich zur Einsicht zu bringen, die mit unendlichem Weh gesprochenen wenigen Worte: „Kindlein, liebet Euch!“ aus dem Munde „des tugendsamsten Weibes, die viel edler denn köstliche Perlen war; deren Mannes Herz sich auf sie verlassen durfte, daß ihm Gewinn — für seinen inneren Menschen — nie mangeln sollte; die ihm Liebes und kein Leides tat ihr Leben lang.“ Ihr durfte

[1]) Gestochen von Eugen Eduard Schäffer, geb. 30. März 1802 in Frankfurt a. M., gest. 7. Januar 1871 ebenda.

[2]) Gestochen von Heinrich Merz, geb. 7. Mai 1806 in St. Gallen, gest. 28. Juli 1875 durch einen Unglücksfall auf dem Kaisergebirge.

der alte Pfarrherr in seine Erinnerungsgabe, Löhes Büchlein „von der weiblichen Einfalt," wohl aus 1. Petri 3,4 schreiben: „Der verborgene Mensch des Herzens mit sanftem und stillem Geist, das ist köstlich vor Gott." Er, der sie für die Konfirmation vorbereitet, wußte, daß dieser Geist in ihr schon lange Wohnung genommen.

Überall, wo ich meine junge Frau einführte, wurde sie mit Freuden aufgenommen; ja ich darf sagen, durch ihr wohltuendes Wesen stieg ich im Ansehen. Im lieben Elternhause sowie in dem des väterlichen Freundes Johannes Thomas, bei der Malerfamilie Höffler und drüben in Sachsenhausen im Pfarrhause Grünewald verlebten wir viel schöne Stunden, wozu unser Musizieren auch etwas beitrug.

Um die mir von Kindheit auf durch meinen Vater bekannten Tonwerke von Bach, Händel, Haydn, u. A. eingehend kennen zu lernen, trat ich in den Cäcilien- und den Rühlschen Verein[1]) und wirkte als eifriges aktives Mitglied in beiden manche Jahre. Meine Freude am Gesang war so groß, daß ich bei der von der Musterschule veranstalteten Feier des 100. Geburtstages von Schiller die Rolle des Meisters in der Glocke von Romberg mit Vergnügen übernahm.

Hier gedenke ich auch des Konzertes von Stockhausen[2]) und Clara Schumann,[3]) in welchem der große Sänger, der damals im vollen Besitz seiner herrlichen Stimmmittel war, Heines „Dichterliebe" von Robert Schumann unter der feinen Begleitung der Künstlerin vortrug. Ein unvergeßlicher Genuß!

---

[1]) Der Rühlsche Gesangverein, gegründet 18. Oktober 1852 von Friedrich Wilhelm Rühl (Direktor bis 1861, geb. 7. Februar 1817 zu Hanau, gest. 5. November 1874 in Frankfurt a. M.), feierte am 20. Oktober 1902 das 50jährige Jubiläum seiner Gründung.

[2]) Professor Joh. Christian Julius St., geb. 22. Juli 1825 zu Paris.

[3]) Frau Clara Schumann, geb. Wieck, geb. 13. September 1819 in Leipzig, Lehrerin am Dr. Hochschen Konservatorium seit 1878, feierte am 20. Oktober 1878 ihr 50jähriges Künstlerjubiläum, gest. 20. Mai 1896 in Frankfurt a. M.

Am 27. Mai des Jahres 1861 wurde mir bei Eröffnung der „Mittleren Bürgerschule,“[1]) der ersten Simultanschule in Frankfurt a. M., auf die Empfehlung des Direktors Paldamus der Zeichnenunterricht auch an dieser Anstalt übertragen. Sechzehn Jahre, bis zu ihrer Auflösung am 3. Mai 1875, war ich an derselben tätig. Der Dirigent, Oberlehrer Dr. phil. Finger,[2]) war bei vielen Sonderbarkeiten ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle. Die Namen meiner Kollegen waren: Bohnenberger, Priester, Roth, Sommerlad und Zinndorf,[3]) ja ich nenne auch den Pedellen Meyer, dem einst der Oberlehrer den Beinamen „Elieser“ gab. Wir alle arbeiteten unter Fingers Leitung mit Lust und Liebe, und sein Gerechtigkeitsgefühl gegen jedermann, verbunden mit musterhaftem Eifer und Ernst für sein Amt, machten ihn uns wert. Wie einen Vater verehrten wir den alten, würdigen, frommen Mann. Ebenso hielt auch er viel auf seine Lehrer.

Einige Züge zur Kennzeichnung von Fingers Eigenart, die er uns erzählte, will ich anführen: In der Mittleren Bürgerschule fanden die Prüfungen der Lehramtskandidaten statt, wobei der Vorsitzende, Pfarrer König,[4]) seiner Zunge oft freien Lauf ließ. Einmal brachte der Oberlehrer für die Naturgeschichte einen Kasten voll Schädel kleinerer Haustiere, die als Mahlzeiten auf den Tisch kommen. Kaum erblickt Pfarrer König dieselben, so fällt ihm auch schon ein Witz ein, und zu seinem Nachbarn sich wendend, sagt er unter Lachen, doch so,

[1]) Das Haus der jetzigen „Petersschule,“ Seilerstraße No. 36.

[2]) Dr. phil. Friedrich August F., seit 8. Oktober 1844 Oberlehrer an der Katharinenschule, seit 26. April 1861 Oberlehrer an der mittleren Bürgerschule, emerit. 1875, geb. 19. Oktober 1808 in Frankfurt a. M., gest. 31. Dezember 1888 ebenda.

[3]) Es leben noch Rektor Dr. phil. Sommerlad und Hoff.

[4]) Dr. phil. Joh. Philipp K., Senior Ministerii seit 1859 u. Consistorialrat, berufen 1816 nach Bornheim, 1822 nach Sachsenhausen, 1823 nach Frankfurt, feierte am 30. Dezember 1866 sein 50jähr. Amtsjubiläum, emerit. 1873, geb. 28. Februar 1788 in Frankfurt a. M., gest. 7. März 1880, 92 Jahre alt.

daß es der Examinator hört: „Die hot der Finger all selbst abgenagt!" Der Oberlehrer fragt nun einen der jungen Leute, indem er einen Schädel zeigt: „Von welchem Tier ist dieser?" und setzt laut genug dazu: „den ich aber nicht selbst abgenagt habe!" Alle müssen lachen, was aber Pfarrer König nicht in Verlegenheit bringt, sondern zu der weiteren Bemerkung veranlaßt: „Der hot's ja wahrhaftig gehört!"

Ein Vater kam zu Finger, um seinen Sohn von dem Religionsunterricht dispensieren zu lassen, und fügte der Erklärung „er soll, wie ich, freireligiös werden," Folgendes bei: „Ich will net hawwe, daß er länger des dumm Zeug lernt!" — Finger erwidert ihm kurz und bündig: „So, Ihr Sohn, soll net länger des dumm Zeug lerne? Gut!" — holt das Buch der Schubothstiftung und sagt: „Dann streichen wir Ihren Hermann aus der Liste, und Sie zahlen von nun an das Schulgeld," hat schon die Feder angesetzt — da greift ihm der Vater voller Schrecken über die ihm bevorstehenden Kosten in die Hand und ruft: „Herr Owwerlehrer, mei(n) Soh(n) bleibt evangelisch!"

Finger war ein Altfrankfurter und konnte sich 1866 in die Einverleibung nur schwer fügen. Am Jahresschluß ging er zu Pfarrer Kalb[1]) in die Weißfrauenkirche; er wußte, daß ihm da Nahrung für seinen Preußenhaß geboten werde, und in der Tat war die Erbauung (?) derart, daß man sich wundern mußte, daß der Geistliche nicht von der Kanzel geradeswegs auf die Polizei abgeführt wurde. Ich traf darauf mit dem für sein Frankfurt feierlich erregten Mann in dem Laden des Buchbinders Damann auf der Bilbelergasse zusammen. Finger verlangte einen Kalender mit der ausdrücklichen Bemerkung: „aber einen, wo auf den 22. März „Casimir" steht; denn die Kasse ist mir und nicht Ihm!" Finger sieht in den gereichten

[1]) Dr. phil. Philipp Bernhard K., berufen 1851, vorher Pfarrer zu Wechselburg (Sachsen) seit 1839, emerit. 20. Dezember 1870, geb. 16. August 1812 in Frankfurt a. M., gest. 3. Januar 1885 ebenda.

Kalender und sagt unwillig: „Diesen will ich nicht! Da steht auf den 22. März „Geburtstag Sr. Majestät!“ Ich will einen mit „Casimir.“ Die Kasse ist mir!“ Endlich wird er befriedigt und geht knirschend fort. Trotzdem hat sich der gute Mann 1870 mit der Wendung ausgesöhnt. Wir Lehrer hörten aus seinem Munde, wie er das Haus Hohenzollern pries und es als das alleinige hinstellte, dem die Führung zukomme.

Einige heitere Erlebnisse in seiner Schule sollen der Vergessenheit entzogen werden. Zuweilen unterhielt ich mich vertraulich mit meinen Schülern und fragte sie etwa nach dem Beruf ihres Vaters. Einer der Kleinen, ein Sechstkläßler namens Miltenberger, antwortete: „Mei Vatter sitzt uff der Post un schreibt mit Dinte.“ Ein anderer, namens Emmerich, antwortet auf dieselbe Frage: „Mei Vatter mächt im Schlachthaus de Säu ihr Därm sauwer.“ Von einem Drittkläßler wird mir „beigebracht“: „Herr Hof(f), der Schnitzspahn hot ewe erer Mick die Flitsch ausgeroppt! Sehn Se, sie kann nor noch hippe!“ Ich stelle ihn darüber zur Rede. Ganz entrüstet über seinen Kameraden, sagt er zu seiner Verteidigung: „Die hot nix uff meiner Mapp erim zu krawwele!“

In unser traulich eingerichtetes, von zwei Kindern belebtes Heim kamen gar manche meiner Freunde zu Besuch und weilten gerne bei uns: Zuerst nenne ich meinen lieben Lehrer Emil Kirchner[1]), der 1862 von München zum ersten deutschen Schützenfeste kam; dann den wackeren Vollmann[2]); Kupferstecher

[1]) Albert E. K., Architekturmaler, geb. 12. Mai 1813 in Leipzig, gest. 4. Juni 1885 in München.

[2]) Emil V., geb. 24. März 1825 in Altstaßfurt bei Magdeburg, gest. 17. Februar 1892 in Quedlinburg a. H. Es war das letzte Zusammensein mit dem vielliebenen Freunde. Der Teure hat sich darnach viele Jahre herzlich auf meinen Besuch gefreut; doch als ich im Sommer 1892 auf einer Harzreise nach Quedlinburg kam, konnte ich nur an die Stätte treten, wo ihn seine Söhne gebettet. Mein erster Gang war nach seinem einstigen Besitztum, einem einstöckigen Häuschen. Ich ging hinein und wurde von den freundlichen, mir fremden Bewohnern in das Stübchen, wo

Burger[1]) den „braven Schwizerbu“ (er kam von Rom und hielt sich arbeitend hier auf); meinen Ateliergenossen in Dresden Kleinig[2]); Bildhauer Knoll[3]); Gaber und Heinrich Richter, der uns durch sein Musizieren einen genußreichen Nachmittag verschaffte; aber vor allem war es mein Friedrich[4]) aus Dresden, der wiederholt und zwar längere Zeit bei uns zubrachte, um Zeichnungen für Stiche, wie der „Kardinal“ und „Wer das Glück hat, führt die Braut heim“, nach Steinle, beide damals im Besitz der Familie Brentano[5]), zu fertigen.

Aufs neue wurde der Wunsch in mir rege, mich in meiner Häuslichkeit, wie ehedem in Daumers Gaststube in Nürnberg, von einer altertümlichen Einrichtung umgeben zu sehen. Ich gelangte schneller dazu, als ich es mir hätte träumen lassen. Und so besitze ich heute ein einheitliches Stübchen, so recht nach meinem Sinn, mit schönen Nußbaum-Möbeln und sonstigem Hausrat aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Da und dort fand ich mir zusagende Stücke: Cronberg, Mainz, Wiesbaden, Gelnhausen, Nürnberg, Rothenburg ob der Tauber und nicht zum wenigsten meine Vaterstadt boten mir willkommene Funde. Da zieren die Schränke außer Krügen, Schüsseln und Gläsern die reizvollen Statuetten von Peter Vischers Sebaldusgrab; auch die betende Nürnberger Madonna, deren Meister die Kunst-

er am liebsten war, geführt. In dem Garten, Teil eines früheren Kirchhofs, an einem uralten Grabstein hatte er sich einen laubenartigen Ruheplatz hergerichtet und weilte da, ernsten, frommen Gedanken nachhängend, besonders gern. Lange saß ich da und gedachte des stillen, friedlichen heimgegangenen Freundes. Ein wehmütig schmerzlicher Aufenthalt in der wundervollen Stadt, wo jeder Blick fesselt.

[1]) Johannes B.. Ehrenmitglied der Königl. Akademie in München, geb. 31. Mai 1829 in Burg im Kanton Aargau, lebt in Lindenberg im Allgäu.

[2]) August K., geb. 14. April 1822 in Dresden, gest. 31. Dez. 1869 ebenda.

[3]) Konrad von K., geb. 9. September 1829 in Bergzabern, gest. 14. Juni 1899 in München.

[4]) Professor Ludwig F., geb. 22. Juni 1827 in Dresden, lebt daselbst.

[5]) Jetzt im Städelschen Kunstinstitut.

A. Burger.

gelehrten noch nicht erkannt, fehlt nicht. An den Wänden hängen, in bescheidenen Rähmchen, Blätter von Dürers Hand, u. a. dessen Selbstbildnis und das von D. Martin Luthers Schirmherrn, Kurfürst Friedrich dem Weisen, samt denen der Nürnberger Patrizier Willibald Pirkheimer und Hieronymus Holzschuher; auch Hans Sachs ist zwischen den Reliefs von Paumgärtner, Im Hof und dem Stadtschreiber Sebaldus Schreier vertreten. Über dem schweren, mit Sesseln umstellten Tisch, der geschmückt ist mit lieben Reliquien, worunter besonders die erste in Frankfurt am Main gedruckte Bibel (1664) von Sigmund Feyerabend zu nennen ist, hängt der sechsarmige Messingleuchter, dessen Krönung der Reichsadler abschließt. Die trauliche Ecke mit dem behaglichen hohen Armsessel ziert am farbenreichen Band die schöngeformte Mandoline, von „Leopold Wilhelm, Lauten- und Geigenmacher in Nürnberg 1749" gebaut, wie auf ihrer Seele zu lesen ist; sie ertönte gar manchmal in Freud und Leid zum Liede. Vom Wandschrank herab tickt die altväterische Uhr meines Urahnen. Ueber ihr thront als Sinnbild der Zeit Saturn, der von meinem Vater in seiner Jugend (1815) nach Goltzius gezeichnete gewaltige Kopf. Selbstgezogene, wohlgepflegte Pflanzen erfreuen durch ihren mannigfachen Wuchs. Auf daß nun der, dem dies gehört, und dem jedes Stück lieb ist, allzeit die hier Ein- und Ausgehenden grüße, schaut er selbst, der Hausvater, im Bilde von Gevatter Steinhausen[1]) ernst, wie er hofft, daß der Grundzug seines Herzens ist, auf alles herab. In diesem meinem Lieblingsaufenthalt suche ich täglich Ruhe und erfrische Auge und Gemüt.

Nachdem wir der frohen Tage genug gekostet, sollte uns nun auch schweres Hauskreuz heimsuchen. Es war in der

[1]) Professor Wilhelm St., geb. 2. Februar 1846 in Sorau in der Lausitz, Schöpfer der drei Monumentalwerke: „Kreuzigung" und „Gastmahl" im Sankt Theobaldi-Stift in Wernigerode; „Die Werke der Barmherzigkeit" in der Grabkirche zu St. Veit bei Wien; und „Die Bergpredigt" in der Aula des Kaiser Friedrich-Gymnasiums in Frankfurt a. M.

Zeit, als hier der Fürstentag[1]) stattfand. In der Stadt war ein neues, ungekanntes Leben, eine Entfaltung höchster Pracht, natürlich nicht für das Volk; dem war nur das Gaffen auf den Straßen gestattet. Was im Innern des Bundestagspalais auf der großen Eschenheimergasse vorging, davon wurde man nichts gewahr, außer der Tatsache, daß in diesem seit 50 Jahren zur Tagung dienenden Palast besondere Erregung über Preußens ausdrückliche Ablehnung der Beteiligung herrschte. Es war ein Ab- und Zufahren von fürstlichen Karossen auf dieser sonst so öden Straße, daß man schier zweifeln mochte, ob es die liebe Vaterstadt sei, der solche Ehre widerfahre. Auch bei den Gastmählern, die Freiherr Simon Moritz von Bethmann in seiner Villa Ariadne, und draußen auf der Günthersburg Freiherr Karl von Rothschild gaben, erregten die Anfahrten viel Aufsehen; trotzdem wurden diese Festlichkeiten durch das von der freien Stadt Frankfurt den Fürsten veranstaltete Prunkmahl im Kaisersaal im Römer, wobei unsere Herren Senatoren der üblichen Erzämter als Kämmerer, Truchsesse, Mundschenke und Erbmarschälle walteten, noch übertroffen.

Bei dem Mahle, auf daß doch auch die scherzhafte Seite ihr Recht bekomme, erschien „im Saal voll Pracht und Herrlichkeit" eine Persönlichkeit, bei deren Namen die hohen Herren durch Erheben von ihren Plätzen ihren Gruß boten; sie wußten ja, inwiefern sie mit ihm verwandt waren. Nur Fürst Adolph von Schaumburg-Lippe behauptete seinen Platz, weshalb ihm sein nachbarlicher Vetter, Kurfürst von Hessen, der annahm, jener wisse nicht, um wen es sich handle, ins Ohr flüsterte: „Baron von Rothschild!" — „Geht mich nichts an! Bin dem Herrn nichts schuldig!"

Während dieses Treibens in der Stadt war bei uns im Hause viel Herzeleid: unsere beiden Kinder lagen schwer erkrankt darnieder, und ein Aufkommen war nicht zu hoffen. Sie entschliefen beide innerhalb zehn Tagen. Am 15. September, an

[1]) Der Fürstentag wurde hier am 16. August bis 1. September 1863 abgehalten.

dem unser Hänschen starb, eilte ich in aller Frühe nochmals zu dem von unserem Hausarzte Dr. Gundersheim zugezogenen Hofrat Dr. Stiebel[1]), den man kurzweg den Kinderarzt nannte. Der rührige Alte, schon in seiner Studierstube, war nicht wenig erstaunt über mein so frühes Kommen und erklärte mit dem Zusatz „Sie scheinen es besser zu verstehen als ein erfahrener Arzt" dasselbe, was er bei jedem Besuch behauptet hatte: „Dem Kind fehlt nichts!" Wie irrte er sich!

Auf dem Rückwege bewegten mich tief die Klänge des Chorals „Wie schön leuchtet der Morgenstern", der von Bergknappen — es war zur Meßzeit — in der Altstadt als Morgengruß geblasen wurde. Der Schmerz, welcher mich dabei übermannte, verlangte sein Recht, heiße Tränen flossen. Und als ich heimkam, hatte dem lieben Kinde schon der Morgenstern geleuchtet, hinauf ins himmlische Paradies: auf dem Schoße der armen Mutter lag die entseelte Hülle!

„Wie schön leuchtet der Morgenstern!
Hab' doch kein andres Lied so gern.
Mit Tränen füllt sich jedesmal
Mein Auge, hör' ich den Choral."

Der 18. Oktober 1863, die fünfzigste Wiederkehr der Schlacht bei Leipzig, wurde durch Gottesdienst und nationale Feste begangen. Doch das half jetzt nichts mehr. Auf der großen Eschenheimergasse ging alles mehr und mehr aus den Fugen, die deutsche Einigkeit wollte nicht mehr standhalten. Der Schleswig-Holsteinsche Krieg ging zu Nutz und Frommen Deutschlands aus, wurde aber doch mit eine Veranlassung zu weiterem Hader. Preußen wollte sich nicht länger von Österreich unterdrückt fühlen, der Bruderkampf entbrannte, und jenes ging als Sieger daraus hervor.

[1]) Dr. med. Salomo Friedrich St., „Mitkämpfer für des Vaterlandes Freiheit" unter Lützow, feierte am 3. Mai 1865 sein 50jähr. Doktorjubiläum, geb. 23. April 1792 in Frankfurt a. M., gest. 20. Mai 1868 ebenda.

Auch bei uns Frankfurtern ging es nach den stürmischen Tagen der Einverleibung allmählich in ruhigere Bahnen. Wollte ich einmal ordentlich mein gutes Frankfurter Herz ausschütten, so würde ich vor allem unserer höchsten Behörde, unseren Bürgermeistern von Günderrode[1]), von Harnier[2]), von Heyden[3]), von Oven[4]) und dem letzten, unserem trefflichen Fellner[5]), das Wort reden. Unvergeßliche Namen, Ehrenmänner, die für das „Stark im Recht" allzeit eintraten. Ich gehe über diese für uns ernste Zeit hinweg, überzeugt, daß es wahrlich so, wie es gekommen, besser als umgekehrt war. Schneller, als man geahnt, hat sich der Haß zwischen Nord- und Süddeutschland gelegt, das Jahr 1870 hat es mit seinen Siegen, die Deutschlands Heldensöhne vereint gegen Frankreich erfochten, gezeigt.

Die 1870er Juliferien verbrachte ich mit Direktor Paldamus und den Kollegen Professor Fresenius und Dr. Simon[6]), sowie

---

[1]) Senator und Schöff Carl Friedrich Hektor Wilhelm von G., geb. 25. April 1786 in Frankfurt a. M., gest. 21. März 1862 ebenda.

[2]) Dr. jur. Eduard Ludwig von H., Senator und Schöff, Bundestags-Gesandter, geb. 23. Januar 1800 in Frankfurt a. M., gest. 16. April 1868 ebenda.

Beide Herren waren vom Senat der freien Stadt Frankfurt gewählte Mitglieder (außer den 25 vom Parlament beauftragten Vertretern) der 1849 abgesandten Deputation, welche dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die deutsche Kaiserkrone antrug.

[3]) Dr. phil. Carl Heinrich v. H., Senator und Schöff, machte 1814 und 1815 als Freiwilliger den Feldzug gegen Frankreich mit, geb. 20. Januar 1793 in Frankfurt a. M., gest. 7. Januar 1866 ebenda.

[4]) Dr. jur. Anton Heinrich Emil von O., geb. 1. April 1817 in Frankfurt a. M., weilt heute noch unter uns. Als Senator in den verschiedensten Verwaltungszweigen tätig, wurde er 1858 jüngerer und 1864 älterer Bürgermeister; er ist der letzte überlebende Senator und regierende Bürgermeister der einstigen Freien Stadt.

[5]) Senator Carl Constanz Viktor F., geb. 24. Juli 1807 in Frankfurt a. M., starb im älteren Bürgermeisteramt 1866 an seinem Geburtstage.

[6]) Geheimrat Professor Dr. Moritz S., Direktor der Klingerschule seit 1880, emerit. 1901, geb. 6. Dezember 1840 in Frankfurt a. M., gest. 23. Dezember 1901 in Alexandria.

dem trefflichen Dr. med. Crailsheim[1]), einem echten Israeliten, in dem kein Falsch war, in Oberstdorf im Algäu. Nichts ahnend hatten wir Frankfurt verlassen und lebten dort in der herrlichen Alpenwelt einträchtig beisammen. Da, als wir von einem mehrtägigen Ausflug nach Schröcken in Tirol und durch das Walsertal zurückkehrten, überraschte uns der Sonnenwirt mit der Kriegserklärung Frankreichs an Preußen. Trotzdem verweilten wir noch einige Tage dort; ja ich feierte noch auf splendide Weise meinen Geburtstag, indem ich meine Reisegefährten in meiner Idylle bewirtete.

Zum Schluß sollen zwei Briefe von Freunden aus späterer Zeit als Erinnerung an meinen Aufenthalt im Algäu mit Weib und Kindern folgen. Denn in dem Walde, der wie ausgestorben schien — ich meine unser Heim — sangen wieder die Vöglein: auf den Himmelfahrttag am 25. Mai 1865 war uns als Ersatz unsere liebe Anna Maria Elisabeth geschenkt worden, welcher nach einigen Jahren der schon erwähnte Sohn Carl folgte.

* * *

An Frau Professor Lina Fresenius geb. Wernsdorf
in Frankfurt a. M., Bornheimer Heide Nr. 44.

„Oberstdorf, 5. August 1872.

Liebe Frau!

Das Schreiben ist doch auch ein Zeitvertreib und mir ein lieber. Es ersetzt doch etwas das Gespräch mit Menschen, das ich jetzt meist halbe Tage, oft ganze fast entbehre. Meine zwei Hauptmänner, Schuster und Heiß, sind heute auf einem gewaltigen Gang, dem ich mich nicht anschließen wollte, schon um nicht zudringlich zu sein. Dafür habe ich ja meine Gemse gesehen. Aber an der

[1]) Physikus Dr. med. Alexander C., feierte am 3. Juni 1880 sein 50jähr. Doktorjubiläum, geb. am 18. Mai 1806 in Frankfurt a. M., gest. 8. September 1880 ebenda.

Gemsenjagd hatte ich doch noch nicht genug; deshalb machte ich mich am Nachmittag nach gethanem Schläfchen auf improvisiertem Kanapee und nach Lesung einer „Allgemeinen Zeitung" im Kaffeegarten wieder auf den Weg. Der Himmel machte schon wieder sein Regengesicht. Daher wählte ich zahme Wege, nämlich auf die lange nicht besuchte Wasach bei Tiefenbach. Oben saß trotz begonnenen Regens fremde Gesellschaft. Da ich ohnehin noch nichts wieder genießen konnte, stieg ich mit meinem Schirme noch einige 100 Fuß höher zu dem einzelnen Haus, welches der Kapf heißt. Es ist das umfassendste Rundpanorama in der ganzen Gegend. Auch jetzt noch war die Ferne recht klar. Da steigen erst die Schneehäupter der Mädeler, die Krottenköpfe, Höffat und die vielen andern bis zum Widderstein majestätisch empor, jetzt bei dem Schnee noch viel stattlicher als sonst — und unten liegt das grüne, weite Paradies, ganz nah die traulichen, zerstreuten Hütten von Tiefenbach um die kleine hübsche Kirche.

Die Bewohner des Hauses, an dem ich stand, nur Frauen, wollten mir wieder alle Gastfreundlichkeit erweisen. Ich lehnte aber alles ab außer einem Stuhl, der unter den Dachvorsprung gesetzt wurde. Ein kleines Gärtchen in dieser größten Höhe hatte noch prächtige Rosen. Als ich sie lobte, kam sogleich die Alte mit einer mächtigen Scheere, mir einige abzuschneiden. Ich litt es aber nicht, weil sie gerade hier so schön diese Einsamkeit zierten und ich schon die Alpenrosen vom Vormittag am Hut trug. Wieder nach Hause zu gehn, war mir's noch zu früh, und da fiel mir ein, ich könnte noch die alte Schuld tilgen und den Collegen in Tiefenbach besuchen, nämlich den von seiner Hochzeitsreise zurückgekehrten Schulmeister loci. Erst klopfte ich beim Pfarrer in dem schmucken Hause an. Die alte Haushälterin sagte, er sei beim Lehrer. Vor der Schule hörte ich schon seine Flöte zum schulmeister-

lichen Klavier. Drinnen ward ich denn, wie billig, freundlich empfangen. Der Herr Pfarrer im nachbarlichen Schlafrock, die junge Frau und der vierschrötige rothbärtige College. Nach einiger Conversation mußte das Conzert weitergehen. Das Pianino von Berlin hatte beim Passieren von verschiedenen Breite- und Längegraden an Stimmung gerade nicht gewonnen, und die Pfarrerflöte stand einen regelrechten Viertelston zu tief, was jedoch den toleranten Geistlichen viel weniger zu genieren schien als mich; denn ich mußte wieder mit ihm Potpourris aus der Zauberflöte spielen. Nachdem wir durch das Duett „Bei Männern, welche Liebe fühlen", Mozart hinlänglich beleidigt hatten, wurde der Schulmeister ersucht, etwas zu meiner Begleitung zu singen. Erst sang er eine Schauerballade vom Todtengräber, die sich in einigen möglichen und mehreren unmöglichen Tonarten bewegte, was jedoch durch die originelle Stimmung des Klaviers wieder gemildert zu werden schien. Dann trug er das Stück von Chamisso „der Bettler und sein Hund" vor, an sich schon eine artige Composition. Es war aber so, daß der Zuhörer meinen mußte, der Hund sänge, während doch der Bettler singend eingeführt war. Ich weiß nicht, was die junge Frau Magister von unserem Conzert gedacht haben mag. Vielleicht war es nur Zufall, daß sie bald nach dem Beginn hinauslief. Kurz, als ich Abschied nahm, wurde ich freundlichst ersucht, bei längerem Aufenthalt in Oberstdorf doch öfter zu kommen, wenn es mir Vergnügen mache. Das hat es mir gewiß gemacht.

Jetzt ist wieder ein Tag vollendet und nichts mehr übrig als im Hirsch zu Nacht zu essen und bayrische Jagd- und Waldgeschichten zu hören. Manchmal werden auch Geschichten von Priestern und Bauern erzählt, die über Aufklärung zu denken geben, z. B. wie der Pfarrer sich drei Gulden ausbittet, um das Jungvieh auf den Senner-

alpen zu segnen. Die Bauern accordieren dann, legen aber endlich zusammen, und nun muß der arme Curat mit dem Rauchfaß, Weihwasserfäßchen und Wedel hinauf zu den hintersten Sennhütten und die Kälber und Kühe spritzen. Dennoch soll das Dogma von der Unfehlbarkeit in der ganzen Gegend schlechte Geschäfte machen. Das Neue mögen sie nicht; aber das Alte lassen sie sich nicht nehmen.

Der Tiefenbacher Geistliche ist in seiner Gemüthlichkeit wohl viel zu schlau, um auf solche heikle Themen zu sprechen zu kommen. Er hat natürlich viel nach Hoff gefragt, den er sehr in Affektion genommen hatte. Freilich stimmten auch ihre beiden Blasinstrumente nicht so ganz auf den Kammerton. Das that indes nichts. Die Zauberflöte übte doch ihren Flötenzauber auf das Tiefenbacher Badepublikum. Im Bad war ich nicht. Alles soll verstoben sein, was wir gekannt.

Das interessiert Collegen Hoff. Dem darfst Du diese Briefbeilage einmal zu lesen geben. Sag ihm dabei meine schönsten Grüße, ihm und seiner guten, um mich gleichfalls so verdienten Frau. Soweit hat sich das Schicksal gewendet, daß ich Dir jetzt die gleichen Grüße auftrage, die Du mir noch vor acht Tagen sandtest.

Früh, am 6ten. Das Wetter ist so schön, daß Herr Hauptmann Schuster mir einen Gang aufs Nebelhorn vorschlägt. Ich muß also rasch endigen und frühstücken; denn dann bleiben wir den ganzen Tag aus. Also gehabt Euch wohl und schreibt, wenns Euch ums Herz ist. Jetzt muß ich nur noch für ein tragbares Mittagessen etc. sorgen und den Brief auf die Post tragen.

Dein treuer Mann."

(Professor Dr. Karl Fresenius.)

Der andere Brief vom Pfarrer aus Tiefenbach lautet:

„Tiefenbach, am 7. Januar 1873.

Geehrteſter Herr Hoff!

Sie haben mich durch Ihr freundliches Schreiben nebſt beigelegter Photographie ſehr angenehm überraſcht. Ich glaubte, daß das einſame Tiefenbach in dem lebendigen Frankfurt längſt Ihrem Sinn entſchwunden ſei; umſomehr freute ich mich, nun vom Gegentheil mich überzeugen zu können. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Freundlichkeit und Ihre wohlgemeinten Wünſche zum neuen Jahr. Ich wünſche auch Ihnen ſowie Ihrer lieben Frau nebſt Kinderchen alles Gute, Glück und Segen vom Himmel. Ich erlaube mir auch, mein freilich weniger gut gemachtes Bild nebſt einer letzten — nicht Roſe — aber Aſter aus dem Garten als Erinnerung beizulegen.

Die Tage ſind heuer ungemein anmuthig. Wir haben an der Schattenſeite ſchon von den Samen grünende Wieſen, worauf Schafe und Ziegen weiden, eine heilige Mahnung an die Fluren von Bethlehem.

Meine Geſundheit iſt etwas alteriert, doch ohne Bedeutung, ich beſchäftige mich mit literariſchen Kleinigkeiten.

Nun leben Sie wohl und kehren Sie, wenn Sie Tiefenbach wieder beſuchen, freundlich wieder zu bei

Ihrem ergebenen

A. Riedel, Pfarrer."

Am Tage unſerer Abreiſe hatte der Pfarrer ſeiner Freundſchaft zu uns Ausdruck gegeben in einem ländlichen Abſchiedsmahl. Von unſerem Wägelchen führte er uns hinauf in die ſonnenhelle Gaſtſtube, wo wir auf frohes Wiederſehen anſtießen.

Aber als ich wiederkam, ruhte der liebe Herr schon unter dem Rasen des Friedhofes. Eine in die Mauer des Kirchleins eingelassene Tafel verkündet die Anhänglichkeit seiner Pfarrkinder. Sie lautet:

Hier ruhet
der Hochwürdige Herr
Albert Riedel
1. Kapitelsassistent
und 27 Jahre Pfarrer dahier;
geb. 2. Januar 1827 zu Lamerdingen,
gest. 21. Mai 1891.

Gib Frieden, Herr, dem Herzen,
Das Deiner Ehre schlug;
Gib Frieden seiner Seele,
Die uns mit Sorgen trug.
Gib, daß dem Wort wir folgen,
Das er uns treu gelehrt,
Damit auch wir einst ruhen,
Wo uns kein Leid beschwert.

R. I. P.

Ludwig Richter
in Frankfurt a. M.

Trotz des redlichen Willens, meinem Amte unablässig treu zu sein, war doch stets — wer will mir das verargen, und macht das nicht jeder mehr oder weniger durch? — die Erinnerung an das schöne Kunstleben und den Verkehr mit dem lieben Freundeskreis in München in mir wach, und der Gedanke: hättest du doch auf Herrn Kirchner gehört und wärst dort geblieben! steigerte die Sehnsucht oft mehr als es gut war. Um nicht zu vertrauern, schmiedete ich Pläne und ließ die Hoffnung, irgend einen Ersatz zu finden, der mich in meiner Mußezeit künstlerisch recht anspräche, nicht fahren; nur wußte ich mich noch nicht zu entscheiden. Da kam zu Anfang August 1862 ganz unerwartet Herr Professor Ludwig Richter von Dresden auf einer Reise in die Schweiz nach Frankfurt. Er wollte nach langer Zeit wieder einmal seine römischen Freunde Thomas und Hoff sehen.

Richter schrieb damals (am 23. August 1862) in sein Tagebuch: „Der Aufenthalt in Liebenstein beim Prinzen war mir überaus angenehm und interessant, und die edle, liebenswürdige und natürliche Weise des Herrn und seiner schönen jungen Frau haben mich begeistert, obwohl es für mich — da ich bequem und scheu zugleich bin — immerhin einige Anstrengung mit sich brachte. Im Thüringer Wald allein herumzustreifen, schmeckte mir gar nicht, ich wurde greulich hypochondrisch; man ist zuletzt immer auf den Menschen angewiesen, weil man das Bedürfnis theils der Mitteilung, theils der Teilname, welche ein geringster Grad von Liebe ist, nicht abschütteln kann.

In Frankfurt that sich dafür ein wahrer Himmel auf. Ich suchte meinen alten römischen Freund Thomas auf, den ich sehr gebrechlich und hinfällig fand. Er ist freilich zehn Jahre älter als ich. Jetzt war er, nach überstandenen schweren Krankheitszeiten, ruhig, heiter und unendlich erfreut, mich noch einmal zu haben, zum letztenmal, wie er glaubte. Ich wohnte vierzehn Tage bei ihnen (Krögerstraße Nr. 9), war aufs stattlichste quartiert und wurde auf den Händen getragen. Ihrer Aller Liebe und Heiterkeit und kinderfrohes Wesen hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und ich habe nie so den Ausdruck „Gotteskinder" verkörpert gesehen wie in diesem Hause. — — — Ich lernte viele interessante Persönlichkeiten in Frankfurt kennen, und alle waren so gar gefällig und gut, und ich bekam Vieles zu sehen von Kunstsachen, was mir besonders lieb und anregend wurde. Im Städelschen Museum, einer der wohlgeordnetsten und gewählten Sammlungen, betrachtete ich diesmal besonders die Zeichnung zum jüngsten Gericht von Cornelius. Strenger Federcontur und leicht in Aquarell. (Die Conturen genau so wie die Umrisse zu seinem Dante mit dem Döllingerschen[1]) Text dazu, auch dieselbe Größe der Figuren oder etwas kleiner). Dann die Cartons von Steinle. Auch diese besah ich mir in Bezug auf meine Arbeiten für Liebenstein." (Dieselben bestanden in Kompositionen zu Fresken für die Villa des Erbprinzen von Meiningen, welche nach Richters Entwürfen vom Maler Spieß[2]) in München ausgeführt wurden).

Verschönte man sich doch selbst das Leben, wenn man diesem Manne sonnige Tage bereitete! Einzelne Momente stehen lebhaft vor mir. Kamen wir schon bis dahin den lieben „Thomasleutchen" nie zu oft, so brauchte man sich in jenen Tagen erst recht nicht zu scheuen, allabendlich in dem

[1]) Reichsrat D. Johann Joseph Ignaz von Döllinger, geb. 28. Februar 1799 in Bamberg, gest. 16. Januar 1890 in München.

[2]) Heinrich S., geb. 10. Mai 1832 in München, gest. 9. August 1875 ebenda.

gastlichen Hause einzukehren, und so wurde ich mit dem lieben Manne immermehr bekannt. Die Schranken, die mich s. Z. in Loschwitz hemmten, waren gefallen. Seine liebenswürdigen Seiten traten im reichsten Maße hervor; eine Leutseligkeit legte er an den Tag, die aller Herzen warm machte. Es war eine Lust, die drei alten Römer zusammen zu sehen und über ihre Jugendfreundschaft in Italien plaudern zu hören, darunter vieles, was der Meister später in seiner Selbstbiographie so köstlich niedergeschrieben.

Schon am zweiten Abend veranlaßte mein Vater ein Ständchen für Richter. Außer ihm wirkten mit Dr. Heinrich Weismann und die sangeskundigen Lehrer Reiff und Wacker.

Was waren für Richter die Tage in Schwanheim mit Thomas eine Herzstärkung und Seelenspeise! Sie wohnten „im grünen Baum" und gingen tagsüber in den nahen Eichenwald, um zu landschaftern. Damals waren noch die ältesten, knorrigen Riesenstämme vorhanden. Eine Zeichnung, welche das Datum trägt: „Schwanheim, d. 15. Aug. 62" (in Lichtdruck erschienen), ist mir eine liebe Erinnerung an diese Zeit; denn wir besuchten zu viert (meine Elisabeth und die lieben Freundinnen Johanna und Bertha Thomas) die alten Herren und verbrachten einen Nachmittag mit ihnen. Er, der liebe Meister, zeichnete gerade jene Baumgruppe mit der vorbeiziehenden Schafherde, deren Hirte in Begleitung seines Jungen, hinter ihm sein Hündlein, im Gehen die Schalmei bläst. Das war eine Anspielung auf mich, der ich in der Nähe mein Flageolett ertönen ließ. Ebenso unvergeßlich sind mir die schönen Stunden beim Kaffee in der hohen Laube nahe am Main, an dem weiter abwärts das malerische Höchst und dahinter der Taunus sich ausbreiten. Wir fuhren zusammen in einem Kahn bis Höchst. Noch entsinne ich mich einer lustigen Erzählung, die Richter einst von Schwind gehört. Der Teufel sei auf seinem Spaziergang durch einen Wald gekommen, wo er einen Einsiedel vor seiner Klause lesend

getroffen. Befragt, aus welchem Buche er seine Andacht halte, erwiderte dieser: „Witschels tägliche Morgen- und Abendandachten." „Ei," meinte der Böse, „das ist ein gutes Buch; daraus erbaue ich mich auch täglich!"

Richter brachte auch einen Abend in unserem Hause mit meinen Eltern und Thomas zu; wir taten unser Möglichstes, um den werten Gast zu ehren. Sein Platz war durch einen Kranz loser Rosen ausgezeichnet, den er aber sofort um diejenigen seiner beiden Tischnachbarn Thomas und Vater Hoff ausbreitete. Im Gespräch wunderte sich mein Vater über Richters vorzügliches Aussehen und sagte: „Richter, was hast Du noch für schöne Zähne!" „Ja," erwiderte er in seiner sächsischen Betonung: „wenn sie nicht auf dem Nachttischchen liegen." Beim Musizieren erfreute sich der Herr Professor besonders an unserem gemeinsamen Gesang. Mein Vater spielte auf seiner Guitarre manche italienische Weise und kam dabei auch auf die eigenartigen dänischen Märsche und Tänze, die einst Landschaftsmaler Harder aus Kopenhagen auf der Wanderung nach Pästum so lebendig durch Pfeifen und Singen vorgetragen. Dadurch reihte sich eine Erinnerung an die andere, und Richter lachte hell auf, wie die Persönlichkeit des einstigen Genossen vor seinem inneren Auge stand, und sagte, Harder sei ein kleines, fideles, rundes Kerlchen gewesen, das stets bei den Mahlzeiten, um sich zu überzeugen, ob er genug gegessen, mit den beiden Zeigefingern die Spannung seines Leibes geprüft habe.

Richter hatte auch nicht vergessen, wie er im Jahre 1849 mit den Freunden bei untergehender Sonne einen Gang über den Röderberg gemacht hatte mit dem Blick in das weite Wiesental von Seckbach und über das angrenzende Röderwäldchen, Enkheim mit seinem hochgelegenen Kirchlein, darüber Bergen und in der Ferne Hochstadt. Er wollte den Eindruck auffrischen und verglich die Lage mit der seines Loschwitz. Einige Spaziergänge, wozu ich, um rascher an Ort und Stelle

Partie aus dem Schwanheimer Wald bei Frankfurt a. M.

zu sein, einen Wagen nahm, machte ich allein mit dem Herrn Professor. Wir fuhren nach dem Kuhhornshof, einem aus dem Mittelalter stammenden verwitterten Gehöfte, das noch in seiner ganzen malerischen Schönheit, von Wasser umgeben, in öder, mit Bäumen umstandener Gegend lag, und einen zweiten Abend führte ich ihn den Hainerweg hinauf in den Wald bis zu den hohen Kiefern.[1])

Auch die Kunst wurde nicht versäumt: Durch Dr. Weismanns Vermittlung sah Richter bei der Familie Wirsing die Federzeichnungen zu den Nibelungen von Fellner.[2]) Seine Bewunderung war groß ob dieser unvergleichlichen Sachen. Vor allem aber hielt er sich oft und gerne im Städelschen Kunstinstitut auf. Lessings[3]) Landschaften, besonders die mit dem am Waldesbrunnen rastenden und sein Pferd tränkenden Ritter, betrachtete er stets mit sichtlicher Freude; sie gehörten zu seinen Lieblingen unter den Werken dieses Meisters. Auch die von Passavant geschenkten Arbeiten des Heidelbergers Fohr[4]) waren ihm ein immer neuer Born der Erquickung. Ja die Begeisterung dafür erweckte in ihm das Gefühl, als kehre die Jugendzeit zurück. Richter sagt: „Die Arbeiten Fohrs berührten mich aufs tiefste. Die Naturstudien wie Compositionen versetzten mich in einen Rausch der Begeisterung. Frühere, noch in Deutschland gemachte Studien zeigen eine so feine, liebevolle Beobachtung der Natur und manierlose, naive Darstellung,

---

[1]) Mir selbst war es eine hohe Befriedigung, daß mein Lehrer seine aufrichtige Freude über mein Skizzenbuch vom Main äußerte und mir ernstlich riet, die Sachen zu radieren. Leider ist nur ein Blatt zustande gekommen.

[2]) Dr. jur. Ferdinand F., geb. 12. Mai 1799 in Frankfurt a. M., gest. 14. September 1859 in Stuttgart.

[3]) Karl Friedrich L., geb. 15. Februar 1818 in Breslau, gest. 5. Juni 1880 als Direktor der Großh. Galerie in Karlsruhe.

[4]) Karl Philipp F., geb. 26. November 1795 zu Heidelberg, gest. 29. Juni 1818 in Rom, beim Baden im Tiber.

daß, als diese Eigenschaften mit einem großen Stylgefühl sich verbanden, die reizvollsten Sachen entstehen mußten. Eine Menge der lebendigsten Volksgruppen, bald gelagert im Walde, bald wandernd, mit Eseln, Ziegen oder Schweinen dargestellt. Eine große Tuschzeichnung, ein Sonntag in Tyrol: die Burgleute kommen durch den Buchenwald zur alten Kapelle herab, um die Messe zu hören. Weiter Blick in das großartige Gebirgsthal. — Eine wundervolle Zeichnung voll poetischen Naturlebens, wie ein altes Volkslied, ist die von dem Schlößchen Hirschhorn am Neckar, mit dem Falken in der blühenden Haide ganz im Vordergrunde; ebenso eine Tirolerlandschaft bei Innsbruck, mit der Feder und aquarelliert: vorn schreitet ein Bursch mit seinem Mädchen, prächtige Gestalten, mit einem Buben, welcher auf der Flöte bläst, einem Dorfe zu. Es ist unmittelbar nach der Natur gezeichnet und doch so groß und schön zum völligen Bilde gestaltet und abgerundet."

Viele der entzückenden Sachen kopierte sich Richter. Während er daran arbeitete — es war in Inspektor Malß' Wohnung im alten Städelschen Kunstinstitut auf der neuen Mainzerstraße — kam Administrator Dr. med. Spieß. Malß stellte ihm Professor Richter vor, und jener sich besinnend sagte: „Nicht wahr, der Holzschneider?" und glaubte damit das Höchste getroffen zu haben. Richter lächelte und äußerte gegen uns, als der Herr fort war: „Warum hat er nur nicht gleich Holzhacker gesagt?"

Richter konnte wie hier, um Frieden zu halten, schweigen. „Es ist aber ein großer Irrtum, wenn man annimmt, er sei im Verkehr mit Freunden vorzugsweise der Aufnehmende gewesen, der gutmütige, höfliche Freund, der sich leicht durch Klugheit habe überlisten, durch Keckheit imponieren lassen. Die haben ihn wenig gekannt, die so oberflächlich und geringschätzig von ihm urteilen. An Widerspruch hat es bei ihm im Verkehr mit bedeutenden Männern nicht gefehlt; allein dieser erhöhte gerade den Reiz des gegenseitigen Gedankenaustausches."

Den Kunstverein besuchte Richter mit Freund Thomas, der ihm dort die Bilder seines Neffen Adolf Höffler[1]) zeigte. Sie trafen Anton Burger[2]), an dessen Sachen sich Richter sehr erfreute. Kein Wunder! — Mit dem damals vierzigjährigen Cronberger Meister, den Thomas ihm vorgestellt hatte, verkehrte er sofort herzlich, sodaß jener die liebenswürdige Persönlichkeit Richters nicht vergessen konnte. Das hat mir Professor Burger, als ich auf seinen letzten Geburtstag am 14. November bei ihm war und wir auf Richter kamen, nun fast ein Achtzigjähriger, mit jugendlicher Frische erzählt. Es sei ihm von hohem Wert gewesen, daß die vielen herrlichen Sachen, die er von Richter gekannt, mit seinem Wesen in Einklang gestanden hätten.

Ebenso sprach der verstorbene Philipp Rumpf[3]) mit lebhafter Begeisterung von der Zeit, als in den vierziger Jahren die Studenten- und Volkslieder mit den Holzschnitten nach Ludwig Richter erschienen. Mit einem wahren Jubel hätten sie diese Illustrationen im Städelschen Kunstinstitut begrüßt: solchen Reichtum, solche Wahrheit der verschiedensten Volksszenen hätte man von neueren Künstlern bis dahin noch nicht gekannt.

Bei Richters Abreise waren alle, die hier mit ihm in Liebe vereinigt gewesen, zum Abschiednehmen auf dem Bahnhof. Er ging nach Solothurn zu seinem Freunde Eduard Cichorius.

So, wie der liebe Meister damals aussah, hat ihn mein Bruder in mehreren Photographieen festgehalten. Auf zweien ist der Ausdruck günstig, nur meinte Richter, das Buch so in der Hand, deute auf einen Spekulanten, und das sei er doch

---

[1]) Joh. Adolf H., Landschaftsmaler, geb. 23. Dezember 1825 in Frankfurt a. M., gest. 19. März 1898 ebenda. Von ihm besitze ich schöne Zeichnungen, Cronberg und Königstein, welche mir der liebe Freund an seinem 70. Geburtstage geschenkt.

[2]) Professor Anton B., geb. 14. November 1824 in Frankfurt a. M.

[3]) Professor Ph. R., geb. 19. Dezember 1821 in Frankfurt a. M., gest. 16. Januar 1896 ebenda.

nie gewesen.[1]) Auf einem anderen steht er an der Staffelei, und auf dem vierten[2]) ist er mit seinen Freunden Hoff[3]) und Thomas[4]), welch letztere vortrefflich dabei weggekommen sind, zusammen. Die große, noble Gestalt in dem feinen, ihn so vorteilhaft kleidenden schwarzen Anzug; der interessante, schöne Kopf mit dem langen greisen Haar, bedeckt von einem breitrandigen, weißen Strohhut, bleibt mir unvergeßlich. Keine Photographie gibt mir die Persönlichkeit vollkommen wieder.

In seinen Briefen aus jener Zeit kommt er immer wieder auf diese Tage zurück, und bei Thomas' Tod am 28. Februar 1863 — bald nach Richters Hiersein — den ich ihm meldete, schreibt er an mich und Frau Thomas:

„Geehrter Freund!

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie schmerzlich mich die Nachricht von dem Heimgange des lieben Freundes Thomas überrascht hat. Doppelt lieb aber ist mir nun auch die Erinnerung an die schönen Tage, die ich mit ihm vorigen Herbst verlebt habe. Viele Jahre waren vergangen, ohne daß wir uns gesehen hatten, und seit unserer Jugendbekanntschaft in Rom war ich nie wieder so lange mit ihm zusammen gewesen wie das letztemal. — Das letztemal! Und ich fand ihn da so innerlich gereift, er war mit den Qualen und Ängsten seiner früheren Jahre so völlig und so innerlich glücklich zum Abschluß gekommen und feierte eine Art Vor-Sabbath, wenn auch zuweilen getrübt durch körperlichen Schmerz! — Wer so die Lösung des Räthsels, welches das Leben

---

[1]) Es ist das Einzelporträt vorn im Buche.

[2]) Das Gruppenbild ist ebenfalls hier wiedergegeben.

[3]) Joh. Nicolaus H., Kupferstecher, geb. 4. Mai 1798 in Frankfurt a. M., gest. 6. März 1873 ebenda.

[4]) Johannes Th., Landschaftsmaler, geb. 2. September 1793 in Frankfurt a. M., gest. 28. Februar 1863 ebenda.

bietet, gefunden hat, von dem darf man am Ende sagen: „Wer so stirbt, der stirbt wohl!“ und mit Beruhigung dem Scheidenden nachsehen und seiner gedenken!

Wie sehr danke ich Ihnen für die schöne Photographie, die Sie so freundlich waren mir zu schicken. So habe ich das liebe Paar zusammen!

Grüßen Sie recht herzlich Ihre liebe Frau von mir, desgleichen Ihren guten Vater und all die Ihrigen, und wenn Sie ihn sehen, Herrn Dr. Weismann. Ich habe so viel Liebes und Gutes in Frankfurt genossen, daß ich jedesmal mit innigem Dank all der lieben und verehrten Freunde und Freundinnen gedenken muß.

Freundschaftlich grüßend

Ihr

Ludwig Richter.

Dresden, d. 16. März 1863.

NB. Den Brief an Frau Thomas schließe ich bei, weil ich die Adresse, den Vornamen nicht genau wußte.“

„Verehrte Freundin!

So haben Sie denn den großen Schmerz erfahren, welchen Sie wahrscheinlich als einen bevorstehenden schon längere Zeit befürchten mußten!

Obwohl mich die Nachricht davon durch unsern lieben Fritz Hoff ebenso überrascht als erschüttert hatte, so war ich doch nicht ohne eine leise Ahnung des Bevorstehenden bei unserm letzten, so schönen Beisammensein von dem theuren Freunde geschieden! Denn die gewonnene Klarheit und Harmonie seines Wesens nach einem Leben voll Dunkelheiten und Räthseln schien mir eine Zeit der letzten Reife, wo der Herr der Erndte nicht ferne zu sein pflegt! Selig der, welchem solcher Abschluß beschieden ist!

Eine unendlich große Freude hat mir Freund Hoff durch Übersendung der kleinen Photographie gemacht, wo Sie mit Ihrem Manne zusammenstehen. Es ist ein köstliches Bildchen und ganz vorzüglich gelungen!

Wie preise ich jetzt die glückliche Fügung doppelt, die mich im vergangenen Herbst fast zufällig nach Frankfurt trieb, und daß ich da, ganz gegen meine Absicht, ein paar volle Wochen bei Ihnen verleben durfte. Es waren mir wirklich Tage wie vom Himmel gefallen, die ich mit dem lieben Freund verlebt habe, ein schöner, friedlicher Sommerabend nach dem frischen aber verhüllten Lebensmorgen, der in Rom begonnen hatte! Oft genug betrachte ich mit meiner Tochter Ihre Bildnisse und die von Johanna und Bertha, und da steigen allemal wie ein Glanzbild die schönen Morgenstunden bei Ihnen auf, wo wir um den Frühstückstisch saßen; und dann die Tage in Schwanheim, und die Wanderung in den Taunus! — Es gibt Höhepunkte im Leben, im Schmerz und in der Freude, wo wir fast die hohe Hand zu erblicken glauben, die unser Leben leitet und die Fäden webt!

Wenn ich Ihnen, verehrte Freundin, kein besonderes Wort des Trostes sage, — so geschieht das in der vollen Überzeugung, daß Sie und die lieben Ihrigen den vollen und einzigen Quell alles Trostes kennen und lebendig in sich tragen, und anderer Menschentrost kein nütze ist! Im Unglück kann man sich wohl trösten, Sterben ist kein Unglück; es ist etwas so ernstes und heiliges darin, weil es ein Rathschluß Gottes ist, daß man da nur sich beugen kann und das an uns ergangene Wort im Herzen bewegen! Die menschliche Trauer und die Thränen wollen ihr Recht und ihre Zeit haben, und die Zeit heilt auch den Schmerz der geschlagenen Wunde; was aber innerlich dabei erlebt und erfahren wurde, ist eine Frucht für die Ewigkeit!

Behalten Sie mich in freundschaftlichem Andenken, und grüßen Sie recht herzlich Ihre lieben Töchter Johanna und Bertha, und die anderen, die ich nicht gesehen, aber doch ins Herz geschlossen habe.

Ihr treu ergebener

Ludwig Richter.

Dresden, den 16. März 1863."

Das Sammeln von Richters Werken und meine Arbeit über den Meister.

Nach dem Zusammensein mit Professor Richter war es mir, als müsse ich unter allen Künstlern gerade ihn zum besonderen Studium wählen, um darin einen Ersatz für die nicht mehr geübte Kunst zu finden. Und ich tat wohl daran; denn ich fand in seinen Werken, was mir wirkliche Nahrung in meinen Mußestunden bot. Und nun ging es an das Sammeln seiner Arbeiten von frühester Jugend an bis zum Abschluß seines Schaffens. Mit einem Bienenfleiß war ich dahinter — in Katalogen und Bibliotheken wurde wahrhaft herumgegraben — und ich bekam, was ich begehrte. Fast immer war etwas unterwegs, und es war stets ein Festtag für mich, wenn ich ein neues Blatt erwarb.

Mein Vorhaben war, Richters Werke chronologisch zu ordnen und einen beschreibenden Katalog derselben herauszugeben. Man weiß ja, wie mühselig das Aufsuchen und Zusammenstellen der Kunstwerke aus den früheren Jahrhunderten ist, soweit sich ihre Spuren verfolgen lassen. War es hier auch nicht so schlimm, so blieben doch Schwierigkeiten genug zu überwinden. „Solche kritisch geordneten Verzeichnisse der Werke sind anspruchsloser als weitschweifige, mit Reflexionen gewürzte Schilderungen, in denen nur die eitle Subjektivität des Verfassers sich kokett zur Schau trägt. Es liegt ein günstiges und zugleich ein ungünstiges Moment in dem Umstande, keinen Vorgänger in dieser Beziehung zu haben, d. h. der erste zu sein, der ein solches Werk unternimmt. Günstig bleibt es immerhin, wenn der Verfasser sicher sein darf, wenigstens Neues und noch nicht anderweit Gegebenes zu bieten; ungünstig in hohem Grade, die so lange vernachlässigten Quellen zum

erstenmal auffinden, ordnen und sich dabei von so manchem, was durch die Länge der Zeit dunkel, verworren oder gar verloren ist, weil zu spät in Angriff genommen, unbefriedigt hinwegwenden, auch so manche Frage im Einzelnen wenigstens vorläufig unbeantwortet lassen zu müssen." [1])

Alles dies entmutigte mich nicht; die Sammeltätigkeit, die Aufregung, die wechselnden Stimmungen ließen nicht nach, und ich arbeitete, ohne müde zu werden, selbst als Leute, die mir bei gutem Willen mit Angaben hätten helfen können, dies unterließen, und zwar in der Absicht, beim Erscheinen des Buches dessen Unvollständigkeit zu rügen.

Es war eine Arbeit, die mich fünfzehn Jahre hindurch beschäftigte und mit immer steigendem Interesse erfüllte; denn schon die Sachen immer vor Augen zu haben, war ein Genuß und ein Vorteil. Es half dazu, ihn, den lieben Meister, und die Art kennen zu lernen, wie er sich von Beginn seines Schaffens an in seinen eigenhändigen Radierungen, aber vor allem in der immer größeren Vollendung seines Holzschnittwerkes zeigte, besonders von da an, wo er diese selbst auf die Stöcke übertrug. Wer die ganze Entwicklung, die ganze Tätigkeit Richters verfolgt und sich mit Verständnis in seine Werke vertieft, dem ist's, als wäre der Meister gleich als fertiger Künstler hervorgetreten; als seien ihm die vielen Wandlungen, die andere durchzumachen haben, erspart geblieben. „Die Fruchtbarkeit seines Geistes und die Fertigkeit seiner Hand hat gegeben, was zu bringen war!" „Nie hat ein Künstler seiner Richtung das Heitere und das Ernste so festzuhalten vermocht." „Die Liebe zum Guten und Schönen, die jeden Scherz heiligt, hat er kaum außer Acht gelassen". Die lebendig bewegten, anmutigen Gruppen; Frauenfiguren, wie die Titelbilder zu Musäus [2]), von wunderbarer Schönheit;

[1]) Anton Springer, in Lützows „Zeitschrift für bildende Kunst", über mein Buch „Adrian Ludwig Richter, Maler und Radierer, 1877".

[2]) In der Sammlung des Städelschen Kunstinstitutes.

der Witz und zugleich das Zartgefühl; das natürliche Spiel der Kinder; die Natur, die Nebendinge hat er mit erstaunlichem Verständnis gleichsam wie hingeschrieben. Merkwürdigerweise stellte er niemals das Kegelspiel dar[1]), obgleich er zahllose Abende dabei gesessen hat. Eine Beziehung seiner Arbeit zu einer Radierung Erhards ist nur einmal, in der Spinnstube 1856, S. 29, da aber offenbar absichtlich zu finden. Manchmal hat er sich, wie z. B. in den vierzehn Titelbildern zu Shakespeares Werken, an etwas gewagt, „dem er wohl nicht ganz gewachsen war"; dies wird niemandem entgehen, wenn auch einzelne Blätter keinen Vergleich zu scheuen brauchen.

Die so oft über die Achsel angesehenen eigenhändigen Radierungen Richters bekunden eine feine Auffassung der Natur und einen erstaunlichen Reichtum von Figuren, sein eigentliches Feld. Sie sind ein wesentliches Stück seines Könnens. Von welch wirkungsvoller Durchführung ist z. B. das in Richters neunzehntem Jahre seinem Vater gewidmete Blättchen: „Das Innere eines Pferdestalles"[2]) (1822), oder das seiner Kinder: „Mariechen und Heinemännel" (1831) seiner lieben Frau gewidmet; dann unter den 1839 entstandenen zehn Radierungen „aus Sachsen"[3]) das bezaubernde Blatt: „Luthers Linde in Ringethal"; welch reizende Idylle ist in „Deutsche Dichtungen mit Randzeichnungen deutscher Künstler" (1850) in dem „Frühlingslied des Rezensenten" vom Künstler dem Dichter (Uhland) nachempfunden! Unvergleichlich sind die drei großen Blätter Rübezahl, Genovefa (1848) und die Christnacht (1854).

---

[1]) Nur eine Zeichnung im Besitz meines Freundes, des Herrn Professor D. Budde in Marburg, kenne ich, wo Richter die Kegelbahn im Wirtsgarten von Demnitz in Loschwitz als Studie gezeichnet hat.

[2]) Eine Variante davon befindet sich als Holzschnitt von Friedrich Schlitte, geb. 14. Oktober 1820 in Magdeburg, in dem 1841 erschienenen „Landprediger von Wakefield", S. 69.

[3]) Ursprünglich zum Kolorieren bestimmt.

Wahrlich, das sind Juwele unter den Werken deutscher peintres graveurs!

Die Freude am Radieren blieb Richter bis ins Alter. Noch im Jahre 1863 schreibt er an mich: „Wären nur meine Augen besser, jetzt hätte ich die Courage, Radierungen so recht frei, als künstlerische Skizzen und kecke Handzeichnungen, wie sie Rembrandt so köstlich gemacht hat, zusammen zu kratzen. Passiert mir noch solch ein Übermut — und ich habe den Willen dazu — so werde ich gewiß Ihrer Sammlung gedenken!" Und er konnte Wort halten: er eignete mir einen Abdruck des im Jahre 1866 entstandenen, „seinem Freunde E. Cichorius" gewidmeten reizenden Blättchens: „Auf dem Felde" zu, das nun allerdings sein letztes blieb, aber, wenn auch kein Rembrandt, noch volle Beherrschung der Nadel zeigt.

Will man aber Richters ganze Größe, das Feld, auf welchem er unerreicht in freudiger Schaffenslust dasteht, „wo sein Geist eine ganze Welt auf die Holzstöcke hinzauberte", sehen, dann stehen in erster Linie die illustrierten Werke, die Bücher mit den in den Text gedruckten Holzschnitten nach Richters eigenhändigen Aufzeichnungen. Da sind vor allem zu nennen: Die Geschichte des deutschen Volkes von Duller (1840) mit 44 Holzschnitten, von welchen viele Alfred Rethels Kraft haben und seine große Begabung für das Historische bekunden; man sehe: Bonifazius fällt die Donnereiche, Landgraf Ludwig von Thüringen in der Schmiede, Leichenzug Heinrich Frauenlobs, Arnold von Winkelried in der Schlacht bei Sempach, Predigt des Capistrano. Musäus' Volksmärchen der Deutschen (1842) mit 151 Holzschnitten; Alte und neue Studentenlieder (1844) mit 66 Holzschnitten; Alte und neue Volkslieder (1846) mit 65 Holzschnitten; Die schwarze Tante (1848) mit 44 Holzschnitten; Die Spinnstube, zwölf Jahrgänge (1849—1860) mit mehr als 500 Holzschnitten; Hebels allemannische Gedichte (1851) mit 95 Holzschnitten; Bechsteins Märchenbuch (1853) mit 171 Holzschnitten; Christenfreude in Lied und Bild (1855)

mit 41 Holzschnitten. Und das ist nur ein Teil der von Richter illustrierten Werke, denn die Zahl der Holzschnitte insgesamt beträgt 2500; aber in den hier genannten tritt uns, weil gerade sie sein staunenswert fruchtbringendes Talent bekunden, seine Größe am gewaltigsten entgegen. Sandrart[1]) erzählt, der Formschneider Jost Amman[2]) in Nürnberg habe so viele Stöcke gezeichnet, daß sie kaum auf einem Heuwagen fortgeführt werden konnten. Die Schätzung einer Wagenladung erscheint für unseren Meister nicht unglaublich.

Goethe sagt von Hebels allemannischen Gedichten: „Welches aber unter diesen Schönen das Schönste sei, ob die Wiese, oder der Morgenstern, ob der Karfunkel, oder der Sommerabend, oder die Mutter am Christabend, oder das Gespenst, oder das Habermuß, oder irgend ein anderes, darüber konnten die Leser kaum mit sich selbst, geschweige denn mit andern, einig werden" — und macht darauf aufmerksam, „wie Hebel mit eigenen Augen sah, mit eigenem Herzen empfand und das Gesehene und Empfundene treu darstellte." Alles dies gilt in vollstem Umfang auch von dem Schmuck des Büchleins, den Bildern Ludwig Richters. Ob der Sperling am Fenster oder der Winter, ob Sonntagsfrühe oder der Wächter in der Mitternacht, oder der zufriedene Landmann, oder der Geisterbesuch auf dem Feldberg, oder Agathe an der Bahre ihres Pathen, oder irgend ein anderes das Schönste ist? Und wie Robert Reinick dazu so hübsch in seinem Vorwort sagt: „Wer einen frischen, gesunden Stamm in den Boden pflanzt und mit Liebe und Treue seiner wartet, der kann gewiß sein, daß dieser Stamm auch lange nach seinem Tode immer neue Blüten treibt. Solche Blüten sind diese Bilder."

[1]) Joachim von S., Maler, Kupferstecher und Kunsthistoriker, geb. im Mai 1606 zu Frankfurt a. M., gest. zu Nürnberg, 14. Oktober 1688.

[2]) J. A., Maler, Radierer und Zeichner für den Formschnitt, geb. 1539 zu Zürich, gest. 1591 zu Nürnberg.

Zwei Blätter der Erinnerung an des Meisters Familie birgt der Hebel. In „Loset, was i euch will sage? d' Glocke het Zwölfi gschlage", steht „der Wächter in der Mitternacht"[1]) beim Mondschein auf dem Kirchhof betend vor einem Kreuze mit der Aufschrift „Marie". Dieser Namen nennt seine am 16. April 1847 in Dresden verstorbene älteste Tochter, deren er am Schluß seiner Lebenserinnerungen so ergreifend gedenkt. Nach deren Geburt am 15. August 1828 schreibt Richter aus „Meißen den 7. März 1829 an Bruder Hoff. Ich weiß nicht, ob ich es Euch früher schon geschrieben habe, daß mir am Tage Maria Himmelfahrt eine kleine Maria beschеert wurde, mit welcher ich nun schon seit 7 Monaten des Abends in der Feyerstunde in der großen Stube herumgaloppiere, oder sie auf den Knieen reiten lasse und ihr dazu ein Postillionsliedchen blase. Es ist eine gar liebe, kleine, runde, dicke, wilde Hummel, lacht und jauchzt den ganzen Tag und ist meine größte Freude".

Weiter „der Sperling am Fenster": „Zeig, Chind! Wi het sel Spätzli gseit?" ganz vorzüglich geschnitten von seiner Tochter „Aimée Richter[2]), die durch ihren Verlobten, den Xylographen August Gaber, angeregt, Holzschneiderin wurde.

Über den Hebel schrieb mir, woran ich noch nie gedacht, so ansprechend Hans Thoma[3]), dem ich das Buch im Originaltext zu seinem Geburtstage gesandt: „Von einer Reise in den Schwarzwald — ich war hauptsächlich in Bernau — zurückgekehrt, ist mir der Sänger des Schwarzwaldes wieder aufs neue lebendig lieb geworden. Von Bernau machte ich den Weg hinunter nach Todtnau durch das Wiesenthal bis Basel.

---

[1]) Vortrefflich geschnitten von Johann Gottfried Flegel, geb. 18. Mai 1815 in Leipzig, gest. 27. Dezember 1881 ebenda.

[2]) Aimée Richter, verehelichte Gaber, geb. 27. Mai 1835 in Dresden, gest. 12. Oktober 1863 ebenda.

[3]) Professor Hans Th., geb. 2. Oktober 1839 in Bernau im badischen Schwarzwald, Direktor der Großh. Galerie in Karlsruhe.

Gehöfte an der oberen Bergstraße in Loschwitz.

Das ist gar schön, und in seiner „Wiese“ hat Hebel diesem Thal ein einzig dastehendes geistiges Denkmal gesetzt.

Die Bilder von L. Richter sind halt doch die richtigen zum Hebel, man fühlt, wie sehr er sie verstanden hat, wie in ihm ein ähnlicher Geist, von deutschem Frohsinn, von Kinderernst und auch mit ein wenig Schalkhaftigkeit vermischt, gelebt hat.

Für mich als Schwarzwälder hat es etwas Eigenes, daß ich es stark fühle, daß Richter die Sache in seinen Bildern ins Sächsische umgeformt hat. Das ist aber kein Fehler, ja es ist sogar ein Reiz mehr, denn dadurch sind sie ursprünglich innerlich geblieben, wie die Gedichte Hebels selber.“

Und über das andere etwas später erschienene Werk sagt Wessely mit wenigen Worten sehr treffend: „Welch einen herrlichen Schatz hat sein gediegenes Herz in „Bechsteins Märchenbuch“ hineingelegt!“ Auch das schöne Wort seines alten Freundes, des Kupferstechers Thäter[1]), das ihm dieser am 1. April 1856 von München schrieb, paßt hier so recht: „Du hast in Deinem Leben nicht in den Wind gearbeitet. Deine Werke werden bleiben und viel köstliche Frucht tragen. Drum sei fröhlich und wohlgemuth, denn der Herr ist mit Dir und Deinem Thun!“

Den besten Einblick in seine fruchtbare Tätigkeit gewährt das, was er in seiner Selbstbiographie über die Studenten- und Volkslieder und den Musäus sagt: „Obwohl der Raum für die Bilder ein sehr beschränkter war, so boten doch die Stoffe der Phantasie einen weiten Tummelplatz für allerlei Gestaltungen und Capriccios. Die Zeichnungen flogen mir aus der Hand, und es gab ein lustiges Schaffen. Die Bilder meldeten sich, und ich durfte sie nur mit dem Bleistift aufs Papier bringen. Dieses gänzliche Versenken und Einleben in

[1]) Julius Cäsar Th., geb. 7. Januar 1804 in Dresden, gest. 14. November 1870 in München.

die vor mir liegende Geschichte steigerte sich zur innigsten Freude und Produktionslust. Oft, während ich noch an einer Szene komponierte, stiegen schon drei neue in meiner Phantasie auf, und ich bedauerte, wenn der Abend kam und der Bleistift weggelegt werden mußte; denn ich hätte am liebsten die ganze Nacht fortarbeiten mögen. Bei der Ergiebigkeit meiner Phantasie bedauerte ich es, wenn der Kostenanschlag des Verlegers nicht zuließ, die Bilderzahl auf das Maß der mir vorschwebenden Kompositionen zu bringen, und ich verpuffte, nur um meinem Schaffensdrang zu genügen, manchen Einfall in kleinen Vignetten und Initialen, welcher eine weitere Ausbildung verdient und zugelassen hätte. So sehr ich mich nun auch in solchem Schaffen glücklich fühlte, so überfiel mich doch bei dem Gedanken an die hochberühmten Namen meiner Mitarbeiter am „Musäus", Jordan[1]) und Schrödter[2]) eine große Bangigkeit".

Wie wenig jedoch diese Besorgnis begründet war, welches Aufsehen gerade Richters Musäus-Illustrationen unter den Künstlern hervorriefen, ersehen wir aus Adolph Schrödters neidlosen Worten. Als er im Jahre 1842 die erste Lieferung zu Musäus' Volksmärchen mit Illustrationen von Ludwig Richter zu sehen bekam, sprach er seine volle Bewunderung über diese aus und forderte die übrigen Mitarbeiter an dem Werke, Jordan und Osterwald[3]), geradezu auf, mit ihm die Fortsetzung dieser Arbeit Richter allein zu überlassen, denn neben dessen Leistungen könnten seine und die ihren nicht bestehen.

---

[1]) Rudolf J., geb. 4. Mai 1810 in Berlin, gest. 25. März 1887 in Düsseldorf.

[2]) Adolf S., geb. 28. Juni 1805 zu Schwedt in der Ukermark, gest. 9. Dezember 1875 in Karlsruhe.

[3]) Georg O., geb. 26. Januar 1803 in Rinteln im Wesertale, gest. 1. Juli 1884 in Köln a. Rh.

„Beim Fortgang der Arbeit stellten sich aber", wie Richter bei dem „Landprediger von Wakefield" sagt, obschon ich mit Freuden an die Kompositionen ging und sie selbst aufs Holz zeichnete, ungeahnte Leiden ein; denn der Anblick mancher der sonst sauber gearbeiteten Holzschnitte trieb mir einen gelinden Angstschweiß auf die Stirne, wenn der Ausdruck, namentlich der Köpfe, die ich oft drei bis vier Mal verändert hatte, um den rechten zu finden, so umgewandelt war, daß sie mich höchst fremdartig ansahen. Mir war charakteristischer Ausdruck Herzenssache, während die Engländer ihren Stolz in höchste Eleganz der Strichlagen und Tonwirkungen setzten."

Doch erinnerte sich der Meister bis in sein spätes Alter noch gern der ersten Arbeiten, mit welchen er seine Laufbahn für den Holzschnitt begonnen. Er schreibt aus Dresden am 2. November 1876 an mich: „Für die Auszüge bin ich Ihnen sehr dankbar, die Sie so freundlich waren, mir aus einigen Briefen mitzutheilen. Sie waren mir recht interessant; besonders von Nicholls[1]) und Ritschl von Hartenbach.[2]) Wenn es nicht zu spät dazu wäre, hätte ich Sie gebeten, diese alten, wackeren Mitarbeiter von mir herzlichst zu grüßen". Letzteres geschah, und es kamen warme Gegengrüße an Richter.

Eine ganz neue Art von Tätigkeit zeigte sich bei Richter zu Anfang der fünfziger Jahre; sie bildet gleichsam den letzten Abschnitt seines Schaffens. Man nennt sie den Schwerpunkt, das Hauptwerk in seiner Kunst und hebt daraus besonders die vier Hefte „Fürs Haus" hervor. Der Meister macht sich in ihnen frei von dem ihn ermüdenden, zwingenden Text[3]); er

---

[1]) William Alfred N., geb. zu London 1816.

[2]) Hieronymus Heinrich Jakob R. v. H., geb. zu Erfurt 29. Oktober 1796, gest. 14. September 1878 in Schneidemühl, Rgbz. Bromberg.

[3]) Heinrich Richter sagt: „Fast sämtliche Unterschriften und Verse zu „Fürs Haus" und meinem übrigen Verlage des Vaters habe ich nach den Skizzen zusammengetragen und gesucht. Beim „Gesammelten" hat der Vater die Verse erst gesehen, als sie schon gedruckt waren. „Der Sonn-

geht nun seine eigenen Wege. Diese Arbeiten sind Marksteine im Leben Richters gewesen, und deshalb von „Beschauliches und Erbauliches“ (1851) bis „Gesammeltes“ (1869) und „Altes und Neues“ (1873) (letzteres, obwohl Lichtdruck, die beste Probe seines herrlichen landschaftlichen Talentes), von hohem Wert, weil sie des Meisters inneres Leben spiegeln, wie er das ja auch in der Vorrede „Ein Wort vor der Tür“ in „Fürs Haus“ klar ausspricht. Es ist eine große Zahl vortrefflicher, oft ergreifender Darstellungen; aber man irrt, wenn man die früheren Sachen diesen unterordnen will. In der Ausführung, der unvergleichlichen Richterschen Zeichenweise stehen diese, obschon noch ebenso vorzügliche Leistungen darunter sind („Beschauliches und Erbauliches“ und „Vater Unser“ trifft dies fast gar nicht), im ganzen nicht mehr so auf der Höhe wie jene. Der Tadel trifft aber am wenigsten den Meister. Richter durfte es sich seiner Augen wegen nicht mehr zumuten, die Kompositionen alle selbst auf die Stöcke zu bringen und übertrug dies vornehmlich Professor Bürkner, der ihn nicht völlig verstand, wodurch die Holzschneider die den Zeichnungen innewohnende künstlerische Frische nicht mehr so wie bei den Richterschen Aufzeichnungen nachzuempfinden imstande waren. Man sehe z. B. nur einmal die in gewissem Sinn einheitlich geschnittenen 171 Bilder in Bechsteins Märchenbuch (1853) in redlicher Absicht durch; kaum eines ist minderwertig in der Ausführung, immer eines schöner als das andere.[1]) Man findet überdies von jetzt an oft ganz neue,

tag“ ist so entstanden: für den „Sommer“ hatte der Vater die Komposition „in der Kirche“ (später im Sonntag) gezeichnet. Damals war mir Bertholds Sonntag wieder neu in die Erinnerung gekommen, und ich machte dem Vater den Vorschlag, den Sonntag nach Bertholds Ideengang als selbständiges Werk zu behandeln. Er ging darauf ein, und so sind durch Anregungen herüber und hinüber die Werke entstanden.“

[1]) Hieraus soll eine kleine Anzahl samt den Holzschneidern genannt sein: Das Märchen von den sieben Schwaben, „Dös Ungeheuer ischt nur a Haas“, geschnitten von Gaber; Hänsel und Grethel mit den Eltern

bisher noch nicht unter den Richterschen Arbeiten eingegrabene Namen von Holzschneidern. Die Ansicht, „daß der Holzschnitt die Zartheit der Zeichnung nie ganz erreichen kann", ist mit Vorsicht zu verstehen, ist sie doch für den Holzschnitt gemacht und kommt also erst durch diesen, ist er wirklich so geworden, wie er sein muß, zur vollen Geltung. Auf der anderen Seite zeigen freilich die Aufzeichnungen des Meisters, denen oft eine eigentümlich leichte Anwendung von Farbe ein charakteristisches Ansehen gab, daß auch durch den besten Holzschnitt die Anmut, welche sich in jenen ausspricht, deshalb — weil eben die Farbe fehlte — nicht ganz erreicht werden konnte. Die Holzschneider legten mit Angst die Hand daran; aber der Zauber ging mit dem Schwinden der Farbe oft verloren.

Riewel[1]), einer der vorzüglichsten Xylographen, schreibt: „Die besten Holzschneider, die sich in Dresden um Ludwig Richter scharten, waren außer Gaber, der selbstverständlich obenan gehört — denn er war der erste, welcher zeigte, wie Richtersche Zeichnungen geschnitten werden müssen —, Bader[2]), Geringswald[3]), der leider früh starb, Hertel[4]), ein ganz vor-

auf dem Wege nach dem Wald (Geringswald); Rotkäppchen im Walde pflückt Blumen (Geringswald); Star und Badewännlein: der Reitersmann vor dem Wirtshaus (Geringswald); der Richter und der Teufel: Volksszene auf dem Markt (Riewel); Hans im Glück vor Freude springend (Riewel); die schöne junge Braut im Walde von Räubern umringt (Knaus); der beherzte Flötenspieler auf dem Wege nach der Burg (W. Obermann); des kleinen Däumling Heimkehr ins Elternhaus (Illner); Mann und Frau im Essigkrug vor ihrem ersten Glück (Knaus); aus Goldener: Frauengestalt mit Spindel im Walde bei Mondschein (Illner); Dornröschen in der Turmstube (Gaber); Bruder Sparer und Bruder Vertuer auf der Brücke (Roloffs).

[1]) Edmund R., geb. 14. März 1829 in Leipzig, lebt in Wien.

[2]) Friedrich Wilhelm B., geb. 3. Juli 1828 in Brackenheim bei Heilbronn, lebt in Wien.

[3]) Moritz Ferdinand G., geb. 3. September 1825 in Dresden, gest. 9. Januar 1857 ebenda.

[4]) Friedrich H., geb. 31. Mai 1837 in Weimar, lebt daselbst als Hofphotograph.

züglicher Holzschneider, Illner [1]), Manger [2]), Wilh. Obermann [3]), Reusche [4]) und meine Wenigkeit. Nicht das Pekuniäre, sondern hauptsächlich die Liebe zu diesen Sachen und die Bewunderung und Verehrung für Meister Richter spornte uns größtenteils an; ohne daß ich zu weit gehe, wenn ich sage: „In diesen Sachen weht eine Luft, in welcher sich der mit Verständnis Begabte ordentlich wohl fühlen muß. Gaber hatte Kräfte beieinander, die, wie ich kühn behaupten darf, schwerlich sich wieder so zusammenfinden werden."

Die hier angeführten Namen bedürfen sehr der Ergänzung. Richter bezeichnet mir Knaus [5]) als „einen der Besten aus Gabers Atelier", ebenso rühmte er Obermann d. Ä. [6]), Roloffs [7]) und Oertel [8]), und ich füge Kettlitz [9]) und Jördens [10]), einen Schüler Richters, hinzu. Obwohl er nur weniges nach dem Meister geschnitten hat, so stellt dieser den „Kleinhandel" aus „Neuer Strauß" (1864) als mustergültig hin.

Als Beweis für Gabers außerordentliches Können seien aus der großen Anzahl seiner Holzschnitte folgende Bilder aus „Beschauliches und Erbauliches" genannt, die Richters einzige

---

[1]) Richard J., geb. 28. Mai 1831 in Leipzig.

[2]) Heinrich Carl Johann M., geb. 27. Dezember 1833 in Odessa, wurde Bildhauer.

[3]) Franz Wilhelm O., geb. 7. Mai 1830 in Weißenfels a. d. Saale, lebt in Kopenhagen.

[4]) Fedor R., geb. 4. April 1823 in Magdeburg, lebt als Beamter in Dresden.

[5]) Cassian Christian Friedrich K., geb. 9. Oktober 1831 in Sevelen (Kanton St. Gallen), lebt in Basel.

[6]) Ferdinand O. d. Ä., geb. 11. Juni 1823 in Weißenfels a. d. Saale, lebt in Stuttgart.

[7]) Joseph R., geb. 19. März 1833 in Düsseldorf, lebt daselbst.

[8]) Kaspar O., geb. 13. April 1840 in Nürnberg, lebt in Leipzig.

[9]) Professor Heinrich Bruno K., geb. 24. November 1842 in Dresden, lebt in Stuttgart.

[10]) Gerhard J., geb. 9. März 1828 in Muskau i. d. Niederlausitz, gest. 17. Juli 1887 in Dresden.

Zeichenweise für den Holzschnitt vorführen: Aller Augen warten auf dich; Der Schäfer putzte sich zum Tanz; Wem ein tugendsam Weib bescheert ist; Ehre sei Gott in der Höhe. Das sind und bleiben hervorragende Meisterwerke der Blütezeit des Dresdener Holzschnittes.

In den Kunstgeschichten sind, soviel mir bekannt ist, nur einige Holzschneider vorübergehend rühmend erwähnt. Es drängt mich umsomehr, diesen um Richter so hochverdienten Künstlern volle Anerkennung zu zollen. Ihre Leistungen zeigen in Empfindung und Eigenart höchste Meisterschaft.

So unglücklich Richter über „greulich verunstaltete" Holzstöcke sein konnte, so hocherfreut war er auch, wenn ihm Arbeiten wie die der obengenannten Künstler gebracht wurden.

Besonders belehrend ist das Betrachten von Holzschnitten in Handprobedrucken. Der Unterschied der Feinheit des Druckes zwischen diesen köstlichen von der Hand des Holzschneiders angefertigten Abzügen und den gewöhnlichen Drucken ist nicht minder groß als der der ersten Probedrucke einer Kupferplatte gegen die späteren Abdrücke.

Für mich entstanden schon während der Arbeit Schwierigkeiten dadurch, daß Richter selbst mit dem Aufsuchen seiner Jugendarbeiten, die er der Vergessenheit preisgegeben wünschte, nicht einverstanden war und deshalb an mich schrieb: „Gestern traf ich Friedrich[1]) bei Kunsthändler Arnold, wo er einige alte Radierungen aus meiner — fast Knabenzeit für Sie aussuchte. Es ist mir oft peinlich, wenn ich sehe, wie solch alter Schund, aus seiner glücklichen Vergessenheit hervorgezogen, wieder ans helle Tageslicht tritt; es sollte nicht in die Mappe, lieber in den Papierkorb wandern!" Und später wieder: „Ich bewundere Ihren Heroismus für den Katalog; ich glaube wohl, daß er musterhaft werden wird. Wären nur alle angeführten Sachen auch musterhaft! Es ist viel Unkraut in diesem Gärtchen gewachsen."

[1]) Kupferstecher Professor Ludwig Friedrich.

Eine wichtige Aufgabe war mir die Aufstellung eines alphabetischen Verzeichnisses der Holzschneider, Kupferstecher und Lithographen, die nach Richter gearbeitet haben, nebst Angabe ihrer Monogramme und Unterschriften. Doch habe ich mich nicht begnügt, die Namen trocken anzuführen, sondern habe mir von der Mehrzahl dieser Künstler autobiographische Notizen zu verschaffen gewußt über ihren Bildungsgang, wann sie für Richter zu arbeiten begonnen, welche Blätter von ihrer Hand herrühren. Dazu bedurfte es eines eigentümlichen Vorgehens; denn von den meisten Künstlern kannte ich ja nur die Namen, die auf den Blättern standen. Nachdem ich mir diese herausgezogen, schrieb ich an jeden eigenhändig und sandte nach einer beliebigen Kunststadt die Briefe, ungewiß, ob die Adressaten aufzufinden seien — wirklich eine Zumutung an die Post. Auf dem Briefumschlag bemerkte ich meine Adresse und überließ die Schreiben ihrem Schicksal. Doch ich hatte Glück! Nach allen Richtungen des deutschen Reiches liefen meine Briefe, vor allem nach Dresden, Leipzig, Berlin, Nürnberg, München, Düsseldorf, Stuttgart, Weimar, Wien und anderen Orten, wo mich ein Fingerzeig hinwies; ebenso nach England, Frankreich, der Schweiz, Dänemark, Schweden, ja sogar bis Amerika. Hatte ich 25 Briefe — unter dieser Zahl tat ich's anfangs gar nicht — beispielsweise nach Leipzig geschickt, so bekam ich zwar den größten Teil als unbestellbar zurück; die anderen Adressaten aber waren dort aufgefunden worden. Es dauerte dann nicht lange, so liefen die zuvorkommendsten Antworten ein. Die zurückgegangenen Briefe wurden in einen neuen Umschlag geschlossen und nun etwa nach Berlin geschickt. Wieder kamen die meisten als unbestellbar zurück; aber auch in der Kaiserstadt war eine Anzahl an den Mann gebracht worden. Und so ging das fort und fort, bis ich nach Jahresfrist sagen konnte: Du hast die Wichtigsten bekommen, und das waren über hundert.

Ich ging in meinem Forschen immer weiter, suchte auch die Originalölgemälde des Meisters auf und fand mein Mühen

nicht umsonst. Alles dies interessierte Richter sehr, und unser Briefwechsel ward ungemein rege. Dem teuren Manne immer das Neueste mitzuteilen, war meine Freude, und ihm rief es oft schöne Erinnerungen zurück. In seiner Liebe schreibt er: „Ich gebe es noch nicht auf, daß ich doch noch einmal bei Ihnen ein paar Tage in Ruhe verweile und auch bei den lieben Thomasleutchen. Diese Frankfurter Freunde sind mir ans Herz gewachsen!“ Oder: „Sie allzeit Schreibfertiger! erfreuen Sie mich bald wieder mit einem Brief.“ Oder: „Haben Sie ein Mußestündchen und Schreibelust, dann wissen Sie, wer immer über Ihre Mittheilungen die größte Freude hat.“ Und in seinem letzten Briefe: „Sollte es Ihnen wieder einmal recht schreiberlich zu Muthe sein, so erfreuen Sie mit einem langen Brief Ihren alten Freund Ludwig Richter.“

Auf Richters Anfragen über manches seiner Bilder, das seinem Gedächtnis entschwunden war und er nur noch aus den Kunstvereinsradierungen kannte, vermochte ich ihm oft ausgiebig Bescheid zu erteilen. Einmal schreibt er aus Loschwitz, den 18. Juni 1874: „Es war mir erfreulich, von Ihnen zu hören, daß mein Bild Monte Serrone, das Sie so kuraschiert gekauft haben, in das Städelsche Museum gekommen ist. Haben Sie wohl einmal zufällig in Erfahrung gebracht, ob mein Bild: Der Brunnen bei Grotta ferrata noch in Dessau existiert? — Es fällt mir deshalb ein, weil Sie Ihr Bild ja auch aus Dessau bekommen haben. Jenes Brunnenbild wurde (1832) vom Dresdener Kunstverein gekauft, und es gewann es ein Beamter in Dessau. Es ist dasselbe, was ich auch radiert habe und mehrmals kleiner wiederholen mußte. Ich glaube, es war eines von den gelungeneren Sachen, die ich gemacht habe.“

Darauf konnte ich Richter antworten, daß das 1832 von dem jetzigen Gymnasial-Oberlehrer Fritsche in Dessau gewonnene Bild noch in dessen Hand sei, und daß sich der glückliche Besitzer trotz der hohen Preise, die ihm selbst von fürstlicher Seite

dafür geboten wurden, von dem herrlichen Kunstwerke nicht zu trennen vermochte. Ebenso sei noch der wertvolle Brief in seinen Händen, den ihm „der ausgezeichnete Künstler" auf sein Ersuchen um eine Erklärung von Grotta ferrata geschrieben. Dieser Brief bietet so viel des Interessanten, daß er hier als Schluß dieses Teiles fast wörtlich folgt:

„Hochgeehrter Herr!

Mit herzlicher Freude ersah ich aus Ihrem werthen Briefe v. 27. Jan., in welch gute Hände das Loos mein Bild gebracht hat; denn nur da findet ein solches die rechte Stelle, wo es mit inniger, ungekünstelter Freude empfangen wird, und diese kann ja wieder nur da stattfinden, wo der Geschmack noch nicht durch eine einseitige Kunstansicht versalzen, das Herz aber offen und warm geblieben ist für jegliche Schönheiten in Natur, Kunst und Leben.

Sie wünschen eine Auskunft über Grotta ferrata. Hier ist Alles, was ich davon zu sagen vermag: Grotta ferrata ist ein Schloß und Benediktiner-Abtei im Latinergebirge, 4 Stunden von Rom, und in der Nähe zwischen den bekannten Ortschaften Frascati und Albano gelegen. Auf meinem Gemälde ist das Schloß von dem herrlichen Waldweg, der in einer halben Stunde nach dem reizenden Frascati führt, genommen. Gruppen uralter Eichen und besonders Platanen, dabei die Aussicht auf das ferne blaue Meer und die öden Ebenen Roms machen diesen Weg einzig. Diese majestätischen Platanen haben außer ihrer Schönheit noch einen klassischen Werth durch eine Erwähnung in den Briefen Cicero's, der unter ihnen, oder wohl ihrer Ahnen Schatten lustwandelte. Grotta ferrata liegt überdies am Fuß des Hügels, auf welchem Tusculum lag. In einer Kapelle der Abtei ließ Kardinal Farnese den Domenichino die Geschichte des Abtes Nilus al fresco

malen. — Der ausgezeichnete Joseph Koch[1]) in Rom hat vor einigen Jahren denselben Brunnen mit den Platanen und dem Schlosse in einem großen Bilde dargestellt, welches eines der trefflichsten Bilder dieses geistreichsten unter den neuen Landschaftern sein soll.

Ihr Bild habe ich für den Kunstverein radirt, konnte aber keine sonderliche Wirkung hineinbringen, weil durch die starke Verkleinerung die Figuren — eine Hauptpartie des Gemäldes — allzusehr zusammenschrumpften und somit ausdruckslos bleiben mußten.

Mit größter Hochachtung

Ihr ergebenster
Ludwig Richter.

Meissen, d. 8. Febr. 1833."

---

[1]) Joseph Anton K., geb. 27. Juli 1768 in Obergiblen in Tirol, gest. 12. Januar 1839 in Rom.

Aufenthalt in Dresden und Loschwitz bei Ludwig Richter und Familie.

Meine Arbeit, die Monographie der Werke Ludwig Richters, war weit gediehen; doch fehlten noch mancherlei Ergänzungen, die zu erlangen, ohne den Meister und seine Verleger unmöglich war. Da machte ich mich im Herbst 1871 und 1873 nach Dresden oder richtiger nach Loschwitz auf, wo ich herrliche Tage in der Nähe des Meisters und seiner Familie verbrachte. Es war das für mich das schönste Zusammensein mit dem lieben Manne! Er zeigte sichtliches Interesse für meine Arbeit und opferte mir mit großer Güte viel Zeit.

Von Leipzig an berührten die Namen der Stationen mit dem altbekannten Klang mein Ohr. Wie bei meiner ersten Fahrt die sächsischen Landleute, so wurde auch ich jetzt wahrhaft elektrisiert bei dem Ausrufen: Wurzen, Oschatz, Riesa, Priestewitz, Kötzschenbroda, Weintraube und endlich Dresden, wo ich bei völliger Dunkelheit anlangte. In den drei goldenen Palmzweigen, wo ich im Jahre 1853 viel Lehrgeld hatte zahlen müssen, stieg ich nicht ab; die Stadt Leipzig, auch in der Neustadt gelegen, war mir empfohlen worden, und ich freute mich, daß ich sie gewählt. Denn beim Eintritt in das Gastzimmer überraschte mich der Anblick eines großen Ölbildes, dessen Komposition mir durch den Karton, den ich besitze, wohl bekannt war: Gärtners[1]) „Nixengrotte".

Als ich mich am Morgen aufmachte, schlug ich, um Erinnerungen zu wecken, denselben Weg ein, den ich bei meinem ersten Einzug gegangen. Bei jeder Straßenwendung tauchten bekannte Bilder auf. Aus der Meißenergasse tretend, hatte

[1]) Heinrich G., geb. 22. Februar 1828 in Neu-Strelitz, lebt in Dresden, wo er das Albertinum mit Wandbildern schmückt.

ich die kernige Reiterstatue Augusts des Starken vor mir und gleich darauf die majestätische Brücke und die prächtige Stadt! Über all die Plätze und Straßen trieb es mich zunächst in die Moritzstraße: Welches Empfinden, als ich in dem Hause No. 5 von den Bewohnern, nachdem ich ihnen mein Begehr unumwunden mitgeteilt, die Erlaubnis erhielt, mich da, wo ich als Jüngling so glücklich gewesen, umsehen zu dürfen! Mit Wehmut verließ ich die Räume.

Zu meinem alten Freunde aus der Münchener Zeit, dem Kupferstecher Ludwig Friedrich, ging ich nun: Waisenhausstraße No. 5, Flügel rechts 4 Treppen, wohin ich bis vor kurzem, solange es mir denkt, meine Briefe an ihn geschickt habe. Ich durfte auf die beste Aufnahme rechnen, und richtig, als mich der Gute durch den Ausguck mit seinen Riesenaugen erblickte, war die Freude des Wiedersehens groß. Selbstverständlich mußte ich bei ihm in seinem echten Künstlerheim, das halb Junggesellen- und halb Familienleben zeigte, wohnen; er und seine Schwester Lydia erzeigten mir viel Freundschaft, und es war mir wohl bei ihnen.[1])

Am Nachmittag machten Friedrich und ich uns nach Loschwitz auf. Der mir noch lebhaft vorschwebende sandige Weg durch den Kiefernwald nach Blasewitz wurde eingeschlagen; aber da war fast alles anders, Haus an Haus stand da. Manches war noch unverändert und brachte die Zeit von damals wieder nah, so das Birkenwäldchen am Trinitatiskirchhof. Unmöglich konnte ich an dem Gottesacker, wo mein lieber Onkel Carl Hoff schon manches Jahr im kühlen Erdenschoße schlief, vorübergehen. Lange weilte ich an seinem Grab; mir war, als müßt' ich ihn selbst, der unter dem Hügel ruhte, sehen und Abschied von ihm nehmen.

[1]) Im Herbste 1859 wohnte bei Friedrich sein verehrter und lieber Lehrer, Professor Thäter. Er zeichnete in Kunsthändler Arnolds Auftrag in der Galerie den Gobelin „Petri Fischzug" nach Rafael als Vorarbeit für einen Stich.

Heinrich Richter.

Auf manche Grabstätte wies mich mein Freund; doch erhob mich keine Inschrift so wie die, welche mir den Ruheplatz des einstigen Wohltäters Ludwig Richters: Christoph Arnold, nannte.

Weiter eilten wir durch das neu entstandene Blasewitz, hinunter nach dem Strand, von wo uns die Fähre ans jenseitige Ufer brachte.

Da war ich denn wieder in dem lieben Loschwitz, wo ich in meiner Jugend halb unbewußt einen so glückseligen Sommer verbracht hatte. Da stand am Strande noch das uralte, mit Wein umsponnene Fährhaus, und dahinter schauten die malerischen Hütten hervor. In die Grundstraße trieb es mich: die Stege, die über den Bach, und die Treppchen, die zu demselben hinunterführten, alles war noch unverändert. Blühten auch nicht wie damals im Mai die Syringen, so waren nun im Herbst die rankenden Kürbisse mit ihren goldnen Früchten allenthalben in den reizenden Gärtchen zu sehen. Das unvergleichlich schöne, fast am Eingange zum Ziegengrunde gelegene Bauerngehöfte mit dem alten, weitästigen Apfelbaum, ein gewiß von den meisten Dresdener Landschaftern gezeichnetes Motiv, war noch nicht verschwunden. Richter hat es in seinem „Dorfgeiger" so glücklich verwandt, als wenn es dafür eigens errichtet wäre. Das hochgelegene, hübsche Kirchlein mit der reichverzierten Sonnenuhr und der kleine Gottesacker mit den eng aneinanderliegenden Grabsteinen vieler Geistlichen, die da als Pastoren gestanden, grüßte mich wieder. Die obere Bergstraße[1]) weitergehend, traf ich noch ein zweites mich immer ansprechendes Gehöfte[2]), dessen niedere, durchaus mit Schindeln bekleidete Gebäude noch ebenso hinter den knorrigen Akazien und Pappeln hervorlugten, wie ehedem: ein wundervoll, auch in der Farbe, malerisches Bild! Und so ging es, oft unter dem Schatten mächtiger Nußbäume, den mir bekannten zweiten Steinweg[3])

[1] u. [3]) Früher ohne Namen.

[2]) „Lehmanns Lob", jetzt Calberla gehörig. Siehe Abbildung.

zwischen Weinbergen hinauf, bis wir endlich an dem Waldrande die stille Kiefernecke, wo Richters Heim lag, erreichten. Welch ein liebevoller Empfang! Bei dem Meister, der, aus dem Hause tretend, in dem Weinlaubengang uns entgegenkam, waren seine Tochter Elisabeth[1]), sein Sohn Heinrich[2]) nebst Frau und der alte Hausfreund Professor Peschel.[3])

Bald nach der ersten Begrüßung zog uns der Professor mit in sein Interesse, das damals ganz erfüllt war von den Arbeiten seines einstigen Schülers Paul Mohn, einer Anzahl Aquarelle vom Neckar, die er wohl auf Anregung Richters für Cichorius an Ort und Stelle gefertigt. Bei der Hand nahm er uns und machte uns dicht am Fenster auf all die Schönheiten, die nicht zum wenigsten in der wundervollen Ausführung der Einzelheiten lagen, aufmerksam. „Nein, sehen Sie doch, wie das alles entzückend sorgfältig durchgeführt ist!" Das Lob, das wir diesen Sachen ehrlich spendeten, war ihm gar nicht laut genug; ja es schien fast, als traue er unserem Verständnis dafür nicht ganz. So voller Bewunderung habe ich Richter, außer für Franz Drebers[4]) Studien, niemals wieder über Arbeiten seiner Schüler gesehen und sprechen hören. Hier kam noch seine Begeisterung für die Neckargegend, besonders für das Schloß Hirschhorn, die von seiner Verehrung für Fohr stammte, dazu. Wie bei Mohn ein Landschaftsbild vom Auge in die Seele drang, zeigt seine Äußerung in einem Briefe an mich: „Der strahlende Morgen in Cronbergs Umgebung, die Kastanienhänge, in Gold- und Lichtglanz, alles steht leuchtend vor mir, und ich gedenke dankbar dabei Ihrer; es wird mir dieser Spätherbstsonntag allzeit eine schöne, schöne Erinnerung bleiben".

[1]) Elisabeth Richter, geb. 1. Oktober 1840 in Dresden.

[2]) Joh. Heinrich Richter, geb. 11. März 1830 in Meißen, gest. 12. Juli 1890 in Eckwälden bei Boll in Württemberg.

[3]) Professor Carl P., geb. 31. März 1798 in Dresden, gest. 3. Juli 1879 ebenda.

[4]) Heinrich D. gen. Franz, geb. 9. Januar 1822 in Dresden, gest. 3. August 1873 in Rom.

Wir kamen auf Albert Hendschel zu sprechen. Kaum traute ich meinen Ohren, wie Richter ihm freudig Anerkennung zollte: „Sachen wie „der Schusterjunge und der Schulknabe", und „der Schneeballen im Genick" sind so noch niemals dargestellt worden. Das ist ein ganz bedeutendes Talent, und ich würde sehr gern die Originalzeichnungen sehen."

Gegen Abend stellten sich die lieben Kretzschmars, Eltern und Kinder, ein, die wie jedes Jahr bis in den Spätherbst in Loschwitz wohnten. Da fanden mit einemmal die Kunstgespräche ihr Ende. Ein anderes Leben entstand, und Großpapa Richter, der für jedes Enkelchen ein Wort der Begrüßung hatte, war die Herzensgüte selbst gegen die kleine Schar. Da ihm die Stube für soviele Köpfe nun zu enge dünkte und das herrlichste Wetter hinauslockte, schlug er einen allgemeinen Spaziergang vor, auf dem es denn durch Wald- und Feldwege nach dem nahen Rochwitz ging. Natürlich mußte ich mein Flageolett erklingen lassen, wobei alle — und es war eine zahlreiche Gesellschaft — um mich herumstanden und große Freude an den Weisen hatten.

Richter sagt einmal über einen solchen Herbsttag droben auf den Bergen von Loschwitz: „Die Natur hat ihren Schlafrock angezogen, weil es nun Feierabend geworden ist und sie bald zur Winterruhe sich begeben will. Sie ruht aus von ihren Werken, und es ist, als wenn man ihr die Müdigkeit ansähe, und doch ist ihre Stimmung eine still freundliche, wie nach gut verbrachtem Tagewerke. Ich liebe diese zarte, lieblich melancholische Herbststimmung gar sehr; es wird einem selbst so ruhig, friedlich dabei zu Muthe."

Mit Friedrich und Dr. Heydrich[1]), der sich auch an dem Gang beteiligt hatte, ging ich heim. Wir nahmen den Weg hinter der Eule an der Mühle vorbei, die unser Meister so schön für „In einem kühlen Grunde" in den Studentenliedern

[1]) Dr. phil. Moritz H., geb. 13. März 1825 in Dresden, Verfasser der Posse „Prinz Lieschen", gest. 27. Januar 1885 in Loschwitz.

zu verwenden wußte, und weiter durch die Grundstraße vorüber an der alten Schneidemühle, „diesem Geniste zwischen Weg und Bach, wo es noch immer rauschte und sägte und der Müller aus seinem kleinen Guckfensterchen nach den Buchen hinüberschaute, wo der Pirol sang." Heydrich hatte mich während meines Aufenthaltes in Loschwitz aufgenommen und äußerst behaglich in seinem schönen, nach der Elbe gelegenen Balkonzimmer einlogiert. Sein Häuschen trug über dem Eingang sein Motto: „Immer heiter, Gott hilft weiter." O, hätte der gutherzige Mann den tiefen Sinn dieser Worte, die er doch täglich lesen mußte, mehr auf sich wirken lassen!

Oft besuchte ich Heydrich in seiner Studierstube. Er schrieb gerade die Lebensskizze seines Freundes, des Dichters Otto Ludwig [1]), für die Herausgabe von dessen Shakespeare-Studien. Da ließ er mich auch in einen Teil des Manuskriptes von Ludwig Richters Selbstbiographie, den ihm dieser zur Begutachtung gegeben, hineinsehen. Mit der Feder hingeworfene, auf seine Erlebnisse sich beziehende Randzeichnungen zierten manches Blatt. Da war z. B. dargestellt, wie er sich als dreijähriges Kind vom Hause seines Großvaters Müller in der Friedrichstadt bis auf den Altmarkt verlaufen, wo ihn um Mitternacht im Mondschein — er hat den Blumenstrauß, welchen er für Großpapa gepflückt, noch in Händen — der Wächter findet.

Ob mir das damals schon gefiel! Alles war mit hinreißender Wärme, zumal in der Originalhandschrift, geschildert.

Nun fing für mich ein Wandern von Tal zu Berg und von Berg zu Tal an; denn oft durfte ich hinauf zu dem lieben Meister in seine Idylle kommen, wo mir viel Anregung und Belehrung wurde, da sich zwischen dem Durchsehen seiner Werke und dem Besprechen meiner Arbeit nicht selten die lebhafteste Unterhaltung entspann, wozu ihm längst vergessene

[1]) Otto L., geb. 11. Februar 1813 in Eisfeld, Verfasser des Trauerspieles „der Erbförster", gest. 25. Februar 1865 in Dresden.

Bilder, die er nun in meiner Sammlung wiedersah, Anlaß gaben. Den teuren Mann so in der Nähe zu sehen, seine Züge und sein Wesen festzuhalten, hatte keinen geringen Reiz für mich; denn nun, wo ich ihn wirklich beobachten konnte, fiel mir vor allem der selten unbefangene, kindliche Blick auf, dessen plötzliches Aufleuchten, das Hervortreten seines inneren Menschen, vereint mit einem Zug der wohltuendsten Milde um den Mund, dem Gesichte einen wunderbaren Ausdruck verlieh. Welch ein Bild des Friedens, den würdigen Mann mit dem schönen greisen Haar, in seinen Pelzrock gehüllt — anders sah man ihn ja kaum im eignen Hause — und behaglich sein Tonpfeifchen rauchend, in dem bequemen Armsessel an seinem Arbeitstisch zu sehen. Frau von Schnorr sagt von ihm: „In bescheidenerer Weise kann kein Künstler sein Leben durchleben und dasselbe beschließen als dieser herrliche Mensch und Künstler.“ Was gäbe ich nicht, könnte ich diese Tage zurückrufen!

An den kunstliebenden Freund A. Otto Meyer in Hamburg schrieb Richter damals: „Gestern und heute war der bereits von Ihnen angekündigte Freund Hoff bei mir, der unermüdliche Sammler von a bis z und ß, der selbst das Tüpflein auf dem i sich nicht entgehen läßt. Noch so manches L.R. habe ich (oft mit schwerem Herzen) auf Blätter seiner Sammlung zeichnen müssen, die, von Xyl- und Lithographen greulich verunstaltet, am besten in das Meer der Vergessenheit versenkt geblieben wären, aus welchem der liebe Freund sie ohne Erbarmen wieder hervorgezogen hat.“

Unangenehm berührt konnte der Meister beim Betrachten einzelner Blätter sein; viel hätte er darum gegeben, wären sie nie gezeichnet worden. So z. B.: „Eine Kapelle“ und die Illustrationen zu „Musenklänge aus Deutschlands Leierkasten“, woraus ihn manche Darstellung geradezu in Verlegenheit brachte. Damit erklären sich allerdings viele seiner Verehrer, ernste Menschen, nicht einverstanden und meinen: „Wenn Ludwig Richter solcher tollen Laune einmal nachgab,

so freuen wir uns umsomehr, daß er bei seinem tiefgewurzelten Christentum nicht eng geworden ist."

Doch gab es auch viele heitere Momente. Wie lachte der liebe Mann, als er den köstlich humoristischen Holzschnitt „Neubackene, Warme!" in Nieritz Volkskalender 1849 betrachtete und in dem „Brezeljungen" seinen einstigen, ihm von den Eltern für den Schulweg gegebenen Mentor Gabriel Holzmann wiedersah. Richter schildert ihn köstlich:

„Dieser stark kolorierte Jüngling Gabriel hatte mit seinem Namenspatron, dem Schutzengel Gabriel, keine Ähnlichkeit, weder äußerlich noch innerlich. Auf ein Paar schmutzigen Nankinghosen saß eine schäbige, apfelgrüne Jacke, und diese Jacke gipfelte in einem Spitzkopf mit einem rothen, im Winter veilchenblauen Gesicht und nur einem Auge, das andere schimmerte weißlich, wie eine mit Papier verklebte runde Fensterscheibe, ganz oben auf dem Dache strohgelbes, kurzborstiges Haar. Er war ein harter Tyrann! Als ich in späteren Jahren von Rom zurückkam, sah ich besagten Holzmann, der bereits Gatte und Vater geworden war, als Brezeljungen, seinen großen Brezelkorb auf dem Rücken, an der Salomonis-Apotheke stehen."

Wohl nicht ohne die Absicht, sich noch nachträglich an seinem „Tyrannen" zu rächen, sieht man ihn auf dem Bilde dargestellt mit seinem Jungen, der im größten Ernst Amt und Würden seines Vaters einem darob lachenden Schulkameraden also mitteilt:

„Weest Du, Gottlieb, daß mei Vater seit gestern Brezeljunge geworden ist?" —

Ebenso erheiterte ihn der Anblick des Bildes in dem Jahrgang 1850, worauf der Meister — was er nicht selten tat — sich selbst abgebildet hat. Hier steht er als Barbier vor seinem Kunden, das Handtuch auf dem Arm, die Seife im Becken anrührend, diesem, einem alten Glatzkopf, der erstaunt aufsieht, auf die Frage:

„Warum Sie? Warum kommt mein gewöhnlicher Barbier nicht?" lächelnd antwortend:

„Entschuldigen Sie, ich habe Sie gestern gewonnen."

„Was soll das heißen?"

„Ja, sehen Sie, ich und meine Kollegen, wir spielen zuweilen Schafskopf um unsere Kunden, und da sind Sie mir gestern auf 14 Tage zugefallen. So'n Glück in Schafskopf hab' ich lange nicht gehabt!" —

Noch übertroffen wird der Humor dieser Darstellungen durch eine kleine Aquarelle, welche mein Freund Professor Budde besitzt. Sie ist benannt „Die unglückliche Jagd", eine wahre Begebenheit: ein als tot in der Jagdtasche heimgebrachter Hase schießt durch die Scheibe zum Fenster hinaus, nachdem drei Dachshunde und der alte Förster, letzterer den Stiefel in der Hand, ihn vergeblich in der Stube herumgejagt haben. Die Dächsel muß man springen sehen, um einen Begriff von der lebendigen Komposition zu bekommen. Das Blatt aus dem Jahre 1848 ist von vollendet sorgfältiger Durcharbeitung.

Droben beim Meister in Loschwitz lernte ich auch seine Enkelin Margarete Gaber[1]), die spätere Verlobte seines Schülers Paul Mohn[2]), kennen.

Richter schrieb damals von ihr: „Ein rechter Segen ist unsere immer heitere Gretchen Gaber. Wenn sie freie Stunden hat, läßt sie sich von Heinrich in der Geschichte examinieren und ist dabei so gutmüthig, lustig und antheilvoll um ihn, daß gerade diese Art der Behandlung am wohlthätigsten auf ihn zu wirken scheint. Die gesunde, gutem Herzensgrunde entsprossene Heiterkeit ist doch eine unvergleichlich schöne Gabe Gottes, das erfahre ich hier wieder einmal recht eindringlich!"

---

[1]) Frau Margarethe Mohn, Tochter des Xylographen August Gaber, geb. 5. Mai 1853 in Dresden auf den Geburtstag ihrer Großmutter Richter.

[2]) Professor Victor Paul Mohn, geb. 17. November 1842 in Meißen, lebt in Berlin.

War ich morgens mit meiner Arbeit bei Richter, dann mußte ich auch sein Gast sein. Es würde mir einer der gewinnendsten Züge im Bilde des Meisters fehlen, wenn ich ihn nicht in seinem häuslichen Leben kennen gelernt hätte, wenn ich nicht Zeuge davon gewesen wäre, wie er daheim unter den Seinen seines Amtes als ernst christlicher deutscher Hausvater gewaltet hat.

Bei der Fliedersuppe erinnerten sich meine Wirte der Bierkaltschale, welche ich bei ihnen im Sommer 1853, als wir Richterschen Schüler zu Tische geladen waren — die gute Frau Professor[1]) lebte damals noch — kaum hinunterzubringen vermochte. Vom Professor, der von seiner Tochter Helene darauf aufmerksam gemacht wurde, aufgefordert, mich nicht zu zwingen, bezwang ich trotzdem zu aller Belustigung das mir Vorgesetzte. Die heute aufgetragene Fliedersuppe schmeckte mir dafür vorzüglich, und des Professors ergötzliche Aufforderung, „mich nicht wie damals bei der Bierkaltschale zu zwingen", war überflüssig; denn wiederholt ließ ich mir von dem wohlschmeckenden Gerichte geben und führte es sogar in meinem Haushalt ein.

Für die Siesta holte der liebe Mann seinem Gaste, auf daß das Einschlafen, wie er sagte, „förderlicher" sei, ein Buch und legte es ihm mit einigen netten Worten, wie: „Das ist etwas für Sie!" und dem Wunsche gut zu schlafen, auf den von ihm bestimmten Ruheplatz, sein Sopha.

Als das wertvollste der mir von Richter gegebenen Bücher nenne ich: „Der arme Mann im Toggenburg," nach den Originalhandschriften herausgegeben von Eduard Bülow, dem Vater des Pianisten Hans von Bülow. Der ungenannte

[1]) Frau Auguste Richter, geb. Freudenberg, geb. 5. Mai 1804 in Dresden, gest. in der Nacht vom 3. zum 4. August 1854 in Loschwitz.

So wenig ich damals Frau Professor Richter sah, so ist mir doch immer der äußerst angenehme Eindruck ihrer Persönlichkeit im Gedächtnis geblieben.

Verfasser war ein armer Weber im Dorfe Wattweil bei Lichtensteig, Namens Ulrich Bräcker, der meist erst in der Nacht nach vollbrachtem Tagewerk die Feder zur Hand nehmen konnte. Von anderen dazu aufgefordert, veröffentlichte er das Geschriebene. „Er starb, ein großer lyrischer Dichter, am eilften September 1798."

Das Buch, erschienen 1852 mit einem hübschen Titelbild nach Ludwig Richter: Der Geisbub im Walde, geriet in Vergessenheit und erlebte erst kürzlich wieder eine neue Ausgabe.

Oftmals habe ich es, nur um es zu verschenken, antiquarisch gesucht; jeder, dem ich das Büchlein zum Lesen geliehen, strebte darnach, es zu besitzen.

Freund Gärtner äußerte sich: „Der Toggenburger ist für jedes Lebensalter der rechte Mann, ein echter Erdensohn, ein wahrer Typus des Menschengeschlechtes. Sein helles, empfängliches Auge für die Natur und ihre Herrlichkeit, seine wahrhaft männliche Religiosität, deren Geheimnis ihn so ernstlich beschäftigt, und die er zu befestigen rastlos bestrebt ist; diese Eigenschaften sind sein Reichtum und sein Schild gegen die Anfechtungen und die tausend schweren Nöthe des Lebens. Es ist alles so schlicht und treuherzig erzählt, in den meisten Dingen findet man sich selbst wieder, sowohl im Guten wie im Schlimmen, namentlich dem Letzteren."

Doch die reinste Freude bereitete ich damit dem Hirtenbüblein in Oberstdorf im Allgäu, für das ich das Büchlein extra mitnahm. Es war am Abend auf dem Kuhberg, er saß inmitten seiner Herde auf einem Felsen und sang sein Lied, das verstummte, als ich mich ihm näherte. Verwundert sah er mich an, als ich ihm das Bändchen reichte und sagte, er solle einmal ein Stück aus seiner Lebensgeschichte lesen. Treuherzig fragte er, ob das Buch nun auch wirklich ihm gehöre, hielt es mit beiden Händen, bedankte sich und sprang überglücklich dem Dorfe zu, die Geisen hinterdrein.

Den Weg, den ich immer mit Vorliebe gewählt, hinauf nach unserer hochpoetischen Hütte in Kotzschens Grundstück,

ging ich oft in Erinnerung an meinen Jugendtraum. Da war noch alles fast unverändert. An Felsners Brunnen fand ich die unbeschreiblich schöne Wildnis wie damals, der Hagebutte leuchtendes Rot zierte den idyllischen Platz. In der Hütte selbst hatte sich freilich vieles verändert: der gute, fleißige Alte, der ehedem der anziehendste der stillen Bewohner war, lebte nicht mehr; der Sohn hatte das Anwesen von der Mutter, die nun ihren Witwensitz da hatte, übernommen und ein photographisches Geschäft gegründet, in dem er besonders in Aufnahmen landschaftlicher Motive und Pflanzenstudien Vortreffliches leistete. Die Mußestunden widmete er seiner reichhaltigen, schön geordneten Schmetterlingssammlung, deren ausländische Exemplare er durch Tausch gegen Photographieen erwarb. So war er also nicht Maler geworden, wie er in dem Sommer, als wir da oben gewohnt, sehnlichst gewünscht. Ich sehe noch den strebsamen jungen Menschen, wie er, nachdem er dem Vater redlich im Weinberg geholfen, des Abends nach Richterschen Holzschnitten Zeichenversuche anstellte und sich des Meisters Zufriedenheit durch die Kopie von „Junggesell und Mühlbach" aus dem Goethe-Album erworben hatte.

Zu meinem großen Leidwesen waren sie daran, den schönen Kachelofen in unserer damaligen Stube abzureißen und ihn zum Ausmauern für einen modernen eisernen zu verwenden. Das ging mir so nahe, daß ich ihn der Alten abkaufte und in der Absicht, ihn in meinem antiken Zimmerchen daheim wieder aufrichten zu lassen, mitnahm. Den ganzen Verlauf erzählte ich damals in einem Gedicht, das später folgt.

Der Ziegengrund, das schöne, heimlich gemütliche Fleckchen Erde mit den „klassischen Buchengruppen", das Loschwitz einst besaß, war fast verschwunden; einzelne Stellen waren noch zu finden, so der obere Zaunweg, wo ich oft unseren Meister, von seiner Tochter Elisabeth begleitet, gehen sah. Ebenso der düstere Eulengrund, wo mich einmal Richter, statt zeichnend, ganz in mein Flageolett vertieft, angetroffen. Immer noch

streckten die Tannenriesen ihre knorrigen Wurzeln in das Bett des Waldbaches.

Den Herrn Münzgraveur wie einst an jenem Maientag aus seiner Klause herauszulocken, ließ ich mich auf einem Baumstumpf an der nahen Waldecke nieder, und richtig, mein Pastorale sagte ihm, wer da sei; den Spaten in der Hand, trippelte der Alte zu mir heraus, begrüßte mich auf gewohnte herzliche Weise und nahm mich mit in seinen Weinberg, wo reges Leben herrschte, da mehrere Taglöhner, auch Nachbar Felsner, nach Krügers Anweisung hantierten. Er war wirklich ein Original und erzählte mir alles mögliche, was ihm wichtig schien: von dem Einbruch, welchen „beese Leite" durch ein Fenster in sein „Heischen" begangen, und daß er, damit sie sich das nicht nochmals unterstehen könnten, an dem Fenster Eisenstangen hätte anbringen lassen. Als er später durch ein anderes Fenster wieder gestört worden sei, habe er auch an diesem dieselbe Vorkehrung getroffen. Dem harmlosen Männchen war durch solche Kränkung seine Idylle zeitweise recht verleidet. Überall waren in seinem Berge noch die Starenkästen zu sehen, deren Bewohner in den damals besonders geratenen Trauben tüchtig hausten. Als ich ihn um die Erlaubnis bat, mich einmal nach Herzenslust an seinen Zwetschen satt essen zu dürfen, willigte er nach einigem Zögern ein; doch als er merkte, daß sie mir besser schmeckten, als er es für gut hielt, kam er eilenden Schrittes zu mir und sagte: „Lieber Freind, ich muß Sie doch jetzt recht „sehre" bitten, mit dem Pflomeneessen einzuhalten, Sie könnten sich am Ende noch kranke machen", lachte herzlich auf, nahm mich bei der Hand und führte mich in sein Stübchen mit den hübschen Rokokomöbeln, wo er mich mit seinem selbstangesetzten Nußliqueur traktierte, holte seine Geige und spielte mir eines seiner Lieblingsstückchen. Hatte ich es möglicherweise vorher mit meinem Pflomeneessen, denn ich konnte in der Tat etwas darin leisten, mit ihm verdorben, so machte ich es jetzt damit wieder gut, daß ich ihm meine

Freude über sein Spiel aussprach und ihn bat, mir die Weise für mein Flageolett aufzuschreiben.

Uber sein Geigenspiel las ich einmal in einem Dresdener Blatt folgende, von einem Freunde des guten Krüger eingesandte köstliche Äußerung: „Ich höre den Alten noch eine Haydnsche Violinsonate spielen, mit steifen Fingern zwar, aber doch mit möglichster Sauberkeit der Passagen: die von ihm sogenannte „Zehngroschen-Sonate." Das Opus hatte nämlich zehn Groschen gekostet, und beim Anfang des Spielens pflegte er in seinem Dresdener Dialekt zu sagen: „Heeren Se, mei Kudester, da ist ein Adagio drinne, das ist Sie allene zehn Neigroschen werth".

Alte Freundschaften wurden gepflegt und manche nutzbringende neue geschlossen. Vor allem muß ich des Verkehrs mit Heinrich Richter gedenken, der sich mit inniger Liebe an mich anschloß, was auch ihm viel aufheiternde Stunden brachte. Wir waren, wo sich Gelegenheit dazu fand, zusammen, und der gute Herr Professor hatte seine besondere Freude an unserem Verstehen; er fühlte, wie von seinem Heinrich der Trübsinn wich. Waren wir in der Stadt, so nahm er mich mit in seine Wohnung und zeigte mir seine reichhaltige Sammlung von Arbeiten seines Vaters, von welchen mich die Skizzenbücher am meisten anzogen. Dann gingen wir zum Mittagstisch ins Hotel de France in der Wilsdruffergasse und plauderten nach demselben noch vertraulich bei einer Flasche Wein, die er, der Freigebige, bestellte. Wie hat mich der liebe Freund auf gemeinsamen Spaziergängen (ich gedenke desjenigen nach dem Fischhausgrunde) in sein Herz sehen lassen! Der Umgang mit diesem geistreichen Menschen war ein wirklicher Gewinn, und diejenigen, welchen er Vertrauen schenkte, suchten ihn immer wieder gern auf.

Einer meiner Freunde[1]) schreibt über ihn an mich: „Heinrich Richter war zweifellos ein wissenschaftlich hoch ge-

[1]) Herr Inspektor Walther Meyer in Köln, der Neffe des verstorbenen Kunsthändlers Franz Meyer in Dresden.

bildeter Mann mit kritischer Veranlagung und vielseitiger Befähigung. Ich bin überzeugt, daß er nicht umsonst gelebt, sondern die ihm von der Vorsehung gestellte Lebensaufgabe als Anreger, Helfer, Biograph und Verleger seines Vaters erfüllt, und das bleibt doch schließlich die Hauptsache. Er wußte recht gut, wo es ihm fehlte, und pflegte die ihm mangelnden Eigenschaften bei Anderen, die solche besaßen, als etwas ganz Hervorragendes zu betrachten und mit seinem scharfen Verstande zu analysieren".

Welche Verehrung er für seinen Vater hegte, der ihm „Freund und Heimat" war, zeigen seine Briefe, in welchen er einmal sagt: „Niemand hat ihn so gekannt wie ich." Einst kamen wir auf die Aufzeichnungen seines Vaters zu sprechen. Da äußerte er: was seinen Vater innerlich antreibe, seine Selbstbiographie zu schreiben, und — wenn er oft daran gewesen wäre, sie aufzugeben, um, wie er sagte, lieber vergessen zu werden, wenn nur Gott seiner gedenke und Seine Barmherzigkeit und Gnade mit ihm sei — sie auf seine Bitte fortzusetzen, das sei etwas ganz Anderes als der eitle, hohle Drang, von sich auch nach seinem Tode reden zu machen und seinen Künstlerruhm quasi schriftlich zu fixieren. Ja, es sei ihm immer schwieriger geworden, je weiter er vorgerückt; obschon er ohne viel Federlesens drauf losgeschrieben. Oft sei ihm der Gedanke an die Möglichkeit einer Veröffentlichung recht töricht vorgekommen; aber dann meinte er wieder, vielleicht habe es für ihn selbst das Gute, ihn aufmerksamer, empfänglicher, ernster und treuer zu machen. Denn der Rückblick auf sein Leben zeige ihm zu viel Irrtum, Leichtsinn und Schwachheit; das Gute sei nur Gottes Gabe. In diesem Sinne solle das Geschriebene erscheinen, nicht als ein Beitrag zur Kunstgeschichte — das sei am Ende auch irdischer Kehricht — sondern als Beitrag zur Geschichte göttlicher Führungen und Lenkungen der Einzelgeschicke aller Menschen, die Ihm vertrauen. Solche Aussprüche demütiger Selbstkritik und Verzagens an

der Berechtigung zum Weiterschreiben seien öfters wiedergekehrt.

Richter gehörte zu den Leuten, welche der Welt Wandel schnurstracks entgegengesetzt sind. Wiewohl katholisch, stand er doch auch in unserer Kirche. Er war, wie sein Sohn einmal an mich schrieb, „kein fanatischer Katholik und kein orthodoxer Lutheraner". Wie evangelisch er gesinnt war, wie hoch er den gewaltigen Reformator stellte, beweisen seine Darstellungen aus D. Martin Luthers Leben zu Moritz Meurer und zu anderen Werken:

Luthers Linde in Ringethal in Sachsen,
Luther auf der Wartburg im Gebet und
Luthers Lied: Ein' feste Burg ist unser Gott,

mit dem geharnischten Ritter, der, hoch zu Roß, nach dem erschlagenen Drachen sieht.

Direktor Schnorr, dem ich Grüße von seinem Schwiegersohn Dr. Paldamus zu bringen hatte, traf ich so, wie ihn mir schon Professor Richter mit Betrübnis geschildert: „wirklich ein kläglicher Anblick, solch einstige Größe so gebrochen zu sehen!" Und doch, welch wohltuende Milde und Liebe sprach aus seinem Auge! Frau von Schnorr mußte wiederholt die Vermittlerin machen; mit selten zartem Geschick wußte sie ihren Mann da, wo sie es für ratsam hielt, schnell auf andere Dinge zu lenken. Unser Hauptthema war Ludwig Richter und meine Arbeit über ihn, wofür sich beide lebhaft interessierten; ja Schnorr sprach den Wunsch aus, meine Sammlung zu sehen, was seine Frau aber aus Besorgnis vor Überanstrengung nicht zugab. Wie hätte ich damals ahnen können, daß ich in Bälde mit dieser von Künstlern und Gelehrten hochgefeierten Frau[1]) — nach dem Tode des Meisters im Mai 1872 — in regen Briefwechsel treten sollte?

[1]) Frau Marie Schnorr von Carolsfeld, geb. Heller, geb. 17. Mai 1807 in Wien, gest. 16. September 1882 in Dresden.

Interessant war es mir, daß ich in der Ausstellung auf der Brühlschen Terrasse Schnorrs „Himmlisches Jerusalem" gesehen. Es war des Meisters Schwanengesang; er ließ sein Lieblingslied: Jerusalem, du hochgebaute Stadt, das er als Kantor bei der Liturgie in der Gesandtschaftskapelle in Rom mit seiner „sonoren Stimme so inbrünstig anstimmte", hier nochmals ausklingen, und das Bild zeigte trotz der Mängel in Zeichnung und Farbe, daß der, welcher es gemalt, „einst wie ein Adler auf seinem Horst gethront". In der „Christenfreude" 1855 ist die herrliche Komposition zu finden.

Auch von Professor Richter sah ich ein größeres Ölbild, ebenfalls sein letztes, also gewissermaßen auch ein Schwanengesang. Aber welch ein Können war da noch vorhanden! Es war darin die ernstliche Absicht, in einer ganz anderen Art als seither zu malen, unschwer zu erkennen: eine gegen seine frühere Malweise auffallend breitere Pinselführung. Die Anschauung, die er bei der deutschen allgemeinen und historischen Kunstausstellung in München im Jahre 1858 gewonnen, war da ausgesprochen. Das Bild, benannt „Im Juni", könnte auch heißen Sommerlandschaft nach dem Gewitter: Ein alter Hirte, ähnlich wie bei dem Amalfibild, steht inmitten der Herde, auf seinen Stab gestützt, und spricht ein Dankgebet beim Betrachten des über ihn gespannten Regenbogens. Eine Kinderschar zieht fröhlich durch die wogenden Kornfelder, Vögel durchschwirren die erfrischte Natur. Eine Variante findet sich in der 1864 erschienenen Holzschnittfolge Neuer Strauß, benannt „Regenbogen". Das Bild hatte der Meister für seinen Freund Eduard Cichorius gemalt, den ich wie einige andere Herren zwar erst später besuchte, aber jetzt schon anführen will. Er hatte mich schon brieflich dazu aufgefordert, und außerdem war ich von Ludwig Richter bestens an ihn empfohlen. Seine Wohnung war in dem Gasthof zur Stadt Berlin auf dem Neumarkt, wo er sehr behaglich eingerichtet lebte. Aufs zuvorkommendste empfing mich der

feine Herr, zeigte mir, was ich zu sehen wünschte, und labte mich, um auch den Leib zu stärken, mit spanischem Wein. Auf Schnorrs „italienisches Landschaftsbuch“ aus den Jahren 1820 bis 1826 war ich besonders gespannt. Meine Begierde wurde befriedigt: ich bekam weit mehr zu sehen, als ich geahnt. Nun verstand ich Richters Wort an meinen Vater völlig: „Ich freue mich immer, wenn ich bei meinem Freund Cichorius Schnorrs wunderschöne Landschaften betrachte, die er sämtlich von ihm vor ein paar Jahren angekauft hat. Wie lebendig versetzen einen diese köstlichen Blätter in die schöne Zeit zurück, wo sie entstanden; es liegt ein Frühlingszauber darüber ausgegossen, der das Herz wieder jung macht. Bei aller Naturtreue offenbaren sie einen Adel der Seele, der den Werken jener Periode fast durchgängig eignet und ein gutes Zeugnis ablegt von dem Geist, der damals wehte!“

Wenn ich hier besonders von Schnorrs Landschaften spreche, so waren deshalb die anderen in Cichorius' Besitz befindlichen Sachen dieses Meisters, wie z. B. die römischen Studien oder die in den Winterabenden in Rom bei von Quandt und dessen Gemahlin entstandenen Kompositionen aus dem römischen Volksleben, frei mit der Feder gezeichnet, ebenso bedeutend. Nicht weniger reich und prächtig durch Handzeichnungen und Aquarelle vertreten, wie ihn außer ihm und Heinrich Richter kein Dritter besaß, war Ludwig Richter, und zwar durch Arbeiten aus seiner ganzen Laufbahn, wovon mich wieder in erster Linie die italienischen Studien interessierten, die er an Cichorius verkauft hatte, „da sie zu jener Zeit“, wie er selbst sagt, „gar keinen Wert für mich hatten und in dem Schranke, wo sie lagen, fast vermoderten“. Das war doch einmal etwas ganz Neues für mich, und mit welcher Strenge und Sicherheit waren sie nach der Natur gezeichnet! Wiederholt ging ich zu Cichorius, dem stillen, freundlichen Manne.

Wenn ich bei den Sammlungen Heinrich Richters und Eduard Cichorius', von Originalarbeiten Ludwig Richters nicht

Münzgraveur Reinhard Krüger in Loschwitz.

beschreibend bei einzelnen Blättern verweile, so geschieht das aus der vollen Überzeugung, daß dies eine der undankbarsten Arbeiten ist. So ungenügend oft die Wiedergabe eines Kunstwerkes sein mag, gibt sie doch immer noch einen deutlicheren Begriff von der Komposition, als die lebhafteste schriftliche Darstellung es imstande wäre. Kaum, ich möchte sagen, niemals wird der Beschauer das Bild so finden — obschon diese Jegliches erwähnte, was in dem Bilde zu finden war — wie er es sich vorgestellt hat.

Richter sagt: „Ich habe einigemale gelesen, in allen meinen Sachen (Bildern) sei etwas, das wie Sonnenschein, oder wie Sonntag aussähe, und ich habe mich recht herzlich über solches Wort gefreut, weil ich weiß, daß es der Wiederschein eines Glückes ist, welches seinen Ursprung und seine Heimat droben hat, und welches uns nie verläßt, wenn wir es nicht selbst verlassen." Solcher Sonnenschein liegt über diesen Sammlungen![1])

Ein ergötzliches Erlebnis, das mir Herr Cichorius bei meinem damaligen Besuche von Moritz von Schwind erzählte, möge hier Platz finden. Der alte Herr wünschte für seine Sammlung eine Anzahl Originalarbeiten Schwinds zu besitzen und reiste, um solche unmittelbar aus des Meisters Hand zu bekommen, nach Wien, wo Schwind gerade das neue Opernhaus ausmalte. Trotz Grüßen und Empfehlungsschreibens von Ludwig

[1]) Die in diesem Jahre unter dem Protektorat Seiner Majestät des Königs von Sachsen zum hundertsten Geburtstag Ludwig Richters (28. September 1903) von der Dresdener Kunst-Genossenschaft veranstaltete Ludwig Richter-Ausstellung, welche die Zeichnungen, Aquarelle und Gemälde umfassen soll, während das Königl. Kupferstichkabinet gleichzeitig eine Ausstellung seiner Druckwerke veranstaltet, „wird einmal ganz anderes, als was die große Welt sonst von Ludwig Richter kennt und erwartet, zeigen und die abgedroschene Phrase von dem „Kleinbürgertum" — als wenn er nur das gekannt und gekonnt hätte — verdrängen". Ich führe Worte an, die mir Professor Budde mit Beziehung auf das Begleitwort zu der Richtermappe des „Kunstwart" schrieb.

Richter, den Schwind wie wenige Künstler verehrte, wurde Cichorius nur ein kühler Empfang zuteil, der mit dem unverfrorenen Ausfall gewürzt war: Besuche von sogenannten Kunstfreunden zu empfangen habe er schon mehr als ihm lieb die Ehre gehabt; solche Freunde der Kunst kosten einem viel Zeit, wollen viel für wenig Geld haben und nehmen schließlich doch nichts! Cichorius, der auf eine derartige Schrulle Schwinds gefaßt ist, läßt sich dadurch nicht abschrecken und ersucht ihn, ihm doch etwas vorzulegen, über den Preis würden sie sich schnell einigen. Da holt Schwind eine den Sammler nicht besonders ansprechende Zeichnung, sagt auch gleich den nicht geringen Preis, wodurch — so kam es Cichorius wenigstens vor — er ihn loszuwerden hofft. Doch da irrte er sich. Ohne zu handeln, zahlt Cichorius die geforderte Summe, und zwar in — Gold! Das zündete! Erst sah ihn Schwind ganz verwundert an, dann sagte er: „Was, Sie zahlen in Gold? — Ich dachte, Sie zahlten in lauter österreichischen Papierkreizern!" sah Cichorius wiederum an und sagte: „Ja, wenn Sie in Gold zahlen, dann können Sie haben, was Sie wollen", holte seine Mappen, legte alles vor und empfahl ihm dies und empfahl ihm das, bis es zuletzt dem Käufer fast zu viel ward.

Um solche Episoden aus Schwinds Leben nicht falsch zu deuten, muß man mit des Meisters Persönlichkeit bekannt gewesen sein. Jedem, der nur wollte, trat sein tiefernstes Innenleben entgegen.

Die Bekanntschaft mit dem liebenswürdigen Kunsthändler Franz Meyer[1]), auf welchen mich schon früher Professor Richter und auch sein Sohn aufmerksam gemacht, brachte mir wahre Freude. Er war ein charakterfester, arbeits- und opferfreudiger und aufmunternder Freund des Richterschen Hauses, dem der Meister sagte: „Könnten Sie mir ins Herz sehen, Sie würden

[1]) Franz Friedr. Wilh. M., geb. 5. Januar 1824 in Magdeburg, gest. 4. März 1900 in Dresden.

Ihren Namen unter den liebsten und besten erblicken, mit denen Gott meinen Lebensweg gesegnet hat, und daß ich Sie so lieb habe und hoch halte, daran trägt allein Ihre Persönlichkeit die Schuld", und dem er in Beziehung auf seinen Sohn das schöne Wort zurief: „Sie haben Engelsdienste an ihm gethan und thun es noch."

Ich suchte ihn in der Seminarstraße der Friedrichstadt auf. Wir verstanden uns sofort und schlossen Freundschaft. Mit ihm in künstlerischer Beziehung zu verkehren, war nicht ermüdend, da er selbst, besonders im Kopieren Richterscher Aquarelle und Holzschnitte, die er als Radierungen behandelte, schöne Begabung zeigte. Ebenso angenehm war es, mit ihm Geschäfte zu machen. Eine ganze Reihe Arbeiten Richterscher Schüler gelangte durch ihn in meinen Besitz.

* * *

Von den inzwischen entstandenen Denkmälern fesselten mich durch ihre Lebendigkeit Luther von Rietschel und Theodor Körner mit Leier und Schwert von Hähnel. Sempers Prachtbau, das neue Museum im Zwinger, durchwanderte ich mit Friedrich. Der Eindruck der beiden Canaletto[1]), die Etsch in Verona und der große Kanal in Venedig, für die ich schon 1853 so begeistert gewesen, war derselbe. Wie war ich erstaunt, noch zwei Säle ausschließlich mit Canaletto zu finden! Von seinen Dresdener Ansichten, die ich nur aus den in meinem Besitz befindlichen herrlichen eigenhändigen Radierungen des Meisters kannte, nenne ich die Stadt mit der Brühlschen Terrasse und der Augustus-Brücke, dann den Neumarkt mit der Frauenkirche und dem ehemaligen Galeriegebäude.

Dann erfreute ich mich an den vielen Bildern der Neuzeit, bei deren Auswahl auf die Dresdener Schule gebührende Rücksicht genommen war. Trotz manches Minderwertigen ist

[1]) Bernardo da Belloto, gen. Canaletto, geb. 30. Januar 1720 in Venedig, gest. 17. Oktober 1780 in Warschau.

doch die Eigenart zu erkennen, und das bleibt für alle Zeiten belehrend. Für Ludwig Richters Schule hatte man, obwohl der Meister aus Bescheidenheit zum Ankauf von Bildern seiner Schüler nicht drängte, ja etwas Zaghaftigkeit zeigte, wie es scheint, ein besonders reges Interesse, wenn auch gewiß von manchen Besseres auszusuchen gewesen wäre und einige der Talentvollsten, wie Mohn und Venus, sogar heute noch fehlen. Und wie steht er, der liebe Meister, unter seinen Schülern ehrenvoll da! Seine epochemachenden Bilder, die Überfahrt am Schreckenstein von 1837 und der Brautzug im Frühling von 1847 sind Zeugen seines Künstlerruhms. Auch ist im Kupferstichkabinett bleibend ausgestellt ein Aquarell, wohl das größte, das Richter gemacht: Ariccia bei Genizano, 1834 in Meißen entstanden, das, wenn auch in der Farbe stark blaugrün, besonders durch die lebendige Zeichnung einen großen Eindruck macht. Ein anderes Bild, an dem ich rechte Freude hatte, ist Hofmaler Ernst Oehmes Herbstabend, 1830 gemalt, Motiv aus der Lindenallee im „großen Gehege" bei Dresden. Man erkennt, wie einzelne alte Bäume durch den Eisgang der vorbeifließenden Elbe stark beschädigt sind. Der Hirte sitzt, in seinen Mantel gehüllt, lesend beim Feuer; langsam ziehen die Schafe an ihm vorüber. Hohe, schöne Bäume steigen wie die Hallen einer dreischiffigen Kirche in die von einem Kranichzuge belebte Luft. Alles zeigt die liebevollste Durchführung. Wie die meisten Bilder Oehmes ist auch dieses von ungemein zarter Poesie und wundervoller Stimmung! Richter hat es für die sächsische Bilderchronik 1830 trefflich radiert.

Friedrich führte mich auch an ein Ölbild Schnorrs: Die heilige Familie im Garten, eine rührende Jugendarbeit, im Jahr 1817 in Wien gemalt. Er zeigte es mir besonders deshalb, um mir eine gut angebrachte Zurechtweisung des Meisters zu erzählen. Dieser hörte eines Tages aus einem Nebensaal, wie mehrere junge Akademiker sich über das Bild lustig machten. Sie überraschend, trat er zu ihnen und sagte

mit der ihm stets zu Gebot stehenden ironischen Liebenswürdigkeit: „Meine Herren, ich glaube, Sie sind auch nicht aus dem „Zschonergrund!“ Der Zschonergrund ist ein Waldtal in der Nähe von Dresden: sagen wollte er natürlich, daß sie nicht gewohnt seien, schonend zu urteilen. Und fortfahrend: „Doch freut es mich zu sehen, daß ich schon als Jüngling ein Werk geschaffen, womit ich noch solche Freude bereite! Möge auch Ihnen einst dieses Glück zuteil werden!“ und ließ, sich verabschiedend, die Gelbschnäbel verblüfft zurück.

Dazumal war gerade die Holbein-Ausstellung in Dresden, in einem der Zwinger-Pavillons, da, wo Schnorr früher sein Atelier hatte. Richter schrieb darüber an den schon genannten Kunstfreund A. Otto Meyer in Hamburg: „Wären Sie jetzt hier, so würden Sie sich höchlich an unserer Holbein-Ausstellung erfreuen, und ganz besonders an den wunderschönen Zeichnungen desselben, welche von London geschickt worden sind. Die Kunstgelehrten turnieren sich gewaltig herum über den Vorrang der beiden Madonnenbilder mit der Familie Meyer, des Darmstädter und des hiesigen Bildes. Ersteres ist jedenfalls schöner gemalt und im Einzelnen zarter ausgeführt, während das Dresdener Bild im Verständnis der Zeichnung, der Schönheit und Ausdruck der Köpfe sowie durch günstigere Anordnung des Ganzen das erstere übertrifft. Ein Kupferstecher würde sich — wenn er freie Wahl hätte — immer das hiesige Bild wählen, weil er alles, was er im Stich wiedergeben kann, also Zeichnung und Anordnung des Ganzen, hier vorzüglicher findet.“

Was war das für ein Kampf mit Gebärden und Worten um diese Bilder! Ja, wer ihn mit angesehen, kann sagen, die Gemälde waren in Gefahr, denn auf Stühlen standen die Kritiker davor, um recht genau zu untersuchen. Unter den Gegnern Dresdens war obenan Alfred Woltmann. Man stritt aufs erbittertste hin und her, ob das Darmstädter oder das Dresdener das Original sei.

Ich las aus jener Zeit folgendes Wort aus Dresden:

„O tintenkleckſendes Säkulum!

Was für ein kategorisches Verdikt der Kunstgelehrten-Kongreß über die Holbein-Madonnenfrage einstimmig gefällt und der Welt verkündet hat, folgt hier:

„Die Dresdener Madonna ist eine schwache Kopie, welche in keinem Strich Holbeins Meisterhand erkennen läßt."

Die Dresdener Künstlerschaft, in erster Linie die Professoren Schnorr, Richter, Peschel, Hübner, Erhardt — Hähnel hatte sich ausgeschlossen — erklärten öffentlich durch ihre Namensunterschriften das Dresdener Bild für echt! Wie hat sich durch Hausers erprobte Hand diese Ansicht nun für immer geändert: „er hat das wundervolle Werk Hans Holbeins in vollem Glanze, in der Farbenpracht, die ihm der unsterbliche Meister vor Jahrhunderten verliehen, so frisch und lebensvoll, als wäre eben der letzte Pinselstrich daran getan worden, aufs neue wie einen Phönix aus der Asche erstehen lassen!" „Mit der Siegespalme wanderte die „echte" Madonna von München nach Darmstadt zurück, und im Dresdener Museumskatalog heißt es jetzt: „„Gute alte Kopie.""

Glänzend widerlegt wurde Richters Ansicht durch die Münchener Künstlerin Doris Raab[1]), welche das Darmstädter Bild zeichnerisch in vortrefflicher Weise mit dem Grabstichel wiedergegeben hat. Es ist dies wohl das erste in solcher Größe und Ausführung von Frauenhand gestochene Blatt.

Noch zwei Künstler, die ich damals im Interesse meiner Arbeit aufsuchte, muß ich erwähnen: Hugo Bürkner[2]) und Richters Schwiegersohn August Gaber, die Bahnbrecher der Dresdener Holzschneiderschule. Jener Professor an der Akademie, ein entgegenkommender Mann, erinnerte mich durch seine kräftige Gestalt in kostbarem, rotblumigem Damastschlafrock an meinen Lehrer Emil Kirchner in München.

---

[1]) Doris R., geb. 19. Oktober 1851 in Nürnberg, lebt in München.

[2]) Professor Hugo B., geb. 24. Aug. 1818 in Dessau, gest. 17. Jan. 1897 in Dresden.

Bürkner hat sich hauptsächlich durch die markige Art der unter seiner Leitung geschnittenen Blätter (Totentänze) nach Alfred Rethel, von diesem selbst aufgezeichnet, hervorgetan. Nach Ludwig Richter hat er etwa 12 Blätter ausgeführt, darunter das charakteristische in der „Ammenuhr" 1843:

„Der Wind, der weht,
Der Hahn, der kräht,
Die Glock schlägt drei:
Der Fuhrmann hebt sich von der Streu."

Hoch oben verkündet der Hahn den Tag. Der schlaftrunkene Hausknecht tritt mit der Laterne in die Wirtsstube, um den im tiefen Schlummer selig lächelnden Fuhrmann zu wecken. Bei ihm sein Spitz, der sich von Flöhen reinigt, und die Katze, welche die gefangenen Mäuse herbeischleppt.

Auch eine Radierung nach dem Meister zu Nieritz Volkskalender 1855, „Harmlose Freude", nenne ich. Der kleine Gänsejunge, der in seiner Freude ausruft:

„Meine Mutter hat Gänse,
Fünf weiße, sechs graue;
Sind das nicht Gänse?"

ist allerliebst wiedergegeben.

Noch muß ich das Bildnis Joh. Christoph Erhards [1]), des vortrefflichen Nürnberger Radierers, hervorheben, das Bürkner 1860 für Aloys Apells Werk über Erhard nach Julius Schnorrs geistvoller Federzeichnung aus Rom vom Jahre 1821 gefertigt: eine ausgezeichnete Leistung.

Viele Sachen nach dem Meister waren von Bürkners Schülern und Gehilfen in seinem Atelier geschnitten worden, „die alle seiner speziellen holzschneiderischen Korrektur unterlagen". Daher war mir Bürkner für meine Arbeit von wesentlichem Nutzen. Er verfuhr nicht wie Gaber, der den in seinem

[1]) J. Ch. E., Maler und Radierer, geb. 21. Februar 1795 in Nürnberg, gest. in Rom 18. Januar 1822.

Atelier entstandenen Arbeiten (nach Richter) oft seinen Namen einfügte und die der eigentlichen Holzschneider entfernte, die nicht selten auf den Probedrucken noch zu finden sind. Auch später, bei brieflichen Anfragen, versagte mir Bürkner seine Hilfe nicht.

August Gaber[1]) nahm mich in liebenswürdigster Weise, aber mit der ihm eigenen überschwänglichen Art auf und zeigte mir alles in seinem Atelier, wo rege Tätigkeit herrschte, wenn auch die besten seiner Helden, wie Bader, Geringswald, Hertel, Illner, Manger, die Brüder Obermann, Reusche und Riewel, nicht mehr da waren. Darauf schenkte er mir mit unbegreiflicher Freigebigkeit eine große Anzahl Probedrucke und forderte mich schließlich auf, mit ihm nach dem Linkeschen Bad zu gehn, wo die Künstler harmlose Zusammenkünfte hatten.

Eine hohe Freude war es mir, mehrere meiner Jugendfreunde aus München zu treffen und mit ihnen öfters zusammensein zu können. Freund Jungtow[2]), der Meister des Holzschnittes nach Rethels „Tod als Freund", wohnte in Loschwitz, ihn sah ich fast täglich. Bei Friedrich mußte ich, wie ich schon erwähnte, so oft ich in Dresden blieb, wohnen. Die Abende wurden, nachdem wir bei Helbig an der Elbbrücke ein Töpfchen Bier getrunken hatten, bei den Geschwistern Friedrich, wo Schwester Lydia alles vorbereitete, gemütlich zugebracht. Friedrichs Behaglichkeit beim Kneipen erinnerte mich an das Gedicht Rückerts, das dieser seinem Freunde, dem Kupferstecher Barth[3]) in Rom, zueignete:

Wenn Du Dich gestochen müd' am Stechtisch,
Wie ich mich gesprochen müd' am Sprechtisch,
Laß uns sitzen, sprechen und ausstechen

---

[1]) A. G., geb. 14. November 1823 zu Köpperning bei Neiße in Schlesien, gest. 6. September 1895 in Berlin.

[2]) Julius J., geb. 12. Sept. 1828 in Dresden, gest. 4. Nov. 1881 ebenda.

[3]) Carl B., geb. 12. Oktober 1787 in Eisfeld, gest. 11. September 1853 in Cassel.

Reinen Rheinweins eine Flasch' am Zechtisch!
Freien Künsten stehen wir zu Diensten,
Laß uns ihnen dienen nicht zu knechtisch!

Friedrich, ein tüchtiger Künstler, — jüngst von seinem König zum Professor ernannt — hat eine große Anzahl trefflicher Platten radiert und gestochen, von welchen er nie vergaß, mir einen der ersten Abdrücke zuzueignen: Tetzels Ablaßkram nach Trenkwald[1]); Brautzug im Frühling nach Ludwig Richter; Kardinal-Groß-Pönitentier und „Wer das Glück hat, führt die Braut heim" nach Steinle[2]); dann seine Radierungen: Landschaft mit Kalkofen nach Andreas Achenbach[3]); holländische Gegend mit Kühen nach Baisch[4]), eine vorzügliche Leistung, hervorragend in Luft und Wasser, womit er des Karlsruher Meisters höchstes Lob erntete. Sein landschaftliches Können, das er sich als Schüler Ludwig Richters angeeignet, sieht man seinen Zeichnungen und Aquarellen, obwohl jetzt mit mehr Freiheit behandelt, noch heute sofort an.[5])

Bei Friedrich lernte ich den wackeren Gerhard Jördens, ebenfalls einen Richterschen Schüler, kennen. Zu diesem fühlte ich mich sehr hingezogen, nicht allein wegen seiner Leistungen als Holzschneider, sondern weit mehr um der edlen Gesinnung willen, die aus jedem seiner Worte sprach. Mit welch aufopfernder Bruderliebe pflegte er jahrelang ganz allein seine Schwester!

---

[1]) Joseph Matthias von T., geb. 13. März 1824 in Prag, gest. 30. Juli 1897 in Perchtelsdorf bei Wien.

[2]) Eduard von St., geb. 2. Juli 1810 in Wien, gest. 18. Sept. 1886 in Frankfurt a. M.

[3]) Andreas A., geb. 29. September 1815 in Kassel, lebt in Düsseldorf.

[4]) Hermann B., geb. 12. Juli 1846 in Dresden, gest. 18. Mai 1894 in Karlsruhe.

[5]) Schade, daß der Künstler seine neun schönen Platten „Siegfrieds Leben und Taten" nach Julius Schnorrs Sockelbildern der Nibelungen in München immer noch nicht erscheinen ließ. Der moderne Zeitgeist hielt ihn zurück trotz des lobenden Urteils von Schnorr: „Sie haben sich ordentlich damit ins Zeug gelegt! Danke Ihnen, Herr Friedrich".

Jördens ist der Meister der Holzschnitte aus Fürs Haus: Kinder-Karneval; am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben; Bürgerstunde; dann aus dem Sonntag: Vesper, und vor allem aus Neuer Strauß: Kleinhandel.

Auf meinen Wunsch ging Friedrich mit mir zu Erwin Oehme[1]) in Friedrichstadt. Sofort erkannte ich ihn an der schlagenden Ähnlichkeit mit dem Jugendporträt seines Vaters, das der meinige in Oehmes Atelier in Florenz 1825 gezeichnet, denn er hatte auch solch einen Lockenkopf wie jener damals im 28. Jahre. Sehr heiter kam er mir entgegen, ließ sich aber nicht stören, da dies seine Gobelins, große, figurenreiche Landschaften, die naß auf naß aufgetragen werden müssen, nicht erlaubten; doch unterhielten wir uns dabei lebhaft über die Zeit unserer Väter in Italien. Ich war erstaunt über sein Können! Sein Talent, das mir einst der gute Herr Hofmaler[2]) so gerühmt, hatte ihn nicht im Stiche gelassen.

Von da gingen wir zu Friedrichs Studiengenosse Bildhauer Schilling[3]), bei dem mich die Grüße von seinem Schüler Karl Rumpf[4]) rasch einführten. Der Professor war an den Gruppen „die Tageszeiten" für die Terrassentreppe tätig. Es interessierte mich gewaltig, ihn daran schaffend herumklettern zu sehen.

Auch meinen lieben Kupferstecherfreund Robert Petzsch[5]) suchte ich auf in seiner Weltabgeschiedenheit, in dem lieblichen

[1]) Professor Erwin O., geb. 18. September 1831 in Dresden, lebt in Blasewitz.

[2]) Hofmaler Ernst O., geb. 23. April 1797 in Dresden, gest. 10. April 1855 ebenda.

[3]) Geheim. Hofrat Professor Johannes Sch., geb. 23. Juni 1828 zu Mittweida in Sachsen, lebt in Dresden.

[4]) Karl R., geb. 24. März 1838 in Frankfurt a. M., fertigte bei Schilling die schöne Charitas für unseren Friedhof. Sein jüngstes Werk im Auftrag der Stadt war die lebensvolle Marmorbüste des Dichters Wilhelm Jordan für die Stadtbibliothek.

[5]) Constanz Robert P., geb. 23. November 1827 in Dresden, gest. 20. Oktober 1895 in Oberpesterwitz bei Dresden.

Pfarrdorfe Oberpesterwitz auf den Höhen des Plauenschen Grundes. Schon die Strecke von der Station Potschappel hinauf durch Niederpesterwitz und die schönen Kirschenalleen ist unvergleichlich; je näher man dem Dorfe kommt, desto mehr Reiz gewinnt der Weg. Hat man den Ort betreten, so ist's vor allem der poetisch gelegene, überschattete Kirchhof, der jeden fesselt; sein von zwei Linden beschattetes Gittertor trägt an den Pfeilern die Gebetsworte:

WENN GOTT
AN JENEM TAG
DIE TODTEN
WIRD ERWECKEN

SO WOLLE ER
AVCH SEINE HAND
ZV VNSRER GRVFT
AVSSTRECKEN.

Den Gedanken in mir bewegend, ging ich über den Gottesacker und schritt dem Besitztum meines Freundes zu, einem einstöckigen, von Pappeln und einem Nußbaum überragten Hause, an dessen ländlicher Schöne sich das Herz schon erfreuen konnte. Von des Hauses Sohn, einem stämmigen Jungen, begrüßt, gewahrte ich durch die Türspalte das alte liebe Gesicht meines Petzsch, der, am Kupferstechtisch stehend und über die Lupe sehend, mich sofort erkannte. Ein ungekünstelt freudiges Wiedersehen in der behaglich gewärmten Stube, wo mir auch seine liebe Frau entgegenkam. Was war alles nach fast zwanzigjähriger Trennung zu erzählen: Altes und Neues! Eine an das reizende Gärtchen sich anschließende, umfassende Aussicht in die weite Landschaft boten die Wohnstubenfenster, wenn auch das Weißeritztal von der alten Mühlenpoesie, welche mich vor Jahren so entzückt hatte, nichts mehr zeigte und Wald und Feld der gegenüberliegenden Seite, sowie die friedlichen Dörfer auf der Höhe des Plauenschen Grundes fast verdrängt waren. Ein Klavier lud zum Musizieren ein: Gesang und Flageolett ertönte, die Hausfrau begleitete. Die Wohnstube war zugleich Petzschs Atelier. Viele seiner Arbeiten

sah ich, darunter die Radierung nach Gleichaufs[1]) „Rattenfänger", ein interessantes Bild nach den Versen der Goetheschen Ballade:

„In meine Saiten greif ich ein;
Sie müssen Alle hinterdrein."

Auch Blätter aus seiner Münchener Zeit für Ernst Försters Kunstgeschichte zeigte er mir, welche die sorgfältige Führung seines Stichels erkennen lassen, eine Reihe zu Herzen sprechender Sachen nach Fiesole und Memling, darunter besonders dessen „sieben Freuden der Maria", und nach Cornelius „die Wiedererkennung Josephs und seiner Brüder".

Neben der Pflege seiner Kunst bekleidete Petzsch mehrere Ämter: er war im Gemeinderat, führte das Königl. Standesamt; ja er wurde wegen seines Achtung einflößenden Wesens und rechtlichen Sinnes zum Königl. Friedensrichter ernannt. So sah und hörte ich denn auch den Braven in seiner Würde schalten und walten. Nur zu bald neigte sich der friedliche, sonnenhelle Nachmittag bei der gastlichen Sachsenfamilie, der Abend kam heran; es galt Abschied zu nehmen, und wir nahmen ihn auf Wiedersehen.

„Und aber nach zwanzig Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren",

des bekannten, wo gerade die Kirschenernte in vollem Gange war. Die Inschrift am Kirchhof predigte noch die Auferstehung.

Im Hause des Freundes mußte ich wie damals die Klingeltüre passieren; diesmal begrüßte mich nicht Georg, sondern eine liebenswürdige Dame, Petzschs Schwester, welcher ich, als ich nach dem Freunde fragte und meinen Namen nannte, nicht fremd war. Der Bruder sei im Garten. So eilte ich hinunter und traf ihn beim Johannisbeerpflücken. Hinter der

[1]) Rudolph G., geb. 29. Juni 1826 in Hüfingen in Baden, Schüler von Julius Schnorr in Dresden, später im Städelschen Kunstinstitut.

Hecke sah er, sein schwarzes Hauskäppchen auf dem Kopfe, mit freundlicher Miene hervor. Überglücklich, so angenehm überrascht zu werden, eilte er herbei und führte mich im Triumph hinauf zu seiner Schwester Agnes, die ihm, dem nun Einsamen — die gute Frau Nora war nicht mehr — sein kleines Hauswesen besorgen half. Aus dem Gymnasiasten Georg war ein junger Gelehrter geworden, dessen Hauptstudium sächsische Geschichte und Kunstgeschichte war. So war im Hause manches anders geworden; aber viel Friede herrschte dennoch da. Des Alten große Freude waren zutrauliche Meisen und Finken, die ihm — ich mußte an den alten Herrn Hofmaler Oehme in Dresden und seine gleiche Vorliebe für die kleinen Vögel gedenken — für das tägliche Futter auf dem Fensterbrett ihre Lieder schmetterten. Auch diesmal wurde musiziert, und ihm und Schwester Agnes bereitete mein Flöten besondere Freude. Auch des Sohnes kleine fachwissenschaftliche Sammlung in einer Stube des Erdgeschosses mußte ich besehen. Doch geschieden mußte auch heute wieder sein.[1]) Bis zum Wäldchen, wo ich den Seitenweg einschlug, begleitete mich der liebe Freund, weiter erlaubten es ihm die Kräfte nicht. Mir sagte seine Gestalt, als ich mich nach ihm umsah: Dich, du Guter, sehe ich hienieden nicht mehr! Und so kam es! An einem Sonntagabend, den 20. Oktober 1895 ist er still und friedlich, wie er gelebt, im Glauben gestorben.

[1]) Bald darauf war Petzsch noch eine Erinnerung an die Jugendzeit beschieden. Er schreibt: „Eine ganz besondere Freude, weil so gänzlich unerwartet, ward mir kurz nach Deinem Weggang von hier zu Theil —, tritt da auf einmal die Frau Coelestine Zimmermann (Tochter des Professors Thäter und Gattin von dessen Schüler Friedrich Zimmermann) aus München mit ihrem Söhnchen Ludwig herein, einem Prachtjungen, gekleidet wie ein echtes Bergkind mit Joppe, Rucksack, Wadenstrümpfen ꝛc., seinem seligen Vater wie aus den Augen geschnitten ähnlich — ich habe mich wirklich königlich gefreut, denn wie konnte ich je an die Möglichkeit ihres Besuches denken! Es waren nur wenige Stunden, aber herrlich und unvergeßlich für mich."

Zu unserem Hochzeitstag zeichnete ich für meine Elisabeth am Vorabend des 28. September das Haus Nr. 5 in der Moritzstraße am Eck des engen, dunkeln Friesengäßchens, die Stätte unserer ersten Begegnung am 24. Juli 1853, und schrieb auf der Terrasse, angesichts des im Sonnenschein glänzenden fernen Spitzhäuschens, folgende Worte darunter:

Kennst Du das Haus? Wo wir vor vielen Jahren
Zuerst uns sah'n und gleich so glücklich waren,
Wo uns für diese und für jene Zeit
Das sel'ge Finden ward von Gott bereit't,
Kennst Du es wohl?
Dahin! Dahin!
Denk' oft zurück mit altem, treuem Sinn!

Und am Morgen des Festtages legte ich in dem Flur des Hauses, den ihr Fuß einst betreten, einen Rosenstrauß nieder.

Aber am 28. des Herbstmondes galt es noch jemanden zu feiern: Ludwig Richter! zu dessen „Geburtstag in der Familie, das versteht sich", ich vom Meister schon lange geladen war. Schon am Vorabend versammelte sich unten am Strande bei Demnitz ein großer Kreis der Richtergemeinde. Als es dunkelte, holten wir den Herrn Professor in seinem Heim ab und nahmen noch alle, die an dem Berge wohnten, mit, sodaß es schließlich ein ganzer Zug wurde, der sich unten zunächst in der „Grundschänke" erquickte. Ein urbehaglicher Aufenthalt in dem kleinen Wirtsstübchen, das jedem Maler wegen seines heimischen Eindrucks lieb ist. Als wir bei Demnitz eintrafen, war es schon recht belebt von Künstlern und Freunden, die von Dresden gekommen waren. Alle erhoben sich, riefen dem Meister einen Willkomm zu, und der allzeit aufgeregte Dr. Heydrich, wohl der Redegewandteste, begrüßte ihn. Was zu dem Hause Richter gehörte, Männlein und Weiblein, war vollzählig da, den alten „Veteran" Papa

Peschel inbegriffen. Auch fehlten nicht Münzgraveur Krüger und seine Schwester, Frau Direktor Kade. Ebenso waren unter den anderen prächtige Menschen: Kupferstecher Langer[1]), der anregende Kunsthändler Geller[2]), früher Holzschneider, und Bildhauer Kietz[3]), der Schöpfer von Richters lebensgroßer Büste, die uns seine lieben Züge in wunderbarer Treue zeigt. Von Richters Schülern Erwin Oehme, Kupferstecher Friedrich mit Schwester Lydia, Holzschneider Jördens und Paul Mohn. Beim ersten Zusammensein gewann ich von diesem bestimmten, ernsten und doch wahrhaft freundschaftlichen Manne einen sehr vorteilhaften Eindruck. Als wir uns später bei wiederholten Besuchen in Frankfurt näher traten, lernte ich Mohn immer mehr schätzen.

Der Raum, ein langes, enges Stübchen, wurde „Loschwitz-Klamm" genannt, welcher Name ihm von Kunsthändler Hermann Amsler[4]) beigelegt worden war, weil man im bayrischen Gebirge enge Schluchten „Klamm" nennt. Es war eine trauliche Vorfeier, reich an heiteren Genüssen. Wie war der liebe Meister froh gestimmt! Auch mein unvermeidliches Flageolett mit der Klavierbegleitung Heinrich Richters übte seinen Zauber aus, viele hatten es noch nicht gehört. An diesem Abend blieb sogar, als die Bowle Punsch aufgetragen

---

[1]) Theodor L., geb. 17. Dezember 1819 in Leipzig, gest. 1. Juni 1895 in Blankenstein bei Deutschenbora. Verfertiger der schönen Blätter aus Schnorrs Nibelungenfresken in München: Siegfrieds Leiche wird nach Worms gebracht und Chrimhilde reizet die Hunnen zum Kampfe gegen die Burgunden und Schwinds Wandgemälden auf der Wartburg „Aus dem Leben der heiligen Elisabeth".

[2]) Emil G., geb. 3. November 1821 in Neusalza a. d. Spree, gest. 30. März 1884 in Dresden.

[3]) Professor Dr. Gustav Adolf K., geb. 26. März 1826 in Leipzig, lebt in Wiesbaden.

[4]) Hermann A., weiland Kunsthändler in Berlin, Sohn des Kupferstechers Prof. Samuel Amsler in München, geb. 17. Dezember 1791 in Schinznach, gest. 18. Mai 1849 in München.

wurde, der alte Münzgraveur „Freund Richter zu Ehren" da, was großen Spaß bereitete. Denn gewöhnlich dünkte ihm das zu viel Luxus: er brannte dann sein Laternchen an und marschierte ab. Als endlich Professor Richter, der „Senior" der Loschwitz-Klamm, das Zeichen zum Aufbruch gab — alle, sogar Papa Peschel, hatten bis zuletzt ausgehalten — steckten die Loschwitzer Freunde zur Besteigung des Berges ebenfalls ihre Laternchen an, und die aus der Residenz Gekommenen mußten den weiten Weg über das Waldschlößchen zurückgehen; das letzte Dampfboot war verpaßt.

Am Geburtstagsmorgen bestieg ich zeitig die Höhe; ich wollte einer der ersten Gratulanten sein, wußte ich doch, daß jeglicher ungewohnte Verkehr nachteilig auf Richter wirkte. Richard Rothes[1]) Wahlspruch: „Nicht nach Ruhe sehne ich mich, aber nach Stille", hatte er auch zu dem seinen gemacht. Und so traf ich es denn nach Wunsch: nur der Professor und sein Sohn waren da.

Der Meister arbeitete an einem wunderschönen, stimmungsvollen, mit aller Sorgfalt durchgeführten Aquarell, das Freund A. Otto Meyer in Hamburg bei ihm bestellt hatte, „Mondaufgang": Auf der Höhe am nahen Waldweg, hinter welcher eben der Vollmond aufsteigt, sitzt ein Schäfer mit Weib und Kind, seine Schalmei blasend. Richter schreibt an den Empfänger: „Mir schwebte der Charakter unserer älteren Volkslieder dabei vor, ohne gerade ein bestimmtes im Auge zu haben.

Ich muß die Kräfte jetzt zusammenhalten und sie auf wenige Tagesstunden konzentrieren, denn ich bringe gar nichts heraus, wenn ich nicht mit ganzer Seele, mit aller Liebe dabei sein kann. Früher strömte der Quell fast ununterbrochen; jetzt ist er wie der Teich Bethesda, der nur von Zeit zu Zeit quoll, wenn ein Engel herab kam und ihn bewegte!"

---

[1]) Richard R., D. der Theologie, geb. 28. Januar 1799 zu Posen, preuß. Gesandtschaftsprediger zu Rom, Professor und Oberkirchenrat zu Heidelberg, gest. 20. August 1869 ebenda.

Landschaft mit einer von Frauen geführten Schafherde.

Als Angebinde gab ich dem Herrn Professor die sechs Originalradierungen von Schwind, „Der Winter“ genannt. Er kannte sie noch nicht. Die Freude an so wahrhaft schön Empfundenem machte ihn jung.

An Franz Meyer in Buckau, der ihn auch wiederholt zu diesem Tage mit Blättern von Schwind überraschte, schreibt er voller Begeisterung: „Ich glaube Ihnen schon erwähnt zu haben, wie unter den Werken der lebenden Künstler keine so zu eigener Thätigkeit anregend auf mich einwirken, als meines Freundes Schwind Arbeiten. Und so kamen mir denn diese herrlichen Schöpfungen Schwinds wie ein wohlthätiger Herbstregen über dürres Land, denn in mir sah es schon seit längerer Zeit recht dürr und trocken aus; der Phantasie schienen die Flügel gelähmt. Nun muß ich's Ihnen danken, daß Sie mit einem Mosesstabe den harten Stein auf der rechten Stelle getroffen haben, sodaß der Quell wieder zu rauschen und sich zu rühren beginnt, und hat der einmal wieder seinen Ausfluß gefunden, so wird es hoffentlich an Gras und Blumen nicht fehlen, die bei seinem Vorbeiströmen aufblühen.“

Viele Briefe waren eingetroffen, darunter einer von Frau von Schwind, die dem Freunde ihres verewigten Mannes den gewohnten Gruß möglichst ersetzen wollte.

Unendlich schmerzlich hatte Richter der Tod Schwinds berührt. In seinem Tagebuch steht unterm 11. Februar 1871: „Am 8. Februar Nachmittags 5 Uhr ist der liebe Freund, der große Meister Schwind[1]), den ich verehrte, fast wie keinen Anderen, gestorben. Sein letztes, tief ergreifendes, mit Mozartscher Schönheit erfülltes Werk: „Die schöne Melusine“, läßt den unersetzlichen Verlust doppelt schmerzlich empfinden. Die Melusine ist das wehmüthige Ausklingen einer großen, herrlichen Kunstepoche.“

[1]) Moritz v. Sch., geb. 21. Januar 1804 in Wien, gest. 8. Februar 1871 in München.

Zum Mittagstisch war ich mit Freund Friedrich zu Heinrich Richter geladen, der in der Nähe seines Vaters wohnte. Die gute Frau Julie hatte ein so schönes Mahl bereitet. Wir waren einmütiglich beisammen.

Am Nachmittag gingen wir zu den lieben Kretzschmars, wo das Familienfest begangen wurde. War der Herr Professor schon tags zuvor in guter Stimmung, wie viel mehr am Geburtstage, als die Schar seiner Enkel, eines netter als das andere, um den Großpapa versammelt war und ihn durch fröhlichen Gesang, den die liebenswürdige Hausfrau[1]) leitete, erfreute. Ich erinnere mich noch des hübschen schwäbischen Volksliedes, das sie ganz reizend sangen:

Hopsa, Schwabenliesel, dreh' dich 'rum und tanz' a bissel,
Hopsa, Schwabenliesel, dreh' dich 'rum und tanz'!
Hopsa Liesel, Gretel, dreh' dich 'rum, tanz' nach der Flötel:
Hopsa Liesel, Gretel, lupf' die Füß' und tanz'!

Friedrich ließ das für seine hohe Stimme gut liegende frische bairische Fuhrmannslied erschallen:

Bin i net a lustiger Fuhrmannsbue,
Bin i net a lustiger Bue!
Fahr' Stadtl aus, Stadtl ein,
Schau'n mir die Leut' alle zue,

und gestikulierte vorzüglich dabei, wie mit der Peitsche knallend; seine Gestalt war wie dazu gemacht.

Komisch war unsere Aufführung des Don Juan, die der musikalische Heinrich vortrefflich nach dem Klavierauszug zu leiten verstand. Es war gar drollig, wie wir beide uns in die Rollen geteilt hatten: Friedrich sang Sopran und Tenor. Besonders wirkungsvoll waren die Draperieen, deren wir uns zum großen Gelächter bedienten. An den schönen

[1]) Frau Helene Kretzschmar, geb. Richter, geb. 14. Juni 1837 in Dresden.

Nachmittag schloß sich ein noch schönerer Abend auf der Weinbergsterrasse.

Die Zeit meines Aufenthaltes ging zu Ende. Beim Abschied wurde mir vom guten Herrn Professor eine große Überraschung: er nahm aus der neben ihm stehenden Mappe ein Blättchen und gab es mir mit den Worten: „Ich will Ihnen doch auch einmal etwas Ordentliches von mir geben. Nehmen Sie Sich das zum Andenken an mich und „Münzkrüger" mit."

Die wertvolle Gabe mit der Widmung:

„Herrn F. Hoff zur freundlichen Erinnerung, d. 3ten October 1871
C. Richter"

stellt Münzgraveur Krüger in seinem Weinberghäuschen am Notenpult sitzend und die Geige spielend dar; als Zuhörer hat er nur einige Vöglein, die sich an der offenen Türe unter dem Nußbaum niedergelassen haben. Wie das stille Glück des einsam Musizierenden und die friedlich sonnige Stimmung wiedergegeben ist, das läßt so recht des Künstlers Freundeshand erkennen.[1])

Auch der gute Alte äußerte seine Freude ehrlich:

„Dieses Blättlein haben wir meiner Halsstarrigkeit zu verdanken. Ich sollte mich nämlich photographieren lassen, war aber schlechterdings nicht dazu zu bewegen. Da setzt sich Prof. Richter in aller Stille hin und conterfeyt mich auf eine so geniale Weise. Es ist dieses Blättchen das einzige unter den übrigen Portraits, welches neben der Aehnlichkeit auch Humor und inneren Kunstwerth hat.

1. 3. 70. R. Krüger."

[1]) Das Blatt, eine getuschte Federzeichnung, trägt auf einer anderen zweiten Darstellung die Überschrift „die Einsiedler von Loschwitz", weil in dem oberen Felde des Bildchens Richter sich selbst in Gesellschaft seines alten Freundes und Nachbars Krüger dargestellt hat, wie er auf seinem Lieblingsplatze in dem Weinberg liest.

Richter schreibt darüber an mich: „Unser liebes, altes Original, „der Münzkrüger“[1]), wollte sich trotz aller Bitten seiner Freunde und Loschwitzer- wie British Hôtel-Tischgenossen nicht photographieren lassen; so machte ich mir den Spaß und zeichnete ihn aus der Erinnerung, in seiner einsamen Klause geigend, während außen die Vöglein horchen. Heinrich ließ das Blatt photographieren, und ich schenkte es den Stammtischgenossen, was nun große Freude anrichtete“. Und fortfahrend: „Er ist am 20. Februar (1879) nach kurzem Unwohlsein unerwartet schnell gestorben. Man fand ihn auf dem Sopha sitzend mit der noch glimmenden Cigarre in der Hand, als der Tod ihn ereilt hatte. Er war 85 Jahre alt geworden. Ich kann mir Loschwitz gar nicht ohne ihn denken! —“

Einsiedelei in stiller Einsamkeit!
So schlicht wie Du, ein Bild der alten Zeit,
So freudig war der Alte, der darin
Als Kind und Greis geschafft mit heit'rem Sinn.

Moritz Heydrich.

---

[1]) Reinhard K., geb. 20. März 1794 in Dresden.

Rückreiſe von Dresden durch Thüringen.

Die Heimkehr aus dem Sachsenlande wurde zu einer Reihe von Kunstgenüssen. Vor allem drängte es mich, Meißen wiederzusehen. Um die alten Eindrücke aufzufrischen, fuhr ich die Elbe hinunter, diesmal aber nicht allein, mein Friedrich begleitete mich. Bei der Abfahrt erfreute ich mich an dem Anblick der so herrlich gelegenen Residenz, deren zahlreiche Monumentalbauten sich im Strom spiegeln. Die Ufer boten durch die Übungen der Ulanen besonderes Leben. Bald zeigte sich Scharfenberg und Siebeneichen, dann die ausgedehnte, weidenbewachsene Insel mit den Fischerhütten, und endlich die Krone: Meißen mit Dom und Albrechtsburg.

Durch die vielen aufsteigenden, nach dem Dom führenden Gassen der Altstadt ging es an der Stadtkirche vorbei, über den Obermarkt mit dem Rathaus, den Domsteg, die Burggasse, die roten Stufen: mir lauter wohlbekannte Wege, und doch jetzt wieder alle wie neu. Was der eine nicht sah, darauf machte der andere ihn aufmerksam; es war ein fortwährendes Sichergänzen. Auch an der Afrakirche, wo mich einst beim Zeichnen die Lehrersfamilie so nett aufgenommen, verweilten wir. Friedrich schenkte mir eine von ihm 1847 reizend ausgeführte Zeichnung der Örtlichkeit. Durch das Burgtor eingetreten, standen wir vor dem Burglehnhaus, wo jetzt eine Tafel mit der Inschrift „Hier wohnte Ludwig Richter 1828—1836" angebracht ist; „ein seltsames, altes Geniste von vielen ober- und unterhalb der sogenannten Schloßbrücke gelegenen Stockwerken, mit finsteren Treppen, winkeligen Gängen und feuchten, kellerartigen Erdgeschossen, in denen eine ganze Kolonie armer, aber meist kinderreicher Leute wohnte." Richter hatte seine Wohnung im

ersten Obergeschoß, vom Thale aus dem siebten, und durchlebte da oft schwere, dunkle Zeiten. Hier verbrachte sein Sohn Heinrich, geb. am 11. März 1830, seine ersten Kinderjahre. Unvergeßlich war ihm die Erinnerung an diese Zeit, und er selbst schreibt darüber:

„Einerseits umgab mich das helle, freundliche Familienleben meiner lieben Eltern. Tief und nachhaltig wirkte das stille Schaffen des schweigsamen Vaters auf uns Kinder, die ältere Schwester Marie und mich. Er kam mir vor, wie ein höheres fremdes Wesen, wenn wir in sein Arbeitszimmer kamen; bald starrte ich auf sein angefangenes Bild, bald in sein sanftes, bleiches, etwas schwermüthiges Gesicht, bald auf seine langen, rabenschwarzen Haare, die von unseren, sowie von Mamas und allen übrigen Blondköpfen der Verwandtschaft so auffallend abstachen. War der Abend gekommen, so ließ sich dieser Vater bei seiner Familie in seiner liebenswürdigen, wohlthuenden Weise finden, und die Kinder durften allabendlich den Tönen der Guitarre lauschen, die er aus Rom mitgebracht hatte. Denn sobald die gute Mutter die Lampe im Wohnzimmer angezündet hatte, brachte sie mich und Schwester Marie in das danebenliegende Schlafzimmer zu Bett, ließ uns unser Nachtgebetverschen sprechen und kehrte dann zum guten Vater aufs Sopha ins Wohnzimmer zurück. Dabei ließ sie unsere Kammerthür weit offen, damit wir Kinder nun das beginnende Abendkonzert genießen und darüber einschlafen sollten. Der Vater nahm die Guitarre zur Hand und begleitete damit die Volksweisen, die er mit sanfter, seelenvoller Stimme zu singen begann. Ganz absonderlich gern lauschte ich den schwermüthigen Balladen-Melodieen, und ich fühlte mich jedesmal seltsam davon ergriffen; sie haben sich mir aus dieser Zeit unauslöschlich eingeprägt. Den Sinn der Worte verstand ich zwar nicht ganz; aber dem sehnsuchtsvollen Klingen antwortete etwas aus meiner Kinderseele; die in ihr schlummernden Saiten waren durch diese Lieder berührt worden und begannen

zu klingen und zu schwingen, bis der Schlaf dem inneren Echo ein Ende machte oder es in sein geheimnisvolles Traumreich hinüberleitete.

Einmal, es war ein unbeschreiblich schöner Junimorgen (1835), saßen wir friedlich in der mit frischblühenden Rosen geschmückten Laube; lustig trillerten die Vögel, alles duftete, glühte und leuchtete im Glanze der Sonne, deren Strahlen auf den Fenstern der alten Afrakirche glitzerten und tanzten, als hätten sie heute etwas apart Lustiges im Sinn. Da mischte sich in den Jubelhymnus der Natur plötzlich der tiefe Baß der Stadtkirchenglocken, und vom Markt herauf erklangen die Töne einer vielstimmigen Blechmusik. Sie kam immer näher, es war das Musikkorps der Bürgerschützengarde, die heute ihren festlichen Ausmarsch zu dem alljährlich üblichen Pfingstschießen hielt. Bald kam der Festzug in Sicht, jetzt zog er längs der Stadtmauer, an unserem stillen Laubenwinkel vorbei, munter der Schloßbrücke zu. Ringsum dröhnte die Luft von Glockengeläute, Böllerschüssen, Hörnerklang und Hurrarufen!" —

Und wie schön schreibt der Meister selbst über sein Familienleben in diesem Hause: „Hatte ich doch für Marie und Heinrich zwei Hefte gemacht, in welche ich, wenn sie brav gewesen waren, am Abend, sobald die Lampe auf den Tisch gestellt wurde, etwas zeichnete. Binnen weniger Minuten entstand unter ihren begierigen Blicken ein Bild zu einer Geschichte, einem Märchen, welches sie eben gehört hatten, oder sie figurierten selbst in eigener Person, vielleicht auch Papa und Mama, in dem Bildchen, welches mit derben Strichen ein Haus- oder Straßenereignis des Tages schilderte. Ein Reim à la Fibel oder eine sonstige erklärende Unterschrift vollendete das Opus. Mein Publikum war das dankbarste; es jauchzte oft zwischen meinen auf dem Papier laufenden Bleistift hinein, wenn sie merkten, welche Gestalt sich entwickeln würde, oder welchen Bezug die Zeichnung wiederzugeben suchte. Auch die Reime drangen in mein Völkchen und auch zu denen, die mit ihm

verkehrten, und sie schwirrten noch lange bei jeder Gelegenheit durch das Haus." — Hier entstand auch die seiner lieben Frau den 15. November 1831 gewidmete reizende Radierung aus der Kinderstube „Mariechen und Heinemännel."

Ich stand lange da und griff endlich zum Stift, mir das Ganze durch einige Linien festzuhalten. Alles drängte sich so hübsch zusammen: über dem Burglehnhaus die Afrakirche und in der Ferne die Stadtkirche, die Richter so oft bei seinen Weihnachtsbildern mit den auf dem Altan blasenden Zinkenisten angebracht hat. Auch in das Haus trieb es mich; ich wollte die Räume sehen, die einst die Familie bewohnt hatte. Doch als ich die nicht hellen Stiegen betrat, verlor ich die Lust zum Weitergehen und dachte: vielleicht findest du unfreundliche Aufnahme, dann ist alle Illusion vorbei — und ging wieder zurück, mich mit dem, was ich gesehen und mir eingeprägt, zufriedengebend.

Den Dom in allen seinen Teilen, besonders die, welche ich früher mit so großer Lust gezeichnet hatte, durchwanderten wir. Im Schloßhof überraschte mich angenehm das eherne Standbild Albrechts des Beherzten[1]), des erlauchten Ahnherrn des sächsischen Königshauses. Im Harnisch, den Lorbeer auf dem Haupte und die Wettinerfahne fest in der Hand, so steht er da. Wir gingen hinunter durch die Stadt nach der Bahn, wo wir auf ein fröhliches Wiedersehen Abschied nahmen. Und es traf ein, noch oft ward uns die Freude gewährt.

Es war immer mein Wunsch, einige Orte, die Richters wunderschöne Radierungen aus Sachsen darstellen, einmal aufzusuchen, und zwar nicht allein, um seine Auffassung mit der Natur zu vergleichen, sondern hauptsächlich, um diese reizenden altdeutschen Städtchen selbst zu sehen. Das wurde mir auf dieser Reise ohne jegliches Zutun zuteil; denn die Bahn von

[1]) Von Professor Herman Hultzsch, Schüler von Rietschel, geb. 20. April 1837 in Dresden, lebt daselbst.

Meißen nach Leipzig berührt Noſſen und Leisnig, welche mit die ſchönſten aus der zehn Blätter enthaltenden Folge ſind. Luſtig iſt es anzuſehen, wie dieſe maleriſchen Neſter aufgebaut ſind; ich vergegenwärtigte mir noch dazu Richters lebensvolle Figuren, die er allenthalben angebracht.

In Leipzig zog mich die Altſtadt, die viel prächtige Architektur beſitzt, ſehr an, beſonders der Markt mit dem Rathaus. Auch trieb es mich hinaus zum Napoleonſtein, wo der gewaltige Kaiſer am 18. Oktober 1813, die Kämpfe der Völkerſchlacht beobachtend, geweilt. Die Inſchrift: „Der Herr iſt der rechte Kriegsmann, Herr iſt ſein Name", 2. Moſ. 15, 3, iſt vortrefflich gewählt.

Im Muſeum ſuchte ich vor allem von den fünf Originalölgemälden Ludwig Richters die beiden, welche er in Rom gemalt. Welche Friſche zeigt Rocca di Mezzo aus dem Sabinergebirge von 1825, ſein zweites Bild, und wie herrlich iſt das Tal bei Amalfi mit dem Blick auf den Meerbuſen von Salerno (1826)! Beide für mich von entzückender Malweiſe; natürlich ſind ſie ſo, wie Richter eben malte und malen wollte, und man möchte dazu ſetzen, nur er allein malen konnte: die Zeichnung herrſcht immer vor. Auch die beiden in Meißen entſtandenen: Erntezug in der römiſchen Campagna (1833) und der Schreckenſtein bei Außig (1835), und endlich auch die Abendandacht (1842), aus der von Quandtſchen Sammlung erworben, haben unendlich viel Schönes. Gerade über den Schreckenſtein ſchrieb mir Richter, als das Bild beim Kunſthändler Arnold in Dresden zum Verkauf ausſtand und es Herr Eichorius für ſeine Vaterſtadt erwarb: „Dies alte Opus mit reicher Staffage hat mir recht wohl gefallen, als ich es wiederſah, und kam mir recht ausgeführt vor." Ein beſonderer Vorteil für dieſe Sachen iſt es, daß ſie ſo günſtig alle in einer Reihe und Horizonthöhe hängen. Ja, ja, er malte wohl ſchön, der liebe Meiſter. Wie hatte ſich in dieſer Beziehung auch meine Anſicht zum Beſſeren geändert!

Doch sind auch scharfe und dabei nicht ganz zu übersehende Urteile, wenn auch gerade von Laien, über Richters Ölbilder gefällt worden. Es war 1873, als ich von Dessau das in Meißen 1830 gemalte Bild, jetzt im Städelschen Kunstinstitut, „Gegend am Monte Serone bei Olevano während eines Gewitters", erwarb. Es ist eines von den weniger gelungenen Bildern Richters; aber viel Schönes ist doch in der Treue der Zeichnung und Ausführung zu finden. Die Malweise ist wie bei vielen Bildern jener Zeit schwer und glatt: darauf bezieht sich das erste Wort des in seinem Ausspruch kurz Entschlossenen. Durch die balligen Wolken fährt der Blitz in auffallendem Zickzack: auf diese Wolkenbildung und den Blitz zielt der Schluß der Kritik.

In meiner Freude, ein Originalölgemälde Richters zu haben, teilte ich dies meinem Freunde Dr. phil. Karl Fresenius[1]) mit und forderte ihn auf, es sich einmal anzusehen. Doch zeigte er dazu keine Lust und urteilte, obschon er noch kein Ölbild von Richter gesehen, abfällig über dessen Malweise. Er kam aber doch und begehrte, hastig wie er war, einen Blick auf das Bild zu werfen. Kaum hatte ich das Nebenzimmer, wo ich es in gutem Licht aufgestellt, geöffnet, so rief er auch schon ganz aufgeregt: „Ja, gerade so hab ich mir's gedacht! Chinesische Teebrettmalerei, Klößwolken und preußische Bajonette!"

Auch andere Sachen sah ich damals in Leipzig, welche mich sehr anzogen: Ferdinand von Oliviers Salzburger Kirchhof (1816); Schnorrs heiligen Rochus, Almosen verteilend, auf welchem das Mädchen an der Kapelle das Porträt der Gattin des Meisters ist; und die herrlichen Koch! Und welche Kartons und Handzeichnungen birgt diese Sammlung! Obenan Peter von Cornelius: Aus dem Paradies von Dante; Genelli: Centaurenfamilie; Overbeck: Sophronia und Olindo; Julius

[1]) Dr. phil. K. F., Lehrer in Offenbach a. M., geb. 21. März 1839 in Frankfurt a. M., gest. 13. März 1882 in St. Blasien im Schwarzwald.

Schnorr: Der Zug der heiligen drei Könige; Moritz von Schwind: Symphonie.

Auch in den Sälen der Plastik staunte ich über die Pracht. Hier sah ich Michael Angelos Davidstatue, von welcher ich nur den Kopf kannte, der durch die Haltung des Körpers erst zur vollen Geltung kommt. Dieser Blick! Der ist in seinem Gottvertrauen sicher, daß er Goliath trifft! An der Ausstattung der Räume erfreute ich mich, besonders an Gärtners Freskenfolge, welche die Städte zeigt, wo die Bildhauerkunst gepflegt wurde. Ich nenne nur: Nürnberg mit der Burg über dem Tiergärtnertor, unweit Dürers Haus; Berlin — der große Kurfürst; Dresden — die Terrasse mit Schillings Tageszeiten; und München — die Bavaria. Alle diese Bilder, auch die aus Griechenland und Italien, zeigen landschaftlich einen großen Zug, in welchem ich meinen Freund sofort erkannte.

Doch alles dies war nicht die Veranlassung zu meinem Aufenthalte in Leipzig. Es galt, zu Nutz und Frommen meiner Arbeit über Ludwig Richter die vielen in Leipzig ansässigen Verleger aufzusuchen und mit ihnen noch Nötiges klarzustellen. Dazu hatte ich manche Empfehlungen von Heinrich Richter. Von allen — und welch hochgestellte Männer waren darunter — wurde ich, als sie den Zweck meines Kommens vernahmen und die umfassenden Vorarbeiten sahen, mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen; was sie konnten, wurde mir gewährt. Ich nenne nur die bedeutendsten Firmen: Breitkopf und Härtel, F. A. Brockhaus, Alphons Dürr[1]), S. Hirzel, Justus Naumann, Bernhard Tauchnitz, Georg Wigand und Otto Wigand.

Einmal kehrte ich sehr ermüdet auf mein Zimmer zurück, legte mich, um etwas zu ruhen, und schlief und schlief bis

---

[1]) Im Jahre 1883 ging der gesamte Verlag von J. H. Richter in Dresden an Alphons Dürr in Leipzig über, in dessen Händen fortan die größte Zahl der Holzschnittfolgen Ludwig Richters war.

in den lichten Morgen hinein. Beim Erwachen nicht wenig erstaunt, noch in den Kleidern zu sein, rüstete ich mich für die Weiterarbeit, fand aber zu meinem Schrecken trotz allen Suchens mein Manuskript nicht. Mein erster Gedanke war: Das hast du gestern Abend bei deiner Müdigkeit verloren und den Verlust nicht einmal beim Nachhausekommen bemerkt. Fort ist es! Ich entschloß mich aber doch, in der Dürr'schen Verlagshandlung, wo ich zuletzt gewesen, wenn auch ohne Hoffnung auf Erfolg, wenigstens nachzufragen. Richtig, da hatte ich das Packet liegen lassen! Jedenfalls waren meine Gedanken noch zu sehr mit den Handzeichnungen Richters, die mir der freundliche Herr gezeigt, beschäftigt gewesen.[1]) Wie fühlte ich mich erleichtert, als ich wieder im Besitz meiner Mappe war!

Bei keinem der Herren Verleger fühlte ich mich aber freier als bei dem lieben Justus Naumann, an welchen ich von seinem trefflichen Bruder Heinrich in Dresden Grüße hatte. Von des letzteren Haus gewann ich, vor der Stubentüre eine Morgenandacht anhörend, die er im Kreise der Seinen mit Gesang und Gebet hielt, einen überaus wohltuenden Eindruck. Der liebenswürdige Verleger holte seine Schätze, eine große Zahl Originalarbeiten Ludwig Richters, darunter Sachen aus des Meisters allerbester Zeit, Blätter, die seit ihrer Entstehung in den Mappen des Besitzers geruht hatten. Es waren meist Bleistift-, Feder- und Sepiazeichnungen von entzückender Ausführung, teils getuscht, teils leicht in Farben angedeutet, auch Aquarelle, wahre Perlen der Sammlung. Nennen will ich nur eine kleine Auslese: der Stricker, das Elmtäli, das

[1]) Um nur eine Anzahl der wunderschönen Darstellungen zu erwähnen, nenne ich: Liebesscherz, verlor'ne Liebesmüh, vergebliche Warnung (1868 zu „Die schönsten Deutschen Volkslieder", zweite vermehrte Auflage), die verirrten Kinder, Gänslein im Garten, im Walde, vor der Schmiede, das Kind unter den Wölfen und unsichtbare Gespielen (1869 zu „Scherers illustriertes Kinderbuch", zweiter Band).

Fräulein von Affenstein (1843 zu den Erzählungen von Stöber); Luther im Gasthaus zum schwarzen Bären in Jena (1845 zu Luthers Leben von Meurer); Altes Mütterchen in der Vorratskammer, die Küche (1847 zu der Kuchenmichel von Stöber); Thomas Münzer (1847), der Schwurpaulus (1851), und Wie Parzival von seiner Mutter in der Wildnis von Soltane erzogen wird (1853 zu Redenbachers Volksbibliothek). Ich mußte bekennen, daß in Leipzig meine höchsten Erwartungen befriedigt worden waren.

Weiter ging die Reise nach Halle. Auch hier ist der alte Stadtteil ganz prächtig: der Marktplatz mit der schönen gotischen Marktkirche, deren Doppeltürme durch einen Gang, Brücke genannt, in höchster Höhe verbunden sind, dann das alte Rathaus, das durch alle Stockwerke offene Hallen hat; am roten Turm der kolossale Roland. Doch was mich besonders erfreute, war mitten in dem Gewühl des Marktplatzes die in Erz gegossene Statue Händels[1]), „errichtet von seinen Verehrern in Deutschland und England" 1859. Der gewaltige Mann in seiner Allongeperücke steht, den Degen an der Seite, am Dirigierpult. Ich sang einige seiner Sachen für mich, das war meine Huldigung.

Auch den Weg an der Saale nach Giebichenstein ging ich, bestieg die Burg und sah in all die Täler, von denen Eichendorff sang:

Da steht eine Burg überm Tale
Und schaut in den Strom hinein.
Das ist die fröhliche Saale,
Das ist der Giebichenstein.
Da hab' ich oft gestanden,
Es grünten Täler und Höh'n,
Und seitdem in allen Landen
Sah' ich nimmer die Welt so schön.

[1]) Von Hermann Heidel, geb. 20. Februar 1810 zu Bonn, gest. auf einer Reise am 29. September 1865 zu Stuttgart.

An Weimar, das ich im Jahre 1853, um mit Goethe zu sprechen, „so beim Kommen, wie beim Gehen" nur zur Nachtzeit gesehen, konnte ich nicht vorbeifahren und ging von dem hochgelegenen Bahnhof, von wo aus man „die Totenstadt berühmter Männer" übersieht, in Gedanken verloren den immerhin weiten Weg fürbaß. Kaum war die Ilm passiert, so zeigte sich mir rasch eine ehrwürdige Erinnerung nach der anderen. Gleich in der ersten Straße ein mit Ziegeln gedecktes einstöckiges Häuschen mit Mansardendachstuhl, daran die Bezeichnung: „Hier wohnte Wieland." Beim Betrachten des alten knorrigen Birnbaums im angrenzenden Gärtchen vergegenwärtigte ich mir die freundlichen Züge des Oberondichters und dachte: den hat er wohl hier im Schatten dieses Riesen geschrieben. Nahe dabei vor dem Theater das schöne Denkmal, welches das Vaterland „dem Dichterpaar Goethe und Schiller errichtet!" Es erfreute mich aufs höchste. Wie würdig Goethe Schiller umfaßt, und wie bescheiden Schiller den von Goethe gehaltenen Lorbeerkranz berührt! Die Aufgabe hat Rietschel in großartiger Weise gelöst. Ich bog in die Schillerstraße ein mit dem anspruchslosen Schillerhäuschen, dessen einziger Schmuck die grünen Fensterladen sind. Noch ging ich nicht hinein. Der Fürstenplatz mit dem Denkmal Karl Augusts von Donndorf[1]), einem Schüler Rietschels, ist imposant durch die vielen Gebäude, die unverändert aus der klassischen Zeit herrühren. Das Denkmal selbst wirkte auf mich schlagend durch die Handbewegung des ritterlichen Reiters. Es war eine höchst erquickende Abendwanderung durch die schöne, interessante Stadt!

Am anderen Morgen besuchte ich das neue Museum. Soll ich davon erzählen? Die zahlreichen Handzeichnungen von Carstens, darunter die Einschiffung nnd Überfahrt des Megapenthes, zogen mich am meisten an. Und welche Sachen

---

[1]) Adolf D., geb. 16. Februar 1835 in Weimar, Professor an der Königl. Kunstschule in Stuttgart.

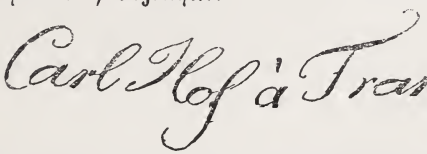
Gott hat mich bei guten Tagen
Oft ergötzt;
Sollt' ich jetzt
Nicht auch etwas tragen?

Paul Gerhardt.

Joh. Friedrich Hoff.

von Moritz von Schwind: die Wartburgbilder und die sieben Raben!

Darauf besah ich das Schillerhaus. Wie wohltuend ist die Schlichtheit in sämtlichen Räumen! Das Sterbezimmer, wo noch alles steht, wie es bei des Dichters Ableben war, bewegte mich. Wie anders dagegen das Goethehaus! Bei aller Einfachheit gegen die heutige Zeit, doch welcher Reichtum; aber wohl war es mir trotzdem darin. Weit über eine Stunde brachte ich da zu, geführt von einem gefälligen Kustos, der, als er in meinem Skizzenbuch den Namen „Hoff aus Frankfurt am Main" las, mich auf eine große, schöne Stand-Kastenuhr wies, bezeichnet



[1])

also von meinem Urgroßvater, dem Stadtuhrmacher Johann Friedrich Carl Hoff[2]), verfertigt. Am „28. August 1828", wie im ersten Bande bemerkt ist, hat diese „Goethe als Geschenk aus seinem Vaterhaus vom Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz bekommen."

Zwei schriftliche Aufzeichnungen Goethes interessierten mich ganz besonders: aus seiner Jugend ein Stammbuchblatt, „das er zum Zeichen der Hochachtung und Ehrfurcht seiner geliebten Mutter (16 Jahre alt) am 30. September 1765 setzte:"

Das ist mein Leib, nehmt hin und esset,
Das ist mein Blut, nehmt hin und trinkt,
Auf daß ihr meiner nicht vergesset,
Auf daß nicht euer Glaube sinkt.
Bei diesem Wein, bei diesem Brod,
Erinnert euch an meinen Tod.

[1]) Unser Name wurde oft fälschlich mit einem f geschrieben.

[2]) Geboren am 10. Juli 1730 zu Westerburg, gestorben am 4. Dezember 1795 in Frankfurt am Main.

Die andere, lakonischer Art, aus seinem hohen Alter, bezieht sich auf eine merkwürdige Abbildung seines Hauses am Frauenplatz aus dem Jahre „1828", worunter er der Neugierigen halber, die besser täten, hereinzukommen als davor zu stehen, schrieb:

Warum stehen sie davor?
Ist nicht Thüre da und Thor?
Kämen sie getrost herein,
Würden wohl empfangen sein.

Jegliches zeigte der Führer, der sich für mich als Landsmann des Dichters interessierte, z. B. den schwerfälligen gelben Reisewagen, in welchem Goethe zu wiederholten Malen nach Frankfurt und hinaus nach der Gerbermühle gefahren ist. Auch der zu dem Stadthaus gehörende hübsche Garten wurde durchschritten, der freilich viel bescheidener ist als der draußen am Park mit hohen Bäumen, worin das kleine, durchaus mit Schindeln gedeckte Gartenhäuschen steht, des Dichters Lieblingsaufenthalt, rings mit den bei meinem Besuche noch in voller Blüte stehenden weißen Rankrosen umsponnen.

Endlich nahm ich auch von dem schönen „Ilm-Athen", dem alten, ruhigen Weimar, Abschied und fuhr nach Eisenach. Still für mich über den Markt wandelnd, ging ich in das Haus der Witwe Cotta, wo Luther in den Jahren 1494—1501 gewohnt. Weiter erfreute mich das würdige Standbild Sebastian Bachs[1]), der hier geboren ist. Bewundernd stand ich davor, und wieder begann es zu singen und zu klingen in meinem Herzen. Am Kirchhof vorbei langte ich, zur Seite weithin den Thüringer Wald, bald auf der Wartburg an. Es war Sonnabend; die Glocken läuteten in der Lutherstadt.

Im ersten Hofraum fesselte mich der Teil, den Junker Jörg bewohnte, so daß ich mich alsbald entschloß, dies Architekturbild zu zeichnen. Schon hatte ich begonnen, als ein

[1]) Von Adolf Donndorf.

Herr von vornehmem, aber höchst wohltuendem Wesen zu mir trat und nach ritterlichem Gruß, den ich durch Aufstehen von meinem Feldstuhl respektvoll erwiderte, sich mir als den Kommandanten der Wartburg von Arnswald vorstellte, der sich das Recht eingeräumt habe, von allen hier zum erstenmal ausübenden Künstlern deren erste Arbeit für sich als Tribut zu erheben. Jeder könne stolz darauf sein, in einer solchen Sammlung, wie er sie zusammengebracht, vertreten zu sein. Ich schlug ein, dachte aber: wird's schlecht, bekommst du's gewiß nicht; wird's aber gut, dann bleibt's erst recht mein eigen. Und so geschah es, daß ich, da die Arbeit mir gelungen, in einem unbewachten Augenblick — zum Glück hatte ich mir während einer Pause Luthers Zelle und Schwinds Fresken besehen — von der Wartburg entfloh.

Höchst zufriedengestellt durch die reichen Eindrücke, kehrte ich in mein Heim zurück. Die vervollständigten Vorarbeiten für mein Richterbuch gaben mir reichlich Stoff, weiter daran zu arbeiten. Mit wahrer Befriedigung griff ich aufs neue die Sache an und lebte dabei in Erinnerung an die Tage, die ich mit dem lieben Meister und seiner Familie in Loschwitz verbracht hatte.

Mein Buch „Adrian Ludwig Richter, Maler und Radierer", erschien im Verlage von J. Heinrich Richter in Dresden[1]) 1877. Bei der Fertigstellung desselben lernte ich den jetzt in Höchst a. M. wohnenden Justizrat, Herrn Hermann Steinfeld, kennen, mit dem ich später eng befreundet war. Von ihm rührt die Lebensskizze des Meisters in der Monographie her.

Meine reichhaltige Sammlung der Richterschen Werke, der eigenhändigen Radierungen des Meisters und der Holzschnitte u. s. w. nach ihm, die in diesem meinem Buche

[1]) Der Sammler hat sich die aufs genaueste angeführten Werke — freilich jetzt mit oft großen Kosten — zu suchen und darnach Probedrucke 2c. zu bestimmen; denn die Tausende von Bildern zu beschreiben, lag nicht in meiner Absicht und war kaum durchführbar.

beschrieben sind, verkaufte ich 1889 an die Kunsthalle in Hamburg.[1])

Obwohl ich meinen Schatz in guten Händen wußte, fiel mir die Trennung davon nicht leicht. Sie nochmals zusammen zu bringen, woran ich vorübergehend dachte, ja womit ich schon begann, schien mir nachgerade zu mühsam und weitaussehend. Ich schenkte die neubegonnene Sammlung auf meines Vaters[2]) 100. Geburtstag dem Städelschen Institut.

Aber ganz ohne Fühlung mit Richters Geist und Wirken zu leben, war mir unmöglich, und so entschloß ich mich, mir eine Sammlung von Originalarbeiten seiner Schüler anzulegen. Auch darauf verwandte ich viel Fleiß und konnte mit dem Erfolg zufrieden sein, denn vertreten sind darin unter anderen folgende Künstler[3]) zumeist mit vortrefflichen Arbeiten: Heinrich Dreber: Weiden am Wasser, Ruhe auf der Flucht nach Egypten (deutsche Landschaft), leicht getönte Federzeichnungen. Ernst Hasse: Brünnchen unter Bäumen, Bleistiftzeichnung; ziehende Schafherde, Sepiazeichnung. Achilles von Döring: Landschaft aus dem Rabenauer Grund, aquarellierte Federzeichnung. Heinrich Müller aus Pultawa: Schloß Tirol, leicht aquarellierte Zeichnung. Ludwig Nitzschke: Pflanzen am Wasser, Sepiafederzeichnung, aus dem Bodetal im Harz, Ölstudie. Hermann Lungkwitz: des Künstlers Farm in Texas, Bleistiftzeichnung. August Kleinig: Entengruppe, aquarellierte Zeichnung. Wilhelm Schneider[4]): „Der Dorfgeiger" nach Ludwig Richter, Aquarell. Emil Bollmann: Dorfpartie aus Loschwitz, Bleistiftzeichnung; Mondscheinlandschaft im Harz, Federzeichnung. Eduard Leon-

[1]) Die umfangreichste Richter-Sammlung in Privatbesitz, was Reproduktionen betrifft, ist jetzt wohl die von Professor D. Karl Budde in Marburg.

[2]) Joh. Nicolaus Hoff, geb. 4. Mai 1798 in Frankfurt a. M., gest. 6. März 1873 ebenda.

[3]) Die Schüler sind in der Reihenfolge, wie sie in Professor Richters Atelier eintraten, nach den Akademie-Matrikeln aufgeführt.

[4]) Wilhelm Heinrich Sch., geb. 14. Januar 1821 in Neukirchen bei Chemnitz, gest. 5. August 1900 auf dem weißen Hirsch bei Loschwitz.

hardi: Waldlandschaft mit großer Buche, Sepiafederzeichnung. Woldemar Rau[1]): Dorf Leubnitz bei Dresden, Aquarell. Ludwig Friedrich: St. Afrakirche in Meißen, Bleistiftzeichnung; Landschaft, „letzter Schnee" in Wölfnitz bei Dresden, aquarellierte Zeichnung; „verirrte Kinder", im Walde schlafend, nach Ludwig Richter, Radierung. Heinrich Gärtner: Landschaft mit einer von Frauen geführten Schafherde, Sepiazeichnung; Orangenhain, Giardino Colonna Roma, Bleistiftzeichnung; Fiesole, Aquarell. Gerhard Jördens: „Vesper" aus Sonntag und „Kleinhandel" aus Neuer Strauß nach Ludwig Richter, Holzschnitte. Erwin Oehme: Dorfkirchhof im Schnee, Bleistiftzeichnung. Albert Zeh: Loschwitz mit dem Ziegengrund, Federzeichnung. Friedrich Hoff: Kreuzgang aus dem Kloster Andechs am Ammersee, Kirche in Oberwiddersheim in Oberhessen, Bleistiftzeichnungen. Adolf Thomas[2]): das obere Burgtor auf dem Oybin bei Zittau, leicht gefärbte Federzeichnung. Albert Venus[3]): die alte Schneidemühle in Loschwitz, Federzeichnung. Wilhelm Müller[4]) aus Dresden: Eichengruppe im großen Garten, Bleistiftzeichnung; Buchengruppe im großen Garten, Federzeichnung; Civitella, Aquarell. Paul Mohn: Schloß Scharfenberg bei Meißen, Ariccia, Bleistiftzeichnungen; Olevano, Aquarell. Rudolf Schuster[5]): Sebusein in Böhmen, aquarellierte Federzeichnung.[6])

---

[1]) Heinrich Woldemar R., geb. 5. August 1827 in Dresden, gest. 7. April 1889 ebenda.

[2]) Gustav Adolf Th., geb. 28. September 1834 in Zittau, gest. 16. Jan. 1887 in Dresden.

[3]) Franz Albert V., geb. 5. Mai 1842 in Dresden, gest. 27. Juni 1871 ebenda.

[4]) Carl Wilhelm M., geb. 28. November 1839 in Dresden, lebt daselbst. Ihn lernte ich, nachdem wir uns schon in Briefen ausgesprochen, im Herbste 1898 persönlich kennen und schätzen, und die geistigen Beziehungen brachten uns rasch einander nahe.

[5]) Heinrich Adolf Sch., geb. 1. September 1848 in Markneukirchen, lebt in München.

[6]) Hier sind nur die Daten der Richter-Schüler angegeben, die im vorhergehenden 3. Band keine Erwähnung fanden.

Die Arbeiten sind sehr verschiedener Art, vom Umriß bis zur höchsten Vollendung. Immerhin blieb mir die Feinheit des mit Empfindung gezeichneten Konturs das Wertvollste.

Wenn ich sage, daß mir das Betrachten dieser Sachen stets hohe Befriedigung gewährt, will ich nicht verhehlen, daß mir die Blätter von Heinrich Dreber, diese Sachen voller Zauber, wie alle Naturstudien Drebers, ein unendlicher Born des Genusses sind und mir reizvoller dünken als die meisten seiner mir zu Gesicht gekommenen Bilder.

Das hier ausgesprochene Lob der Dreberschen Studien soll aber für die anderen Richter-Schüler keine Geringschätzung bedeuten, da wäre mein Sammeln Torheit gewesen; nein, ein jeder lieferte in seiner Art Treffliches, und in allen spricht sich des Meisters Sinn aus. Gärtners Nixengrotte blieb mir aber immer eine meiner liebsten Sachen und eine stete Zierde meines Heims.

Ich weiß es aus dem Munde unseres lieben Lehrers, wie er sich über die tüchtigen seiner Schüler — und deren waren viele — rückhaltslos, freudig anerkennend ausgesprochen.

Ist es nicht ergreifend, welche Liebe der gute Meister für die Persönlichkeit und die Kunst seiner Schüler hatte, wenn wir z. B. von ihm bei dem Heimgang von Albert Venus am 27. Juni 1871 lesen:

„Gestern brachte Heinrich die Nachricht, die Krankheit meines lieben Schülers, des guten Venus, sei plötzlich so schlimm geworden, daß er sterben werde. Wir gingen Vormittags zu ihm. Er war ohne Bewußtsein. Ich ging einen Augenblick zu ihm in die Kammer. Er sah mich groß an, doch ohne mich zu kennen. Ich reichte ihm die Hand — zum Abschied —, er gab mir still die seine; doch lag in seinem Blick das Starre, Bewußtlose eines Sterbenden. — Es hat mich tief ergriffen."

Und am 30. Juni fortfahrend:

„Heute haben wir den braven Venus begraben. Er war einer meiner liebsten und talentvollsten Schüler."

Nicht lange nach meiner Rückkehr empfing ich von Heinrich Richter nachstehenden Brief, der so recht einen Blick in sein Inneres gestattet. Die Ofengeschichte, um welche es sich in dem Briefe handelt, bezieht sich auf den oben erwähnten Vorfall.

„Dresden, d. 13. 11. 71.

Mein lieber, herzlich verehrter Freund,

Meine Antwort und mein Dank auf Ihren lieben, herzlichen Brief kommt recht spät, und obwohl Sie an späte Antworten von mir schon gewöhnt sind, muß ich Ihnen ein für allemal das Bekenntnis ablegen, daß ich allerdings zu den faulsten Schreibern freundschaftlicher Briefe gehöre (zu den geschäftlichen kommt man ja ex officio), nicht, weil ich weniger lebhaft empfinde, sondern weil ich zu den armen Teufeln gehöre, denen der liebe Gott nicht Sonnenschein ins Gemüth legte, sondern trüben aschgrauen Regenhimmel, und will ich nun meinen Freunden schreiben, so muß ich immer abwarten, bis die Sonne an meinem Horizonte wenigstens soweit herausguckt, daß den Freund die trübe Beleuchtung in meinem Briefe nicht gar zu sehr geniert; item „melancholische Kerle sind schwerfälliger als andere Menschen." Nun ich Ihnen dies Geständnis gemacht, entschuldigt mich Ihr gutes Herz, und ich kann anfangen zu danken und höre auch gleich auf, weil sich herzlicher Dank ja doch nicht in Worte fassen läßt, also nur herzlichen Dank für alle Liebe und Freundschaft in Wort und Werken, vor allem für das Werk, welches Sie selbst als Geschenk erhielten und auf eine höhere Rechnung stellen müssen: für Ihr liebes, freundliches, sonnenhelles Gemüth, welches mich in Loschwitz, wo mich die alte angeerbte Schwermuth immer in ihrem Netze hielt, oft so warm und wohl berührte wie ein heller Frühlingstag oder wie ein gutes, treues Lied aus

alter Zeit. Freund Hoff, der freundliche Schalmeienbläser, gehört von jetzt ab zu dem Loschwitzbild für mich, wie es in meiner Seele eingeprägt liegt für spätere Zeiten, die ja kommen müssen, in denen man nur von Erinnerungen lebt.

Die Briefe meines Vaters an den Ihren, die ich Ihnen danke, sind mir eine liebe, werthvolle Bereicherung meiner Materialiensammlung, um so mehr da die Briefe an Maydell [1]) aus derselben Zeit ganz verloren gegangen sind, wie mir der Schwager der Baronin v. Maydell kürzlich aus Dorpat schrieb.

Ich schicke Ihnen nun hier mit den gewünschten Notizen alles zurück, was Sie mir sandten, und bitte Sie auch ferner, in dem, worin ich Ihnen dienlich sein kann, auf mich zu zählen; wenn's auch manchmal etwas langsam geht, so sind Sie mir dann nicht böse, aber gern geschiehts immer.

Daß Sie mir den Verlag Ihrer Arbeit so freundlich anboten, hat mich recht gefreut, ich mache Ihnen den folgenden Vorschlag: ich übernehme, nachdem wir uns über Auflagezahl und Ausstattung besprochen haben, die Herstellungskosten und stelle dann nach Abzug derselben den Mehrbetrag des Verkauften ungeschmälert zu Ihrer Verfügung. —

Von meiner Frau habe ich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin herzliche Grüße auszurichten; ich wünschte, unsere Frauen lernten sich einmal persönlich kennen, ich glaube, eine Gemüthsverwandtschaft würde sie bald zueinanderziehen. Meine Frau ist zwar sehr schüchtern und still, gehört aber doch auch zu den stillen Gemüthern wie Ihre Frau Gemahlin, die das Sein dem Schein vorziehen.

[1]) Ludwig v. M., geb. 29. November 1795 auf dem Gute Stenhusen in Esthland, gest. 6. September 1846 in Reval.

Zum Schluß muß ich Ihnen sagen, daß mir Ihre Elegie an den zerbrochenen Kachelofen baß behagt hat, und ich danke dem Unfall die Bekanntschaft mit Ihrem poetischen Talent. Wenn Sie mehr solche Genre- und Stimmungsbilder produzieren, könnten Sie Ihren Dresdner Freunden durch Mittheilung rechte Freude machen; ich mußte bei Ihrer Ofenelegie an Mörikes verwandten prächtigen Thurmhahn denken.

Nun, liebster Freund, behüte Sie Gott! Unsern Friedericus[1]) habe lange nicht gesehen, das letztemal waren wir mit einem gemeinsamen Freund Lenz[2]) — der Ihnen etwas ähnlich sieht, und den Sie kennen sollten, denn er ist eine selten prächtige Natur — zusammen.

Mein guter, umgezogener und eingerichteter Papa (Sie wissen, er zog aus) ist froh, eine Wohnung zu haben, recht wie's sein Herz begehrt, still, freundlich und mit Sonne; es geht ihm gut, und er grüßt Sie herzlich. Heydrich ist malade und wenig sichtbar, und Münzgraveur ist fertig mit Mispelabnehmen und wohnt seit 8 Tagen in der Stadt.

Nun Addio!

Ihr

Heinrich Richter."

Nachruf an einen Alten aus Loschwitz.[1])

Da liegt er nun in meinem Keller
Und ist nicht wert mehr einen Heller —
Die Kisten sind des Ofens Sarg.

[1]) Der schon mehr erwähnte Kupferstecher Friedrich.

[2]) Bildhauer, lebte zuletzt als Klosterbruder in Tirol.

[1]) Dieser „Alte aus Loschwitz", ein antiker Kachelofen, stand in Kotzschens malerisch gelegener Behausung in Loschwitz. Hier schlug Ludwig Richter im Sommer 1852 seinen Wohnsitz auf, oft besucht von lieben Freunden, worunter auch der „gute und so originelle Münzgraveur Krüger" war, dessen „Weinberghäuschen" in nächster Nähe von Richters Heim lag.

Das Ende war für ihn sehr arg,
Da er gehofft die letzte Zeit,
Noch zu erleben große Freud.
So ist's mein lieber Ofen, Du,
Wenn man aus der gewohnten Ruh
Herausgeht und nicht erst erwägt,
Ob eine Reise man verträgt
In seinen alten, alten Tagen,
Wo doch so manche schwere Plagen
Bevorsteh'n und unheilbar sind.
Siehst Du, Du warst ein rechtes Kind
Und hast dafür nun Deinen Lohn —
Ja, Ofen, sieh, das kommt davon!

Der Ofen spricht:

Du alter Sammler, schweig' nur still,
Ich fügte mich nur Deinem Will';
Ich tat es unter Herzeleid,

Im Sommer 1853 bezog Schreiber dieses mit zwei Richterschen Schülern, Wilhelm Porst*) und Albert Zeh**), diese Hütte. Seit der Zeit ist ihm die Stätte durch viele unvergeßliche Erinnerungen lieb geblieben; oft zog es ihn hin.

Als er im Herbst 1871 zur Fertigstellung seiner Arbeit über Ludwig Richter längere Zeit in Loschwitz weilte, suchte er auch dieses Lieblingsplätzchen auf. Ach, wie war da alles verändert! Du liebes, trautes Stübchen, wie war man mit dir umgegangen! Der schöne, große Kachelofen lag draußen im wüsten Garten! Einzelne Stücke sollten als Untersatz für einen neuen, modernen, eisernen, häßlichen Ofen verwendet werden. Es machte ihm Kummer, und er entschloß sich, den alten Bekannten für sein Heim in Frankfurt a. M., genannt das „Richter-Stübchen", zu kaufen. Zwei mächtige Kisten bargen den erworbenen Schatz. Voller Ungeduld wartete er auf die Ankunft. Doch, wie das oft geht, auf Freud folgt Leid! Durch schlechte Verpackung war der alte, mürbe, ausgebrannte Ofen unbrauchbar geworden, unter tausend Stücken fanden sich nur noch einige wohlerhaltene Kacheln, die er als Andenken aufbewahrt.

*) W. P., geb. 12. Mai 1829 zu Schönhaide bei Annaberg in Sachsen gest. 27. Juni 1889 in München.

**) A. Z., geb. 14. Juni 1834 in Dresden, gest. 31. März 1865 ebenda

Von meiner Heimat fort, so weit
Zu ziehen in ein fremdes Land,
Wo ich als Alter, unbekannt
Und noch dazu sollt' umgeheizt
In Deiner Stube steh'n; das reizt,
Mein junger Freund, nicht allzu sehr —
Der Abschied ward mir, ach, wie schwer!
Ja, ja, wenn alles ich bedenk',
Mich in mein Inneres versenk',
Dann möchte freilich bersten ich
Und Feuer speien gleich auf Dich —
Du alter, närrscher Sammler Du,
Laß alte Öfen doch in Ruh'!

Der Sammler spricht:

Nur nicht so bös, und hör mich an:
Ich hab's aus Liebe nur getan,
Dich herzunehmen in mein Heim!
Dort wärst Du doch jetzt aus dem Leim:
Dich kleiner machen wollten sie,
Dich alten, würd'gen Ofen! — Nie
Hätt' ich das je in all' den Tagen,
Wenn ich an Dich gedacht, ertragen!
Und was ich vorhin sprach zu Dir,
War nicht so bös gemeint von mir,
Denn das kam nicht in meinen Sinn,
Daß noch in Dir wär' Leben d'rin,
Daß Du noch hören könntst, was ich
Gesagt im Scherze über Dich!
Nein, lieber Alter, glaub' es mir,
Nicht Undank soll noch werden Dir!
Ja, Deine Zeit im Sachsenland
War schöner als am Mainesstrand,
Und viel kannst Du davon erzählen;
Doch sollst Du Dich damit nicht quälen!

Jetzt bleib' fein still, und Deinen Jammer
Schlaf' aus in Deiner dunklen Kammer!
Ein süßer Traum sei Dir beschieden
Von dem, was Du erlebt hinieden;
Von jener Zeit, wo in die Welt
Als Prachtstück, Ofen, Du gestellt;
Von allen, die an Deiner Glut
Gewärmt sich und dabei geruht,
An Deiner äußern Schöne sich
Erfreut und hoch bewundert Dich.
Ja, alle diese werden jetzt,
Wenn Du in Morpheus' Arm versetzt,
Dein Traumbild wunderbar erheben
Und Dir das beste Zeugnis geben.
Es kommen Meister Ludwig Richter,
Dann Moritz Heyderich, der Dichter,
Und Loschwitz' heil'rer Schutzpatron,
Vom Vater Münzgraveur der Sohn,
Und auch der Sammler kommt am End'
Mit seinem kleinen Instrument
Und bläst Dir was auf seine Weise.
Dann singt er zur Guitarre leise
Von dem, was Dir in alter Zeit
Manch' eine Freude hat bereit't.

Jetzt schläft der alte Ofen ein
Und träumt, in Kotzschens Berg zu sein!

Aus meiner Briefmappe.[1])

[1]) Die Originalhandschriften dem Stadtmuseum zu Dresden geschenkt von Joh. Friedrich Hoff 1899. Von den Briefen sind die drei vom 5. Oktober 1872, 4. Januar 1873 und 28. Februar 1873 an meinen Vater gerichtet, alle anderen an den Verfasser.

Einer meiner jüngsten und trotzdem besten Freunde — in meinem vorgerückten Alter mir eine innige Freude und Erquickung — der mehrfach erwähnte D. Karl Budde[1]), Professor der Theologie an der Universität Marburg, mit dem mich das gemeinsame Interesse für Ludwig Richter herzlich verbindet, schrieb mir über dessen Briefe an meinen Vater und mich:

„Ich bin erstaunt und entzückt über den reichen Gehalt der doch verhältnismäßig nicht gar großen Zahl von Briefen. Allem voran steht wohl, was sie an Beiträgen zur Kenntnis der tiefen Religiosität Richters liefern. Die Reihe der Beileidsbriefe darunter findet so leicht nicht wieder ihres Gleichen. Die ruhige, freudige Bereitschaft abzuscheiden, dieses Fehlen jedes Grauens vor dem Tode, diese sieghafte Zuversicht auf ein unvergleichlich besseres Jenseits, dieses klare Wissen um den Wert und heilsamen Zweck des Leidens, aber auch dieses zarte, liebevolle Eingehen auf den Schmerz der Betroffenen müssen unendlich lindernd und wohltätig gewirkt haben. Der Brief, den sich Ihr Vater von Richter vor seinem Ende bestellt hat, gleichsam als Geleitsbrief zur Ewigkeit, gehört zu dem Ergreifendsten, was je geschrieben ist.

Mir ist über diesen Briefen und dem, was Richter über Rothe sagt u. s. w., erst so recht klar geworden, warum er nicht evangelisch geworden ist, und warum er gerade in den letzten Jahren wieder mit Vorliebe die Messe besucht hat. Was ihm der Prediger von der Kanzel zu sagen hatte, das hatte er längst und viel gereifter und besser in seinem eigenen Herzensschrein aufgespeichert und konnte es zur Not selbst Andern besser spenden, als jener von der Kanzel. Seinem künstlerischen Bedürfnis aber bot der katholische Gottesdienst gleichsam den Hintergrund dazu, und das konnte er in der evangelischen Kirche nicht finden."

[1]) Karl Ferdinand Reinhard B., geb. 13. April 1850 zu Bensberg bei Köln a. Rh.

Theurer Freund!

Sie haben mit Ihrer lieben Frau eine recht schwere Zeit durchlebt, und einen doppelten Schmerz erfahren und ertragen müssen, und ich nehme den innigsten Antheil an Ihrem herben Verlust, wie Sie wohl denken können! Den barmherzigen Samariter, der das rechte und beste Oel auch für die schmerzlichsten Wunden hat, den kennen Sie auch, und wir geben uns in solchen Zeiten am willigsten in seine heilsame Pflege, und so bedarf es eigentlich keines andern Trostes!

Ich hätte Ihnen wohl früher geschrieben, allein auch mich hat ein tiefgehendes Leid getroffen. Ich habe vorgestern meine innigliebe Tochter Aimée (Gaber) begraben. Zurückgekehrt von einem längeren Aufenthalt in den Alpen[1]), den ich auf Anrathen des Arztes meiner Augen wegen nehmen mußte, fand ich die liebe Aimée sehr leidend und abgezehrt. Die Folgen einer zu frühen Entbindung brachten sie bald in einen Zustand, wo keine Rettung mehr möglich war, und ehe ich es erwarten durfte, war sie sanft und in Frieden eingeschlafen. Sie war eine gar liebe treue Seele, und mein Herz hing besonders innig an ihr!

Bei den milden, außergewöhnlich warmen und schönen Spätherbsttagen sitze ich noch hier auf meiner Waldhöhe in Loschwitz. Die Ruhe und Einsamkeit thut mir wohl. Das unruhige und so leicht bewegte Menschenherz findet hier am leichtesten wieder seine gleichmäßige Bewegung; und wohl uns, wenn der „lago del cuore", wie Dante es nennt, so glatt und eben wird, daß er den Himmel spiegeln kann.

---

[1]) Oberstdorf im Algäu.

Tausend Dank für die schöne Photographie. Sie ist mir um der beiden lieben Freunde, Thomas und Ihr Vater, lieb und werth.

Lassen Sie es mit dem Radieren doch ja nicht beim Vorsatz. Ich bestelle mir einen Abdruck gleich selbst und hoffe desto eher auf die Ausführung.

Ihren lieben Eltern meine herzlichsten Grüße, und besonders auch Ihrer Frau. Wie ich höre, ist Friedrich[1]) zu Ihnen gegangen; er wird gewiß eine wohlthätige Zerstreuung Ihnen bringen.

Wenn Sie Frau Thomas und Johanna und Bertha sehen, so bitte recht schön zu grüßen. Ich kann die Tage in Frankfurth nicht vergessen, so schlecht auch sonst mein Gedächtniß ist. Aber sie sind eben nicht in den Kopf, sondern besonders ins Herz eingeschrieben, und die Schrift hält am längsten!

Und nun nochmals: Gott sey mit Ihnen!

Ihr

treuer

Ludwig Richter.

Loschwitz, den 18. Oktober 1863.

(Dresden, den 14. October 1870).

Lieber theurer Herr Hoff!

Mit herzlicher Freude habe ich Ihren lieben Brief erhalten, und danke Ihnen recht innig für Ihre guten Wünsche, und daß Sie des 28. September so freundlich gedacht haben. Ich kam erst am 29. September von Graupen und Mariaschein in Böhmen zurück, wohin ich mit meinen zwei ehemaligen Schülern Venus und Müller[2]) gegangen war, und fand bei meiner Zurückkunft mit den Ihrigen so viel der lieben Freundes-

[1]) Professor Ludwig F., Kupferstecher.

[2]) Carl Wilhelm Müller, lebt in Dresden.

grüße auf meinem Tisch beisammen, daß ich für einen solchen Liebessegen Gott recht von Herzen danken und mich meines Glückes erfreuen konnte.

Ich weiß nicht, ob Sie während Ihres Hierseyns einmal einen Ausflug nach Böhmen und dem malerischen Bergstädtchen Graupen gemacht haben und dies malerische Nest kennen. Wir hatten das schönste Herbstwetter, und da es zufällig den St. Wenceslaustag traf, so war große Wallfahrt in dem dabei liegenden Mariaschein, wo sich ein sehr malerisches Volkstreiben entwickelte.

Es ist dies der einzige Ausflug, den ich in diesem Sommer gemacht habe, es gefiel mir so wohl auf meinem Loschwitzer Berge, daß ich wenig Verlangen nach Auswärts hatte, wie sich denn bei mir die Wanderlust, die mich sonst immer beherrschte, fast gänzlich gelegt hat. Es ist dies wohl Folge des Alters, das mehr und mehr die Ruhe und einen stetigen Zustand liebt.

Seit gestern bin ich wieder mit meiner Tochter zur Stadt gezogen, und richte mich behaglich ein für den Winter.

Mit meiner Gesundheit, die sehr herabgekommen war, geht es jetzt wieder besser, und der Landaufenthalt hat dazu wesentlich beigetragen. Nur mit dem Arbeiten geht es sehr langsam und mangelhaft; die Augen sind zu schwach geworden, und ich muß beim Zeichnen außer der Brille noch der Loupe mich bedienen, was dem Zeichnen nicht förderlich ist.

Von Ihrem Aufenthalt in Oberstdorf habe ich mit vielem Interesse gelesen. Ich habe dort (1863) 5 oder 6 recht glückliche Wochen verlebt, denn ich fand damals die Familie Mayer (Gustav Mayer aus Leipzig) dort, die zum erstenmale ihr neues Haus, das sogenannte Sachsenhaus bezogen hatten, wo viel Verkehr mit Freunden und Verwandten aus Sachsen stattfand. Sie werden sie nicht gefunden haben, denn sie sind auf ein Jahr nach Malta gegangen.

Daß Sie aber das Haus gefunden haben, wo ich damals wohnte, freute mich besonders deshalb, weil mir dies ein Zeichen war, daß die guten Leute, denen es gehörte, bei dem großen Brande vor 2 Jahren[1]) verschont geblieben sind. — Von wem mag wohl die Inschrift, daß ich dort gewohnt habe, herrühren? Vielleicht von Mayers und dessen kunstliebender Stieftochter Frl. Haspar, mit welcher ich viel in den herrlichen Umgebungen gewandert bin, und welche die Freundlichkeit hatte, mir diese sehr saubere Wohnung bei den braven Leuten zu besorgen. Auch Prof. Schraudolph war damals in Oberstdorf, dessen Geburtsort es ist.

An die lieben Thomas, Mutter und Töchter, denke ich recht oft; wie gerne hätte ich sie einmal wieder gesehen, aber die Aussicht dazu schwindet mit jedem Jahre mehr. Wenn Sie dieselben sehen, so bringen Sie ihnen die wärmsten und herzlichsten Grüße; und ein Gleiches auch Ihrem lieben Vater, einem der wenigen noch lebenden näheren Freunde aus römischer Zeit. Von diesen ist mir hier der alte liebe Peschel geblieben, welcher trotzdem, daß er 5 oder 6 Jahre älter ist als ich, sich doch noch recht rüstig hält. Die Freundschaften aus einer schönen, begeisterten Jugendzeit haben doch den besten Kitt. Von unserm engern Kreis sind Rothe (der Kirchenrath und Professor in Heidelberg), v. Maydell, Schilbach, Thomas, Oehme gestorben. Ihr Vater, Peschel und ich sind nun die Letzten von dieser braven Schaar. Gott schenke uns immer mehr Treue nach seinem Willen zu leben!

Sie wollen dem guten Friedrich wieder eine Partie Bilder mit Fragezeichen senden. Ich will alles nach bestem Wissen beantworten, obwohl ich gewünscht hätte, das Meiste dieser mißrathenen Kinder — oder auch von den Lithographen u. s. w. mißhandelten Erzeugnisse blieben da unten bei Skylla und

[1]) Vor fünf Jahren in der Nacht am 6. Mai 1865 um 2 Uhr ausgebrochen.

Charybdis, und kein Mensch begehrte zu schauen, was die Götter (bereits) bedeckt mit Nacht und Grauen!

Und nun, liebster Herr Hoff, behüte Sie Gott, und gebe Ihnen, was Ihr Herz begehrt und was Ihnen und den lieben Ihrigen in Wahrheit gut und segensreich ist!

Ihrer lieben Frau meine herzlichsten Grüße, und Ihren Kindlein „ein Mündschi"!

Mit tausend Grüßen

Ihr

herzlich ergebener

Ludwig Richter.

NB. Mein Sohn weilt mit seiner Frau noch in Loschwitz, hat mir aber viele Grüße aufgetragen.

Loschwitz, d. 21. Juny 72.

Lieber theurer Herr Hoff!

Mit dem innigsten Antheil erfahre ich aus Ihrem lieben Briefe die wie es scheint bedenkliche Erkrankung Ihres Vaters, meines lieben alten Freundes. Bei seinem hohen Alter ist wohl ein Ausgang zu vermuthen — wie Sie selbst andeuten — der Ihnen einen tiefen Schmerz bringen muß, doch steht alles in Gottes Händen, der es wohl machen wird und wie es am besten ist, und das muß unser Trost sein. Gott hat Ihren lieben Vater reich gesegnet, und er hat gewiß ein glückliches Leben geführt, soweit dies Erdenleben ein Glück spendendes sein kann. Bringen Sie ihm meine recht innigen Grüße und Händedruck.

Noch eins habe ich Ihnen zu berichten, was mir jetzt noch nachträglich Schmerzen macht. Denken Sie! Ich bin neulich mit einem Freund und meinem Sohn in Frankfurth gewesen, ohne Sie oder die lieben Thomas gesehen zu haben!

Wir waren am Bodensee gewesen, und mein Freund Meyer[1]) wollte das Städel'sche Museum auf der Rückreise, wenn auch flüchtig sehen. Das lange Fahren auf der Eisenbahn (von Basel aus) und das viele eifrige, angestrengte Sehen mit schwachen Augen und leidenschaftlichem Eifer hatten mir schon in Basel die Kopfnerven wieder so angestrengt, daß ich das eigenthümliche Drücken und Benommenheit des Kopfes wieder empfand, wie auf der letzten Reise und ich einen ähnlichen schlimmen Ausgang befürchten mußte. Dazu war mein Urlaub schon ein paar Tage überschritten, ich mußte den nächsten Tag in Dresden sein, und als ich aus dem Städelschen Museum kam, war ich so erschöpft, daß ich und meine Begleiter mit Besorgniß die lange Nachtfahrt antraten. Ich blieb deshalb die paar späten Nachmittagsstunden im Gasthof ruhig liegen, wo ich so gerne — wäre ich einigermaßen praktikabel gewesen, Sie hätte aufsuchen können, und ruhte etwas, um die Nachtfahrt zu überstehen. Glücklicherweise ging es auch besser als ich gedacht hatte, und so war ich Mittag wieder in der Heimath, wo es mir am wohlsten ist. Ich darf keine Reise wieder unternehmen, es fehlen mir die Kräfte.

Leider fehlen diese auch zum Arbeiten. Alle Versuche mißlingen, denn nicht nur die Augen, auch die Hand ist ganz unsicher geworden, und zeichnet oder krackelt was sie will und nicht was ich will. Und so wird eben nichts.

Ihr Brief an Heinrich nebst Packet kam gestern Abend, und ich habe diesen Morgen sogleich die Sachen durchgesehen und auf Ihren Zettel geschrieben, was Sie zu wissen wünschten.

Wenn ich in meinem kleinen stillen Berghäuschen bin, oder in dem Ihnen bekannten Wald herumschlendern kann, dann ist mir wohl, und ich danke Gott täglich für dies Glück, das er mir — umgeben von den Meinigen — in meinen alten Tagen geschenkt hat. Da ich nicht mehr zeichnen kann,

---

[1]) Der spätere Kunsthändler Franz Meyer in Dresden.

schreibe ich meine Jugenderinnerungen nieder und bin jetzt an die römische Zeit gekommen. Leider habe ich früher so viel Material — Tagebücher — verbrannt, und so vieles ist meinem Gedächtniß entschwunden. Ihr lieber Vater hatte noch viel im Gedächtniß. Aufgeschrieben hat er wohl nichts? — Oder hat der sel. Thomas aus jener Zeit etwas niedergeschrieben? Er war glaube ich schreibluſtiger als Ihr Vater. Schnorr hatte manches niedergeschrieben, doch was ich davon kenne bezieht sich nur auf seine eigene Thätigkeit. Daß er abgerufen wurde, war eine Wohlthat für ihn, die Seinigen und seine Freunde, denn das Verfallen aller geistigen Kräfte, wie es bei ihm eingetreten war, hat, zumal bei so einem Manne, etwas allzutrauriges.

Nun, bester Herr Hoff, grüßen Sie Ihre gute liebe Frau, alle die Ihrigen, und die Familie Thomas, wenn Sie dieselbe sehen, recht herzlich.

Gott sei mit Ihnen!

Ihr

alter Freund

Ludwig Richter.

Für Übersendung der Photographieen[1]) habe ich Ihnen noch recht großen Dank zu sagen, ich lege ein paar Zeilen an den Hrn. Verleger bei, die ich bitte ihm zukommen zu lassen.

Dresden, 5. Octbr. 1872.[2])

Mein lieber theurer Freund!

Wie sehr hast Du mich durch Deine lieben Zeilen erfreut, die am Geburtstagsmorgen in meine Hände kamen; meinen herzlichen Dank dafür!

---

[1]) Die 12 Titelbilder zu Musäus. 1845. (Hch. Kellers Verlag.)

[2]) Dieser Brief ist in des Verfassers Buch „Adrian Ludwig Richter, Maler und Radirer" als Autograph beigefügt.

Ich hatte von Deiner Krankheit gehört und seitdem keine andere Nachricht erhalten, und nun kömmt Dein Brief, und die Buchstaben stehen darin so straff und fest, wie die Soldaten auf dem Exerzierplatz — ein gutes Zeichen Deiner sichern Hand, und Deiner glücklichen Konstitution, die Dir der liebe Gott geschenkt hat und noch lange erhalten möge! — Der Kreis unserer römischen Zeit- und Kunstgenossen wie ist er so licht geworden. Ich denke, der von mir stets ganz besonders verehrte Veit ist wohl der Nestor, und ich eines der Nesthäkchen, ein rechter Gelbschnabel gegen ihn. Wie mir erzählt wurde, ist er im letzten Winter in Frankfurth gewesen, und hat sich munter und rüstig in den Kreisen der Jüngeren bewegt. Es ist überhaupt merkwürdig, daß unsere großen Maler Cornelius, Overbeck, Veit und Schnorr sammt und sonders ein Patriarchenalter erreicht haben, und bis zuletzt mit Schaffenslust erfüllt waren. Nur bei Schnorr war das letzte Jahr ein geistig gestörtes durch ein Hirnleiden. Aber die Liebe und Milde seines Wesens dauerte aus bis zuletzt, ja sie wurde größer. Ich freue mich immer, wenn ich bei meinem Freund Cichorius seine wunderschönen Landschaften betrachte, die er sämmtlich von ihm vor ein paar Jahren angekauft hat. Wie lebendig versetzen einen diese köstlichen Blätter in die schöne Zeit zurück, wo sie entstanden; es liegt ein Frühlingszauber darüber ausgegossen, der das Herz wieder jung macht; und bei aller Naturtreue offenbaren sie einen Adel der Seele, der den Werken jener Periode fast durchgängig eignet, und ein gutes Zeugniß ablegt von dem Geist, der damals wehte!

Dein lieber Sohn war so freundlich, mir manches aus dieser römischen Zeit aufzuzeichnen, wie er es aus Deinem Munde gehört hat. Mir sind diese Mittheilungen höchst schätzbar, denn mein Gedächtniß hat manches fallen lassen, und die Tagebücher, welche ich damals führte, habe ich vor ein paar Jahren zum großen Theil verbrannt. Schnorr habe ich oft gebeten, Erinnerungen aus dieser schönen Kunstzeit auf-

zuschreiben; er hat sie ja vollständig durchgemacht. Auch hat er wirklich Vieles schriftlich hinterlassen, was jetzt in Dr. Jordans (in Leipzig) Händen sich befindet, welcher eine Biographie Schnorrs schreiben wird.

So geht es, und so ists auch in der Ordnung: daß man in den kräftigen Jahren schafft, und im Alter, wo man ja ohnedies mehr in der Erinnerung lebt, das Erlebte sammelt und die Summa zieht!

Maydell, Thomas, Oehme, Schilbach, Du und ich, ein solcher Freundeskreis, durch religiöse Ueberzeugung und künstlerisches Streben aufs innigste verbunden, er ist im Leben zum zweitenmale nicht wieder gekommen.

Und nun, lieber alter theurer Freund, nimm meine besten Wünsche, und meinen Dank für Deinen lieben Brief (und den für das mir sehr anziehende Bildniß des Clemens Brentano) und Gott, der Herr, sey mit Dir allezeit. Grüße Deine liebe Frau. Deinem Sohn schreibe ich selbst, er ist so freundlich und gut zu mir, was mich innig rührt. Schade, daß wir so weit getrennt sind, wir würden gut zusammen halten.

In Lieb und Treue

Dein

Ludwig Richter.

Dresden, den 6. October 1872.

Lieber bester Herr Hoff!

Ihrer Strohwitwerschaft habe ich doch wohl zum Theil zu danken, daß Sie mich mit einem so lieben langen Brief erfreut haben. Sie haben mir eine rechte Geburtstagsfreude damit gemacht; und dazu noch das Bildniß des lieben Schreibers selbst, mit dem wohlbekannten Pfeifchen, und dann

das liebe Jüngelchen[1]), dem geben Sie für mich einen tüchtigen Kuß und meinen Segen. Man sieht es ihm an, er ist von guter Art!

Ich gebe es noch nicht auf, daß ich doch noch einmal bei Ihnen ein paar Tage in Ruhe verweile, und auch bei den lieben Thomasleutchen. Diese Frankfurther Freunde sind mir ans Herz gewachsen!

Ich bin seit einigen Tagen wieder zur Stadt gezogen und fange meine Stadtexistenz mit Briefschreiben an, was ja, wie Sie wissen, grade nicht meine Passion ist, aber es wird mir leicht, sobald ich mich in Ihren Kreis versetzt fühle, und das hat Ihr freundlicher ausführlicher Brief bewirkt und das Andenken an Ihren Vater, und die goldene Zeit, die wir zusammen in Rom verlebt haben.

Ich bin Ihnen recht dankbar für Ihre Mittheilungen, vielleicht kommt noch mehr aufs Tapet, was meinem Gedächtnisse zu Hilfe kommt. Freilich muß ich mit Scham bekennen, daß meine Niederschriften noch gar nicht so angewachsen sind, wie ich es wünschte. Ich bin immer noch nicht bis zur Römerfahrt, auf welche ich mich am meisten freue, aber doch nahe daran. Hoffentlich wächst das Heft in diesem Winter.

Es war mir interessant zu hören, daß das Bild „die am Mittag ruhenden Wallfahrer", welches ich (wahrscheinlich im Anfang der 40er Jahre) für Baron von Schweizer gemalt habe, sich in Frankfurth befindet.[2]) Wenn ich nicht irre, habe ich damals 200 rt dafür erhalten, in so fern ist der Auktionspreis von 500 fl immer noch hoch genug. Gearbeitet habe ich diesen Sommer recht wenig, und erst in letzter Zeit wieder etwas angefangen. Ich spüre recht sehr, wie die Phantasie nachgelassen hat, Neues zu produzieren, und deshalb sind meine jetzigen Arbeiten meist Wiederholungen früherer Kompositionen

[1]) Carl, der spätere Seefahrer.

[2]) Jetzt in Besitz des Kunsthändlers Gutbier in Dresden.

oder Ausführung früher Entwürfe. Auch bin ich jetzt so entsetzlich kritisch mit meinen Sachen geworden, und das hemmt das Schaffen durchaus, denn man löscht mit dem Kritteln während der Arbeit die ganze schöne Flamme der Begeisterung aus, es entsteht dann nur verdrießlicher Dampf, und der Braten wird wieder kalt.

Die Photographie von Braun nach meiner Zeichnung im Kupferstichkabinet[1]) habe ich selbst noch nicht gesehen, und will mir das Blatt nächster Tage von Gruner[2]) zeigen lassen. Soviel ich weiß, ist es nur ein Blatt; Sie scheinen mehrere gesehen zu haben?

Freund Mohn macht mit seinen eigenthümlichen und sehr hübsch ausgeführten Bildern großes Glück. Sie sind in der Regel verkauft, ehe sie fertig sind und zu Preisen, die man hier nicht gewöhnt ist und die auch kein anderer bekommt. Sein zuletzt gemaltes Bildchen, etwa doppelt so groß wie dieser ganze Briefbogen, ein Frühlingstag auf den Höhen des Plauenschen Grundes mit vielen allerliebst gemachten Figürchen vorstellend, ist nach Berlin verkauft für 150 rt. Er ist aber auch energisch fleißig und strebsam.

Und nun, liebster Herr Hoff, Gott befohlen! grüßen Sie recht herzlich Ihre liebe Frau von mir, und Ihre Kindlein. Ihrem lieben Vater habe ich einen Brief beigelegt. Ich hatte eine große Freude, als ich seine Zeilen las.

Freundschaftlich grüßend

Ihr

Ludwig Richter.

---

[1]) Großes Aquarell „Ariccia bei Genzano. Ludwig Richter fec. 1834."

[2]) Kupferstecher Professor Ludwig G., Direktor des Kupferstichkabinetts, geb. 24. Februar 1801 in Dresden, gest. 27. Februar 1882 ebenda.

(Visitenkarte.)

Professor Dr. Ludwig Richter.

Meinem alten lieben römischen Jugendgenossen die innigsten Grüße und besten Wünsche zum neuen Jahre!

Gott mit Dir!

(Dresden, 3. Januar 1873.)

Mein lieber theurer Freund!

Dein lieber Sohn schreibt mir heute, daß Du Dich in alter Liebe und Freundschaft meiner erinnert, und den Wunsch geäußert hast, ein paar Worte von mir zu hören. Hier hast Du meine Taube mit dem kleinen Oelzweiglein im Schnabel!

Du willst, wie ich höre, das Abendmal des Herrn mit den Deinigen empfangen, weil Dein Christenherz Dir sagt, daß es recht und gut sei, bei Deinem jetzigen Kranksеyn und bei Deinem hohen Alter das Haus zu bestellen. Möge die Einkehr des Herrn bei Dir und Deiner Familie reichlich gesegnet seyn, seine unendliche Liebe und Barmherzigkeit Dein ganzes Herz mit Trost und freudiger Zuversicht erfüllen für Leben und Sterben. Denn Du weißt es ja, „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sind wir auch sein", und dann ja erst recht, denn wir werden Ihn dann schauen und bei ihm sein in Frieden!

Es ist eine lange Reihe von Jahren, Du lieber, treuer Freund, die wir zurück zu denken haben, wenn wir an den Anfangspunkt unsres Begegnens im Leben gelangen wollen. Alle jene theuren Jugendfreunde, die in Gemeinschaft des Geistes mit uns damals verbunden waren, sind bereits heimgegangen, und haben Glauben und Treue gehalten dem Herrn, dem wir unser Leben gelobt haben, — denke an unsern Rothe, Maydell,

Oehme, Thomas, Schilbach[1]), und nun sind wir zwei noch übrig, und stehen auch an dem nahen Abschluß unsers Lebens. Auf Dir liegt schwere lange Krankheit, auf mir unendlich hartes Kreuz, das ich allein und still zu tragen habe, so laß uns denn immer mehr den äußern Dingen, die uns am Herzen noch liegen, ruhig entsagen, täglich und stündlich ganz und ohne Vorbehalt uns in den Willen unsers Gottes ergeben, er wirds ja wohl machen; denn wir wissen, daß Denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen. Gewiß, auf diesem Wege allein haben wir Frieden durch unsern Herrn Jesum. Von ihm geleitet, laß uns die kurze Strecke Weges, die uns etwa noch bestimmt ist, treu ausharrend ihm folgen, Glauben halten, mit Gewißheit auf seine Verheißungen bauen, und so das Ende unseres Glaubens, der Seele Seligkeit erwarten! Eines können wir noch für einander thun, lieber Freund, wir können und wollen für einander beten, und das will ich thun, und bitte Dich um ein Gleiches.

Gott sei Dein Schild und Dein großer Lohn!

In Liebe und Treue

Dein

Ludwig Richter.

Dresden, den 28. Febr. 1873.

Loschwitz, d. 9. August 73.

Lieber Herr Hoff!

Sie haben meiner so oft, so freundlich gedacht, haben mir durch Mittheilung von Briefen und den Erinnerungsblättern aus Rom so viel Vergnügen bereitet, daß ich Ihnen billig schon längst hätte schreiben müssen. Sie verzeihen mir

[1]) Heinrich Sch., Landschaftsmaler, geb. in Barchfeld 1798, gest. 14. März 1851 in Darmstadt.

aber, ich weiß es, denn Sie kennen meine Schreibescheu; und doch komme ich nicht darüber hinweg, so oft und viel zu schreiben, denn es häuft sich in Kurzem immer wieder der Briefvorrath, den ich zu beantworten habe. Da kommen in der Regel die Freunde am schlechtesten weg; sie müssen am längsten warten, weil man auf ihre Nachsicht rechnet, und ihnen auch mit mehr Muße schreiben möchte, eine Muße, die so selten kommen will.

Nun aber zur Sache: Zuerst wünsche ich Ihnen Glück, daß Ihr wackeres Söhnlein wieder hergestellt ist. Ich kenne ihn ja aus der Photographie, die ich oft mit Interesse betrachtet habe. Die Freude über seine Herstellung wird Sie über die verlorne Ferienzeit trösten.

Das Bild vom Monte Serone, was Sie so kuraschiert gekauft haben, ist meinem Gedächtniß sehr entschwunden, und ich kenne es eigentlich nur noch aus der Kunstvereinradierung. Vor einigen Jahren war ein ähnliches Bild von mir — auch ein Gewitter, am Schreckenstein, mit reicher Staffage, bei Kunsthändler Arnold zu haben. Dies alte Opus hat mir recht wohl gefallen, als ich es wieder sah, und kam mir recht ausgeführt vor. Cichorius kaufte es und schenkte es dem Leipziger Museum, welches jetzt 5 oder 6 Bilder von mir besitzt.

Unter den Zeichnungen Ihres sel. Vaters, welche Sie mir so freundlich anvertraut haben, waren mehrere, die wir miteinander zeichneten; sie versetzten mich lebendig in jene Jugendzeit, und ich bedauerte von neuem, daß ich die meisten meiner ital. Zeichnungen vor Jahren an Cichorius verkauft habe. Sie hatten damals gar keinen Werth für mich, und waren fast in dem Schranke vermodert, wo sie lagen. — Nun, jetzt sind sie wenigstens in sehr guten Händen.

Der Brief von Rothe an Thomas ist mir sehr interessant gewesen, und ich freue mich, daß Sie Aussicht haben später noch mehreres aus Rothes Nachlaß und aus dessen römischer Zeit

in die Hände zu bekommen. Vielleicht könnte ich dann auch einen Einblick thun (?)

Die Rothe'sche Biographie von Nippold beschäftigt mich schon seit längerer Zeit, und ist mir diese Lektüre überaus wichtig und einflußreich, und wie ich hoffe zum Segen. Es ist darin auch mehrmals von kleinen Reiseschilderungen die Rede, welche aber als nicht zum Zweck gehörig nicht mitgetheilt werden. Grade in diesen Sachen wäre für unsereinen vielleicht manches zu finden, was die Erinnerung auffrischen könnte! Für mich ist dies Buch ein Ereigniß von größter Wichtigkeit, und giebt dem feste Gestalt und Form, was mir oft noch unsicher und zweifelhaft vorschwebte. Von seinen Predigten habe ich nur den in Hamburg herausgekommenen Band. Ich werde aber suchen die andern mir auch noch anzuschaffen.

Meinen Geburtstag werde ich diesmal allein feiern, und habe meine guten Gründe dazu. Wahrscheinlich werde ich Ende September einige Tage mit meiner Tochter verreisen, und nach meiner Rückkunft den 28. September in den ersten Oktobertagen nachfeiern, aber nur in der Familie, und wenn Sie um diese Zeit hier sein sollten, mit Ihnen. Das versteht sich!

Mit meiner Gesundheit geht es leidlich, wenn ich mich vor äußerer Unruhe bewahren kann, die allemal so aufregend vor- und nachwirkt. In meinen Jahren hat man vielleicht ein kleines Vorrecht, so fern es Gott zuläßt, etwas mehr als früher nach eigenem Bedürfniß zu leben.

Ihre liebe Frau, die ich herzlichst zu grüßen bitte, wird eine recht günstige Witterung für ihre Badekur haben, wenigstens haben wir herrliches Wetter und warme schöne Abende, wie sie in andern Jahren selten waren.

Über die mitgetheilten Briefe wäre manches zu berichten, was aber besser mündlich geschieht, da ich Sie doch vielleicht in diesem Jahre sehe?

Alle die lieben Ihrigen, besonders Ihre lieben Mutter bitte zu grüßen, so besonders auch Frau Thomas und Töchter.

Möge es Ihnen recht wohl ergehen!

Ihr

alter Freund

Ludwig Richter.

Loschwitz, 18. Juny 74.

Lieber theurer Herr Hoff!

Für die kleinen Briefauszüge von Rothe bin ich Ihnen recht dankbar. So unbedeutend sie auch dem Inhalte nach sind, so erinnerten sie mich doch an gewisse, mit ihm verlebte Momente und namentlich war mir das Datum von Werth. Denn es geht mir jetzt oft so, daß ich das früher oder später von Begebenheiten oder Zusammentreffen mit Personen in der Erinnerung sehr durcheinander werfe oder verkehre, und doch ist die Ordnung, die Reihenfolge nicht unwichtig. Daß ich die Briefe Rothe's nicht in die Hände bekommen kann, hat nichts zu sagen; denn ich würde sie bei dem schlechten Zustand meiner Augen kaum lesen können; denn wenn Rothe's Handschrift auch sehr klar und lesbar ist, so strengt Geschriebenes lesen doch mehr an als Gedrucktes; und des letzteren habe ich im 2. Bande seiner Biographie noch nicht alles durch.

Wenn ich durch Rothe's Umgang und Predigten in Rom zu einem lebendigen Glauben an den Herrn gebracht wurde, so verdanke ich ihm jetzt nach seinem Tode eine neue Befestigung, Vertiefung und größere Klarheit in dem damals Erkannten und Erlangten! Wie Vielen ist der herrliche Mann erst jetzt — nach seinem Tode — ein rechter Segen, ein „wieder Zurechtbringer" geworden.

Das Buch von der Seidler (die ich später kennen lernte) habe ich diesen Winter mit großem Interesse gelesen. Sie hatte Rom in demselben Jahre verlassen (oder ein Jahr

früher!) als ich dort ankam, und wohnte in demselben Palazzo Guarnieri, und fand daselbst die nämlichen Hausgenossen, die ich vorfand, als ich daselbst wohnte, und so schließt sich ihr Aufenthalt gerade an den meinigen an, was mir zu meiner eigenen Orientirung in meinen Erinnerungen sehr angenehm ist.

Es war mir erfreulich von Ihnen zu hören, daß mein Bild vom Monte Serone in das Städel'sche Museum gekommen ist. Haben Sie wohl einmal zufällig in Erfahrung gebracht, ob mein Bild: der Brunnen bei Grotta Ferrata noch in Dessau existiert? — Es fällt mir deshalb ein, weil Sie Ihr Bild ja auch aus Dessau bekommen haben. Jenes Brunnenbild wurde vom Dresdener Kunstverein gekauft, und es gewann es ein Beamter in Dessau. Es ist dasselbe, was ich auch radiert habe, und mehrmals kleiner wiederholen mußte. Ich glaube es war eines von den gelungeneren Sachen, die ich gemacht habe.

Am Schluß des Winters war ich recht angegriffen, so daß ich manchmal glaubte, es sei aus und alle! Hoffentlich bringt mich die schöne Luft und der bisher sehr stille Aufenthalt hier auf dem Berge auch wieder in die Höhe. Sie schreiben mir diesmal nichts von Ihrer lieben Frau; ich will es als ein Zeichen nehmen, daß sie wieder wohlauf ist, und die Kinderchen dazu.

Haben Sie wohl etwas erfahren von dem Erfolg des Sauerländer'schen „Album"?[1]) Ich hörte neulich von einem Basler Buchhändler, dort sei es sehr wenig gekauft worden, obwohl meine Sachen dort immer gute Aufnahme gefunden haben. Hätte S. meinem Rath gefolgt, und nur einen Band gebracht, er hätte dann bessere Geschäfte gemacht. Es mußte eine strenge Auswahl des Besten daraus stattfinden. Es sind Illustrationen und keine selbständigen Compositionen. Letztere erklären sich selbst, und müssen einen künstlerischen Gedanken vollständig aussprechen. Jenes (die Illustrationen) sind wie

[1]) Die Illustrationen zu Horns Schriften.

leichte Randgloſſen zum Text, und ohne dieſen wenig verſtändlich.

Meiſter Kietz (Sie kennen ihn ja wohl) hat eine Büſte (Lebensgröße) von mir gemacht, die von Allen als höchſt ähnlich geprieſen wird. Auch mir ſcheint es ſo. Es ſind noch keine Abgüſſe gemacht.

Alſo nochmals meinen herzlichen Dank für die Abſchrift. Möge es Ihnen und den Ihrigen recht wohl ergehen. Sehen Sie zufällig den Herrn Adminiſtrator Cornill im Muſeum, ſo empfehlen Sie mich demſelben recht herzlich.

Mit aller Freundſchaft grüßt

Ihr

Ludwig Richter.

Dresden, d. 24. Nov. 74.

Lieber theurer Herr Hoff!

Welch ein ſiebartiges Gedächtniß habe ich bekommen! Es ſind wahrſcheinlich 72 Löcher darin, für jedes Jahr eines, und da iſts kein Wunder, wenn ich geglaubt habe Ihr lieber Brief vom 31. Juli ſei ſchon vor urlangen Zeiten von mir beantwortet worden. Ich bin nicht wenig erſchrocken, als mein Sohn mir geſtern ſagte, daß Sie ſich wundern keine Antwort wegen der Zueignung der Monographie erhalten zu haben. Nun alſo zunächſt: Freilich bin ich Ihnen herzlich dankbar nicht nur für die beabſichtigte Zueignung ſondern ſogar noch mehr, ich bin voll Bewunderung Ihres liebevollen Fleißes, Ihrer Ausdauer bei einer ſo mühevollen Arbeit, welche zu unternehmen und durchzuführen nur wahre Liebe und Begeiſterung zu Grunde liegen kann.

Nehmen Sie meinen herzinnigſten Dank dafür, es möge Ihnen dieſe Arbeit ſelbſt viel Freude und Ehre und Freunde erwerben!

Als ich Ihren lieben Julibrief erhielt, war ich noch recht unwohl, und mein Arzt drangsalirte mich, ich müsse durchaus das Gasteiner Bad gebrauchen, wozu ich wenig Lust hatte. Denn nicht nur daß ich die nicht unbedeutende Ausgabe scheute — denn da ich mit meiner Tochter reisen mußte um nicht allein zu sein, so erfordert eine solche Badereise immer eine hübsche Summe, — sondern ich habe außerdem eine Abneigung vor allen Badeorten und hielt überhaupt die Wirkung der Gasteiner Quelle, welche ja nur ein reines heißes Quellwasser ist, in welcher man bisher noch keine besonderen mineralischen Bestandtheile entdeckt hat, für etwas Humbug. Gott sei Dank ist mein Unglaube beschämt worden, und zur Ehre Gasteins muß ich bekennen, daß es mir recht wohl gethan hat. Mitte September kam ich zurück, und so kam es, daß ich durch diese längere Abwesenheit von Hause in dem Wahn stand, ich hätte Ihren Brief schon beantwortet.

Für meine Augen hat es freilich keine Besserung gebracht das Verziehen und Verzerren der Gegenstände, die ich zu zeichnen versuchte, ist dasselbe geblieben, und ich lasse deshalb die Arbeit ganz ruhen; aber wohler und gekräftigter habe ich mich bisher gefühlt, und das ist schon viel werth.

Sie haben schon mehrmals der in den Rothe'schen Briefen enthaltenen Reise- und Naturschilderungen aus dem Aufenthalt im Albanergebirge u. a. gedacht. Von dergl. kommt in Nippold's Biographie Rothe's gar nichts vor, weshalb ich der Meinung war, daß R. für Natur- und Kunsteindrücke weniger Empfänglichkeit besessen habe.

So habe ich auch immer bedauert, daß sein Portrait nicht nach der Zeichnung oder dem Bilde eines *guten* Künstlers gestochen ist, sondern jedenfalls nach einer Photographie, die für gewisse Gesichter nicht genügt, namentlich solche, deren Ausdruck oft wechselt. Auch deckt die mächtige Brille (auf dem Kupferstich) den ausdrucksvollsten Theil des Gesichts, das Auge. War auch seine äußere Erscheinung unscheinbar, so lag doch

der Ausdruck innerster Wahrhaftigkeit, Anspruchlosigkeit und Liebe unverkennbar in seinen Zügen. Das Portrait sieht etwas pedantisch aus, und das war er nicht.

Mein Sohn hat den Versuch gemacht eine Anzahl kleiner Naturstudien von mir durch Lichtdruck nach vorhandenen Zeichnungen herauszugeben. Sie haben es wohl gesehen. Ich habe kein Urtheil darüber, aber mir scheint der Lichtdruck noch in einem Stadium, wo die Sachen nicht scharf, nicht rein genug hergestellt werden können. Wenn sich aber diese Mängel überwinden lassen, dann wäre es ein großer Gewinn, weil solche Studien unmittelbar den Strich des Künstlers wiedergeben, und nicht erst durch einen Lithographen auf Stein kopiert zu werden brauchen.

Wenn Sie einmal eine gute Stunde zum Briefschreiben haben, und mich mit einer Epistel erfreuen wollen, so bitte ich Sie, mir doch von dem verehrten Ph. Veit etwas mitzutheilen. Bei Durchlesung meiner Tagebücher und des recht hübschen Buches der Frl. Seidler habe ich seiner recht oft gedenken müssen; und obgleich ich wenig mit ihm zusammen gekommen bin, habe ich eine so große, innige Verehrung für den Künstler und fast mehr noch für seine Persönlichkeit, wie für wenig Andere. Er muß jetzt sehr hoch bei Jahren sein. — Von der lieben Familie Thomas werden sie mir auch berichten können, und wäre ich nur nicht ein so miserabler Briefschreiber, ich hätte schon hundertmal an sie schreiben mögen. Vor allem aber erzählen Sie mir von Ihrer lieben Frau und den Kindern. Ich freue mich ihrer in den hübschen Photographien gar manchesmal. Grüßen Sie Ihre Lieben recht herzlich von mir, und Sie, allezeit Schreibfertiger, erfreuen Sie mich bald wieder mit einem Brief, lassen Sie sich nicht abschrecken, wenn ich mit der Antwort auf der Schneckenpost komme!

In alter Liebe und Treue

Ihr
Ludwig Richter.

Verehrter Freund!

Große Freude haben Sie mir mit Veits Portrait gemacht, wie sieht der Mann noch so lebendig aus. Obwohl ein Zeitraum von 58 Jahren zwischen dem heutigen Tage und der Zeit liegt, wo Veit mein älterliches Haus in Wien oft heimsuchte, so ist der Eindruck dennoch nicht verwischt, den Phil. Veits Persönlichkeit machte; er war eine feine, noble Erscheinung. Unvergeßlich ist mir bis heute ein kleiner Vorfall geblieben, der in unserm Kinderleben von nicht kleiner Bedeutung war. Ph. Veit hatte einen goldenen Werthschlüssel in unserem Hause verloren, an dem ihm, des Andenken wegen, besonders viel gelegen war; die Hoffnung ihn wieder zu finden war gering, denn große Wiesen, Hof und Garten waren darnach abzusuchen nöthig. Nun versammelte Veit uns Kinder um sich, schilderte sein Leid um den Schlüssel und versprach, wenn eins von uns den Schlüssel fände, eine gewisse Zeit hindurch uns Kindern allen eine Vesper zu geben. Jeder freie Moment wurde nun zum Suchen benutzt, und zwar nicht allein der lieblichen Aussicht einer Vesper wegen, sondern aus Zuneigung zu dem jungen Freund, der sich so oft und viel zu uns herabließ und mit uns spielte. Siehe da wurde mir das Glück, daß ich den Schlüssel fand, der natürlich mit Jubel im Herzen ihm überbracht wurde. Das Versprechen wurde treu gelöst.

In inniger Dankbarkeit

Ihre

Marie Schnorr
(von Carolsfeld).

Dresden, 14. Febr. 76.

Lieber theurer Herr Hoff!

Seit ein paar Tagen bin ich mit meiner Tochter wieder in die Stadt gezogen, und die mit Rauch- und Rußgeruch erfüllte Stadtluft samt ihrem Straßenlärm will mir noch gar nicht gefallen, und es gehören immer ein paar Wochen dazu, ehe man sich übel und böse daran gewöhnen kann.

Noch bin ich Ihnen meinen Dank schuldig für Ihre lieben freundlichen Wünsche, welche Sie mir am 28. Sept. zukommen ließen. Ich habe diesmal den Tag mit der Familie in Pillnitz verlebt.

Sie haben vielleicht schon gehört oder gelesen, daß mir die ehr- und freudenreiche Mittheilung aus dem Reichskanzleramte wurde, daß Se. Majestät der deutsche Kaiser mir „in Anerkennung meines künstlerischen Wirkens" einen Ehrengehalt von 3000 M. jährlich aus dem Dispositionsfonds bewilligt hat.

Sie können sich meine Freude über diese huldvolle Auszeichnung denken, zumal ich nicht die leiseste Ahnung davon hatte, und mir das Schreiben wie aus den Wolken gefallen kam.

Für die Auszüge bin ich Ihnen sehr dankbar, die Sie so freundlich waren, mir aus einigen Briefen mitzutheilen. Sie waren mir recht interessant; besonders von Nicholls und Ritschl von Hartenbach. Wenn es nicht zu spät dazu wäre, hätte ich Sie gebeten, diese alten wackern Mitarbeiter von mir herzlichst zu grüßen.

Die kleine Notiz von Frau v. Schnorr ist mir gar lieb und werth, und sie zeichnet sich selbst darin. Ich habe manche treffliche Frau kennen lernen, aber kaum ist eine dabei, für deren Charakter, für deren Art und Wesen ich eine solche Verehrung habe; eine große, edle Natur, einfach, und gar nichts „Gemachtes".

Sie sprechen von einem Wahlspruch. Ich habe aber einen solchen nicht. Weil Sie aber etwas dem ähnliches unter die Photographie wünschen, so sende ich Ihnen den beiliegenden

Zettel[1]). Der Vers (von Rückert) ist das Motto zu meiner Monographie. Brauchen Sie ein kürzeres, so würde der Spruch (auf der Rückseite) Quod Deus vult, Wie Gott will, wohl derjenige sein, der mir der liebste ist. Sollte beides nicht nach Wunsch ausgefallen sein, ich meine, was die Breite der Schrift anbetrifft, so lassen Sie mich es wissen, und ich schreibe es anders; nota bene, so gut ich es jetzt schreiben kann; denn die Augen sind schwächer, und die Hand deshalb nicht sicherer geworden.

Mit dem Katalog würde ich mich an Ihrer Stelle jetzt nicht allzusehr beeilen. Im Buch- wie im Kunsthandel ist die Stockung in diesem Jahre sehr groß. —

Der verehrte, liebe Herr Otto Meyer ist ja in Ihrer Nähe gewesen, in Wiesbaden, und erfreute mich mit einem schönen, herzlichen Brief von da. Ich möchte Ihnen gern noch mancherlei schreiben, allein es strengt mir die Augen zu sehr an, und ich muß mich da sehr in Zaum halten; also nehmen Sie mit diesem wenigen vorlieb, und lassen Sie bald wieder etwas von sich hören. Ihrer lieben Frau meine herzlichsten Grüße.

Gott sei mit Ihnen und

Ihrem treuen

Ludwig Richter.

Dresden, den 2. Nov. 1876.

---

[1]) Wer liebend sich ans Nächste hält,
Und will nur das gewinnen,
Umfaßt darin die ganze Welt,
Und Gott ist mitten drinnen.

Rückert.

Loschwitz, d. 28. Sept. 1876. Ludwig Richter.

Quod Deus vult.

Loschwitz, d. 28. Sept. 1876. Ludwig Richter.

Verehrter Freund!

Ich beeile mich Ihnen mitzutheilen, daß die Sendung der nicht verkauften Zeichnungen meines seligen Mannes, die ich Ihnen im Februar dieses Jahres zugesandt habe, gestern wohlerhalten in meine Hände zurückgelangt sind.

Ich wiederhole aus warmem Herzen den Dank für Ihre vielfache Mühe und Aufopferung in meinem Interesse und sehe darin den Segen, den mein Mann den seinigen hinterlassen hat, daß ihnen solche Freunde geblieben und erweckt worden sind. Gott vergelte es Ihnen tausendfach!

Nicht wenig erstaunt war ich, als ich die Mappe öffnete und darin die Photographie meines Mannes erblickte. Die Brockmannsche Photographie ist entschieden die beste, die von ihm gemacht worden ist, sie ist nun durch die so ganz vortreffliche Vergrößerung um so lebendiger geworden und ersterer unbedingt vorzuziehen.

Das ganze Schnorr'sche Haus dankt Ihnen und dem Vollbringer dieser herrlichen Technik für die Ausführung dieses guten liebenswürdigen Gedankens. — Es wird Sie interessiren zu hören, daß Richter mit vollem Behagen und Bewußtsein sein ihm zugetheiltes Glück genießt. Eine gute Folge der vom Kaiser ertheilten Auszeichnung ist die, daß die hiesige Regierung Richter mit seinem vollen Gehalt pensioniert hat; ein Ereigniß, das hier unerhört ist. Gott schenke dem lieben Richter noch eine Reihe glücklicher Jahre.

Nun will ich aber schließen, damit Sie so bald wie möglich die Gewißheit empfangen, daß Ihre Sendung glücklich in meine Hände gelangt ist.

Ganz ergeben

Ihre
dankbare Marie Schnorr
(von Carolsfeld).

Dresden, 26. November 1876.

Postkarte.

(Dresden, 30. Dezember 1876).

Lieber theurer Freund!

Ich muß ehe das Jahr scheidet, Ihnen zunächst noch meinen Dank aussprechen für die für mich höchst erwünschte Mittheilung über meinen lieben verstorbenen Freund Ludwig v. Maydell, welcher mir in meiner Lebensführung so segensreich geworden war.

Wahrscheinlich werden Sie im neuen Jahre Ihre mühevolle Arbeit zu Stande bringen, und können dann auf Ihren Lorbeeren wieder ausruhen, was Ihnen auch gut sein wird.

Grüßen Sie von mir Ihre liebe Frau und die Kinderchen, und treten Sie mit den Ihrigen das Jahr 77 gesund an. Es möge Ihnen allen ein reich gesegnetes Jahr sein!

Mein Sohn grüßt Sie bestens.

In alter Liebe und Treue

Ihr

Ludwig Richter.

Geh. Civil-Cabinet
Sr. Majestät des Königs
von Preußen.

Berlin, den 8. März 1877.

Se. Majestät der Kaiser und König haben das unter dem Titel „Adrian Ludwig Richter, Maler und Radirer" von Ew. Wohlgeb. herausgegebene Werk mit Interesse entgegen genommen und mich zu beauftragen geruht, Ihnen für die mühevolle Arbeit, welche ein Bild von dem umfangreichen Schaffen und Wirken des Meisters gewährt und zum Verständniß desselben wesentlich beitragen wird, Allerhöchst Ihre Anerkennung, sowie für das eingereichte Exemplar gleichzeitig den besten Dank auszusprechen.

Es gereicht mir zum besonderen Vergnügen, mich des Allerhöchsten Auftrags durch diese Mittheilung zu entledigen.

Der Geheime Kabinets-Rath
v. Wilmowsky.

An
den Maler und Zeichenlehrer
Herrn Johann Friedrich Hoff
Wohlgeboren
zu
Frankfurt a. M.

Dresden, 13. Februar 77.

Mein lieber verehrter Freund!

Soeben empfing ich das mit großer Spannung erwartete Opus Ihres Riesenfleißes, es hat mich wahrhaft überrascht und mit großer Freude erfüllt. Unsereiner, der nicht Kenner der Kunst-Fachliteratur ist, kann sich eine Vorstellung vom ganzen innern Werth eines solchen Werkes erst dann machen, wenn er es leibhaftig vor sich sieht, und Ihr Werk präsentirt sich in einem so stattlichen schönen Leib, daß man von vornherein einen Respect kriegt, ehe man noch den Inhalt prüfte. Dieser Inhalt aber ist wirklich sehr interessant selbst für einen Laienmenschen. Ihre fabelhaft fleißigen gewissenhaften Notizen, Nachweisungen und Personen-Daten geben ein kunstgeschichtlich so werthvolles und klar geordnetes Material, daß ich wohl überzeugt bin, kein Kunsthistoriker und Kulturforscher könne bei seinen Studien über die Neuzeit Ihr Buch entbehren. Durch die Aufnahme der Holzschneider-Mittheilungen ist für die Geschichte der Xylographie höchst Verdienstliches geleistet. Und so nehmen Sie denn, lieber Freund, meinen und meiner Frau herzlichsten Dank für die schöne Gabe in unser Haus- und Familien-Archiv, in die das Buch so ganz gehört.

Das Lichtbild von Papa ist sehr gut, und vortrefflich gewählt haben Sie den autographirten Brief von Papa, der seine gegenwärtige innere Stimmung und Rückschau auf die vergangene Kunstperiode, der er angehört, ausspricht.[1])

Ich lief sowie ich Ihr Buch bekam voll Freude zum Vater und traf ihn grade mit Auspacken Ihrer Kiste beschäftigt, der alte gute Papa hatte eine gewaltige Freude über das schöne Buch, das ihm seine Lebens-Arbeit im Kunstgebiet

[1]) Siehe den Brief: „Dresden. 5. October 1872."

im Gesamtbild zeigt, er schreibt Ihnen selbst seinen Dank, hat nur vorläufig zu grüßen. Er hat eine Gratulations-Depesche an Ph. Veit zu seinem heutigen Geburtstage gesandt (den er durch Sie erfahren hat).

Ich habe absichtlich mit Abdruck des Inserates im Börsenblatt zurückgehalten, bis ich Ihre definitive Preisbestimmung habe (meine Anfrage per Karte haben Sie wohl erhalten); sowie Sie mir geantwortet haben, geht Ordre zum Einrücken ab. —

Das Werk wird überall wo es hinkommt seinen Meister und Verfasser loben und Ihnen einen ehrenvollen Platz unter den Kunstforschern feststellen.

Nochmals herzlich dankend und mit besten Grüßen von Haus zu Haus

Ihr

treu ergebener

H. Richter.

An

Herrn Professor Doktor Adrian Ludwig Richter

in Dresden.

Zueignung.

So soll denn endlich, was ich längst schon wollte,
Zur Wirklichkeit, aus reiner Liebe werden:
Dein Lebensbildnis, das sich mir entrollte
Von jener Zeit, da auch durch Dich auf Erden
Die ächte Kunst erblüht' zum neuen Leben, —
Vollendet darf ich's heut' Dir übergeben!
O, mögen dadurch viele schöne Stunden,
Die dem Gedächtnis Dir schon längst entschwunden,
Dir neu ersteh'n und Dir als Zeugnis sagen,
Daß Deine Kunst nur edle Frucht getragen.
Für's deutsche Volk, für alle Deine Lieben,
Für späte Nachwelt ist dies Buch geschrieben;
Ja, aller Welt mög es Dein Tun und Treiben
Und Deinen Namen in das Herze schreiben!

Frankfurt a. M., den 13. Februar 1877.

Auf Philipp Veits 84. Geburtstag.

Joh. Friedrich Hoff.[1])

---

[1]) Bei Überreichung seiner Arbeit „Adrian Ludwig Richter, Maler und Radierer."

Dresden, vom 15.—18. Februar 1877.

Lieber theurer Freund!

Vor allem andern bringe ich Ihnen meinen freudigen und herzlichen Dank für das schöne Werk, die Arbeit so vieler Jahre, was mir Ihre Liebe gewidmet hat! Möge es Ihnen selbst viel Freude machen und Ihrem Namen die ehrenvolle Anerkennung sichern, welche Sie in vollstem Maaße verdient haben.

Ich bin erstaunt über den außerordentlichen Fleiß, mit welchem Sie Alles, auch das geringste Blättchen aufgefunden und an seinen Platz gestellt haben; es gehört da eine Ausdauer, eine Energie dazu, die nicht Jedem gegeben ist, vor Allem gehört Liebe dazu — wie ich glaube, für Person und Sache — und daß diese wirklich mit dabei war, sieht man dem ganzen Buche an. Das Holzschneider-Kapitel mit den Briefauszügen ist höchst interessant, und giebt einen Beitrag zur Geschichte der deutschen Holzschneidekunst, für welchen man Ihnen ganz besonders dankbar sein wird; denn in zehn Jahren würde es nicht mehr möglich gewesen sein, dies Material zu sammeln. Für die Exemplare, welche für meine Kinder und Peschel bestimmt waren, danke ich in ihrem Namen. An Kretzschmar's habe ich es noch gar nicht abgegeben; sie waren jetzt Tag und Nacht in Aufregung, da ihr kleiner Martin (3 Jahre alt) fast hoffnungslos an Scharlach und Diphteritis hart darnieder liegt, nachdem er vorher durch ein Nervenfieber schon sehr geschwächt worden war. Der milde, fast abnorme Winter scheint viel Krankheiten zu bringen. Wie die Tage wachsen, wächst auch meine Freude und mein Verlangen nach dem Frühling; sollte uns der Sommer nicht noch einmal zusammen führen?

Mein Sohn hatte eine große Freude über Ihr Opus, das er nach Inhalt und Ausstattung wie nach der immensen Arbeit, welche darin steckt, hoch zu rühmen wußte. So ließ

mir gestern der sehr intelligente Buchhändler v. Jahn sagen: Er gratuliere zu dem vortrefflichen Katalog. Der biographische Aufsatz des Herrn Assessor Steinfeld wird von meinem Sohn sehr gerühmt; ich selbst habe nur den Schluß gelesen, der mir sehr gefallen hat. (Sie wissen, daß ich fast gar nichts mehr lesen kann und darf!). Ich bitte, Herrn Steinfeld herzlichst von mir zu grüßen und zu danken. Gern hätte ich selbst an ihn geschrieben, aber ich suche mir es zu ersparen, wo ich kann, der Augen wegen!

Und nun noch einmal meinen recht herzlichen Dank und Händedruck im Geiste für alle Ihre Liebe, die Sie mir auch ferner bewahren werden. Ihrer lieben Frau samt den Kindern meine besten Grüße.

Meine Tochter Lieschen grüßt und dankt noch besonders, und bittet, sie Ihrer teuren Gattin zu empfehlen.

Gott sei mit Ihnen allezeit.

Ihr L. Richter.

Mainz, 16. Febr. 77.

Lieber Herr Hoff!

Empfangen Sie meinen besten Dank für Ihren freundlichen Brief und Glückwunsch zu meinem Geburtstage, sowie für die Übersendung Ihres Werkes über Richter. Es ist dies eine recht verdienstliche, mit vieler Sorgfalt und Mühe, wie es heißt con amore, in jeder Beziehung schätzenswerthe Arbeit. Besäßen wir über einen jeden namhaften Künstler einen ebenso authentischen Nachweis seines Lebens und Wirkens und seiner Werke, es würden der Kunstgeschichte viele Irrungen und falsche Angaben erspart sein. — An demselben Tage ihrer werthen Zusendung erhielt ich auch einen freundlichen Gruß von Richter selbst, der mir ebenfalls viele Freude machte.

Ich bin Ihr ergebener

Ph. Veit.

Loschwitz, 2. Octbr. 1877.

Lieber theurer Herr Hoff!

Eine ganz besondere Freude war es mir, am 28. Sept. unter anderen lieben Zuschriften auch Ihre lieben Zeilen zu finden, und danke ich Ihnen für die guten Wünsche wie auch für das reizend gemachte Dürerhaus, welches feste Stellung auf meinem Arbeitstisch genommen hat, und mich täglich an meinen Schutzpatron und an meinen lieben Freund Hoff erinnert.

Ich wollte Ihnen schon von Sylt aus schreiben, und der Briefbogen dazu lag schon mehrmals vor mir, aber bald guckte ein vorübergehender Bekannter zum Fenster herein und rief mich, mit nach dem Strand zu gehen, bald glänzte die Sonne so freundlich und der frische Seewind lockte mich hinaus, — kurz das Briefpapier kam unbeschrieben wieder nach Loschwitz zurück. — Die köstliche, kräftige Luft auf der Insel hat mir recht wohl gethan, und obgleich ich kein Seebad genommen — ich überließ dies meiner Tochter — ist mir der Aufenthalt vortrefflich bekommen. Ich wohnte mit Lieschen in einem auf der Haide isoliert liegenden Hause — oder Hütte — bei einer ächt friesischen Frau, einer alten Witwe, recht behaglich, und die brausende See mit der gewaltigen Brandung, die einsame grüne Haide, der kräftige Menschenschlag, die Bauart der Hütten und Häuschen hatten in ihrer Originalität einen großen Reiz für mich. Die alten holländischen Bilder waren lebendig geworden. Andre Leute, Badegäste, fanden das freilich nicht so, und klagten über die jämmerliche Oede der Landschaft.

Ich war von Dresden bis Hamburg in einem Tag gefahren, und ich sowohl wie meine sehr leidende Tochter fühlten uns sehr angegriffen, sodaß wir beschlossen, anstatt in solcher Verfassung Freund Meyer aufzusuchen, andern Mittags weiter zu fahren, um erst das vorgesteckte Ziel, Sylt, zu erreichen, und auf der Rückreise, in Ruhe, und, wie wir hofften,

gestärkt bei Meyers mehrere Tage zu verweilen. Von Sylt aus schrieb ich an M. und hörte nun zu meinem großen Bedauern, daß er in wenig Tagen zu seiner Familie nach Helgoland gehen und am 8. September wieder zurückkehren werde. Ich aber konnte nur bis Ende August bleiben, und so reiste ich am 30. Aug. über Lübeck, das ich gerne sehen wollte, zurück. In Berlin erwartete mich am 1. Sept. mein Sohn und Mohn und noch ein lieber Freund, v. Suchodolsky. Ich sah — so gut das ging — einige Bilder auf der Ausstellung, und einige andere in der Nationalgallerie, die mich sehr interessierten. Ich nenne nur das Abendmahl von Gebhardt[1]), welcher mich vor ein paar Jahren in Loschwitz besucht hatte, und mit welchem ich sehr sympathisierte. — Der Todtenzug von Spangenberg war das andere Bild, welches einen großen Eindruck auf mich gemacht hat. —

Wenn ich von den Werken neu auftauchender bedeutender Namen so selten mich erfreut und in Uebereinstimmung fühle, so wurde mir diese Freude hier in hohem Maße zu Theil. — Die mit Dir. Jordan in der Nationalgallerie verbrachten Stunden sind mir eine sehr liebe Erinnerung, eine rechte Herzstärkung gewesen.

Ebenso interessant als erfreulich war es mir, von Ihnen zu hören, daß die Abnahme von Veits großem Freskenbilde[2]) so wohl gelungen ist. Wer sind denn die Männer, welche die Übertragung ausgeführt haben? Wie hoch erwünscht würde es sein, wenn auf eben diese Weise die Bilder in der Casa Bartoldi in Rom abgenommen und nach Deutschland gebracht werden könnten. Man wagt dies aber nicht, und so verbleiben vorläufig diese Meisterwerke von Cornelius, Veit und Over-

---

[1]) Eduard von G., geb. 13. Juni 1838 in Esthland, Professor an der Akademie in Düsseldorf.

[2]) „Die Einführung der Künste in Deutschland durch das Christentum" im Städelschen Kunstinstitut, vollendet 1836.

beck, die bedeutsamen Anfänge einer neuen deutschen Kunstperiode, uns entzogen.[1])

Den 3. Octbr.

Den Schluß des Briefes will ich heute selbst machen. Ich mußte gestern zum Diktieren meine Zuflucht nehmen, weil die Augen anfingen zu schmerzen; überhaupt merke ich, daß die Augenschwäche in steter Zunahme ist.

Ich möchte wohl noch Vielerlei mit Ihnen schriftlich besprechen, erzählen und fragen — auch hätte ich Zeit genug zum Schreiben — aber thue ich zu viel, so versagen meine rebellischen Augen den Dienst, und so muß ich mich in alle Beschränkungen zu fügen wissen.

Und nun, lieber Herr Hoff, nochmals herzlichen Dank für Ihre Liebe, die Sie mir so treu bewahrt haben. Möge es Ihnen und Ihrer lieben Frau und Kindern recht wohl ergehen, und grüßen Sie diese herzlich von mir, und haben Sie ein Mußestündchen und Schreibelust, dann wissen Sie, wer immer über Ihre Mittheilungen die größte Freude hat.

In herzlicher Liebe

Ihr

alter Freund

Ludwig Richter.

Grüße von meiner Tochter, von Freund Peschel und Dr. M. Heidrich, mit dem ich heute nach dem Fischhaus gehe, das Sie wohl auch noch kennen.

Lieber theurer Freund!

Ehe das Jahr zu Ende geht, muß ich Ihnen meinen Dank aussprechen für so manche Mittheilungen, die mir von Werth waren, und welche Ihr liebevoller Antheil mir zu

[1]) „Die Geschichte Joseph's in Egypten;" jetzt in der Nationalgalerie in Berlin.

rechter Zeit zukommen ließ. Die letzte bekam ich an dem Begräbnistage des von mir so innig verehrten Ph. Veit, dessen Tod mich tief ergriffen hat. Er war der Letzte der vier großen Begründer der neuen deutschen Kunst, Cornelius, Overbeck, Veit und Schnorr. Wer nur einigermaßen Kenntniß von dem Leben, Wirken und von der Geistesart dieser vier herrlichen Männer genommen hat, der muß Gott preisen, der sie uns gegeben hat; sie sind leuchtende Vorbilder für jedes wahre Künstlerherz; ihr reiner edler Sinn strebte nach den höchsten Zielen mit voller Kraft in der Kunst wie im Leben. Sie waren große Künstler und wahre Christen. Wenn doch ein dazu befähigter Mann auf den Gedanken käme, diese vier Lebensbilder zusammen zu stellen, sie in beiden Beziehungen wahr und warm zu schildern.

Wenn Sie von den letzten Tagen Veit's Näheres erfahren haben sollten, so theilen Sie mir wohl gelegentlich etwas davon mit. Ich möchte Ihnen gern Vielerlei schreiben, aber es fällt mir zu schwer mit meinen schlechten Augen, zumal heute, wo der Himmel voll Schnee hängt und so trübe ist, daß ich kaum sehen kann, was ich schreibe.

Mit bestem Dank sende ich Ihnen die Blätter zurück, welche über die Abnahme der Veit'schen Fresken berichten. Das Verfahren dabei war mir recht interessant.

Ich hoffe und wünsche, daß Sie das liebe Christfest mit ihrer lieben Frau und Kindern fröhlich haben zubringen können. Vor 3 Wochen schrieben Sie mir zwar von einer schweren Krankheit, die Ihre theure Frau betroffen hatte, doch war Besserung eingetreten, und so wünsche ich von Herzen, daß sie wieder wohlauf sein möge. Ich bitte Sie, ihr meine wärmsten Grüße zu bringen, und schreiben Sie mir bald über ihr Befinden.

Mir und meiner Tochter geht es gut, und den Weihnachtsabend haben wir wie alljährlich bei Kretzschmar's mit der ganzen großen Familie recht glücklich verlebt.

Mir fällt immer des theuern Rothe Motto ein: „Stille wünsche ich, nicht Ruhe.“ Aber diese gewünschte Stille ist nicht immer zu beschaffen, besonders werden die Abendstunden in oder außer dem Hause sehr in Anspruch genommen, und sie bringen mir dann die oft lange anhaltende Schlaflosigkeit und dadurch hervorgerufene Entkräftung.

Aber es ist nun einmal so, und muß wohl nöthig sein: Nimmt der Herr uns ein großes Kreuz ab, so sorgt er für einige kleine.

Nun lieber theurer Freund, treten Sie das neue Jahr mit all Ihren Lieben gesund an, Gott wolle es ein recht gesegnetes sein lassen!

In alter Liebe

Ihr

Ludwig Richter.

Dresden, den 28. December 1877.

Verehrter Freund!

Mit großem Herzeleid erfahre ich aus Ihrem Brief vom 30. December, daß Sie so schwer heimgesucht sind durch eine Erkrankung Ihrer verehrten Frau: ach, das ist ein großes Weh, ein Schmerz, der Herz und Haus mit Jammer erfüllt. Wie oft sind meine Gedanken bei Ihnen gewesen in dankbarer Erinnerung dessen, was Sie für mich gethan haben, ohne daß ich ahnden konnte, welche Leiden Ihnen auferlegt sind. Möchte es in Gottes Willen liegen Ihnen und Ihrer Frau durch die Genesung derselben das häusliche Glück wieder zu geben, dessen Sie sich vordem zu erfreuen hatten. Gott helfe nach seiner unbegränzten Barmherzigkeit.

Vielleicht haben Sie schon gehört, daß Dr. Jordan seit ein paar Tagen eine Schnorr-Ausstellung in der Nationalgalerie in Berlin eröffnet hat. Nach dem Katalog zu schließen ist sie sehr umfangreich und vielseitig. Natürlicher Weise habe

ich alles, was ich noch besitze, dazu geschickt, unter anderen auch die noch vorhandenen Cartons, leider ersehe ich aber, daß der Tod Siegfrieds nicht aufgestellt ist, ohne Zweifel seiner Größe wegen. Die Verwaltung der Wiener Kunstacademie war so hochherzig die Portraitsammlung zur Ausstellung zu schicken, was sonst nicht leicht geschieht, ebenso hat die hiesige Galerie das Oelbild (die Heimsuchung 1817) und das Leipziger Museum Zeichnungen aus dem Ariost dazu geschickt.

Besten Dank habe ich Ihnen zu sagen für die Mittheilung von Phil. Veits Tod, ich hätte diesen wohl erst später erfahren, da keine Zeitung hier davon Erwähnung machte. Die Generation, zu der ich auch zähle, ist dem Erlöschen nah, möchte jedes noch übrige Glied davon dem Ruf so gerne folgen, als es bei Veit gewiß der Fall war, und möge Gott einem jeden davon die letzte Stunde zum Heil werden lassen.

Darf ich unbekannter Weise Ihrer lieben Frau einen Gruß sagen lassen und einen warm empfundenen Wunsch für Ihre Genesung aussprechen, so bitte ich Sie mich darin zu zu vertreten.

Gott erleichtere Ihr schweres Leid und lasse wieder Hoffnung und Freude bei Ihnen einkehren!

Unwandelbar Ihre

Marie Schnorr
(von Carolsfeld).

Dresden, 8. Januar 1878.

Dresden, den 4. März 1878.

Mein theurer lieber Freund!

Mit inniger Freude und zugleich tief gerührt las ich Ihren lieben Brief, in welchem Sie bei eigenem schweren Leid, welches Sie durch die Krankheit Ihrer theuren Frau betroffen hat, Ihres entfernten alten Freundes so freundlich gedenken und ihn erfreuten!

Sie haben mir mit dem sehr treuen Bildnis Rothe's wirklich eine große Freude gemacht. Es ist lebendiger, wahrer und glücklicher erfaßt als das nach der Natur photographierte. Jetzt steht es, wie Sie es bestimmt haben, auf meinem Schreibtisch; daneben ein Sträußchen Veilchen und Schneeglöckchen.

Nun sende ich Ihnen hierbei mein vor einiger Zeit von Teichs (Hanfstängls Nachfolger) photographiertes Bildnis. Nehmen Sie es freundlich an und auf. Es soll Sie immer grüßen und Ihrer Liebe danken.

Weil mein Gesicht bei jeder Empfindung seine Züge wechselt, und wie ein Zifferblatt auf der Uhr, in jeder Minute anders ist, so ist es nicht möglich, in der Photographie den eigentlichen Gesamtausdruck zu geben, wie es ein guter Künstler wiederzugeben vermöchte, und so ist auch in diesem Bilde etwas momentanes hinein gekommen, obwohl es, wie ich glaube, zu den besten gehört, welche aufgenommen worden sind.

Der liebe theure Otto Meyer schrieb mir, daß er Ihnen Veit's Briefe geschickt hat, und er wird Ihnen schreiben, daß Sie dieselben seiner Zeit mir zusenden können.

Das Buch der Frau Willemer (Briefe an Goethe), welches mir schon wiederholt gerühmt wurde, werde ich mir von Lieschen vorlesen lassen. Es ist mir nun doppelt interessant, da Sie es Ihrer lieben Frau vorgelesen, und sie damit erfreut haben. Sagen Sie doch der lieben Kranken meine innigsten Grüße: Gott schenke ihr Heil, Hülfe, Geduld und Herzensfrieden! Er wirds wohl machen.

Ich kann Ihnen heute nichts mehr schreiben; meine Augen sind zu schlecht.

Mein Sohn läßt herzlich grüßen, und Herrn Steinfeld bitte ich die besten Grüße auszurichten.

Ihr

alter Freund

Ludwig Richter.

NB. Ich habe meine Entlassung aus dem akademischen Rath erbeten und erhalten, weil Augen wie Gehör mich unfähig machen, die Stelle richtig auszufüllen.

Prof. Peschel läßt Sie grüßen.

Lieber theuerster Herr Hoff!

Mit dem innigsten Antheil habe ich die Aufzeichnungen gelesen, die Sie von den letzten Tagen Ihrer lieben sel. Frau gemacht haben. So wenig ich mit ihr vor langen Jahren zusammen gekommen bin, so ist mir doch immer der Eindruck ihrer Persönlichkeit im Gedächtniß geblieben. Sie erschien mir als eine jener tiefen Seelen, welche ein reiches inneres Leben voll selbstverleugnender Liebe in stiller, anspruchsloser Hülle in sich bergen, eine Erscheinung, welche mir an Frauen immer ganz besonders lieb und werth gewesen ist. Und denselben Eindruck gewann ich, als meine Tochter mir das Heft vorgelesen hatte.

Ich danke Ihnen recht herzlich für die Mittheilungen dieser Blätter, sowie für ihre Photographie und die der lieben Kinder.

Das Andenken an diese fromme treue Seele wird Ihnen gewiß ein still wirkender Segen sein. Ich denke Ihrer jetzt recht oft, und Ihrer lieben Kinder, denen Sie doppelte Liebe zuzuwenden haben, da sie der Liebe der Mutter entbehren müssen!

Von mir kann ich Ihnen nicht viel schreiben. Die Augen sind bedeutend schwächer geworden und auch das Gehör wird unsicher. Der Mangel einer geistig anregenden Beschäftigung ist recht lästig, es bleibt mir viel Zeit übrig, um mich in der Geduld zu üben. Wenn ich früher mehrmals Alte gezeichnet habe, welche vor der Hausthür saßen, oder denen vorgelesen wurde, oder welche dem Spiel kleiner Kinder zusahen, so bin ich jetzt selbst ein solcher Alter geworden.

Mein Sohn wohnt diesen Sommer auch in meiner Nähe in Loschwitz, ebenso Kretzschmars und noch weiter unten am Berge der alte Kamrad Peschel. Letzterer ist aber so schwach geworden, daß er den Berg zu mir herauf nicht mehr besteigen kann. Er ist freilich über 80 Jahr alt, und der einzige Freund aus der römischen Zeit, und das ist auch eine Gnade von Gott.

Von Freund Meyer aus Hamburg habe ich lange nichts gehört. Sollte ich mich noch bis Ende August zu einer abermaligen Reise nach Sylt entschließen können, so würde ich ihn ja in Hamburg besuchen können. Am liebsten ist es mir jetzt, ruhig am gewohnten Orte und Umgebung zu verbleiben; allein da der vorjährige Aufenthalt auf Sylt meinen Nerven und Augen wohl gethan hat, dazu auch meiner Tochter das Seebad besonders gut bekommen ist, so reizt es mich zu einer Wiederholung der Reise.

Alle die Meinen grüßen theilnehmend und herzlichst! und ebenso innig

Ihr

alter Freund

Ludwig Richter.

Loschwitz, 1. Juli 1878.

Mein lieber theurer Freund!

Diesen Morgen erhielt ich Ihren lieben Brief, der mir ein stiller Vorwurf war, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe. Aber bei dem so trüben Himmel können meine schwachen Augen nur die Mittagsstunden zum Schreiben benutzen, und eine Zeit lang war mein einzig noch brauchbares linkes Auge verbunden, weil ich mich einer Operation am Augenlide hatte unterwerfen müssen, und als die nicht kleine Wunde endlich geheilt war, und ich wieder ausgehen konnte, brach ich den linken Arm durch einen Fall beim Glatteis.

Da wurde mir das Schreiben abermals schwerer gemacht. — Sie sehen aus diesen Calamitäten, die beide recht schmerzhafter Natur waren, daß der Schluß des alten wie der Beginn des neuen Jahres für mich kein erfreulicher gewesen ist, und noch jetzt ist die Lähmung und Steifigkeit des Armes nicht ohne fatale Empfindung. Meine gute Elisabeth hatte dabei einen schweren Posten. Die Wirtschaft führen, und mir selbst an allen Ecken und Enden beistehen, beim An- und Auskleiden, alle Briefe und Zettel vorlesen — denn Geschriebenes kann ich gar nicht enträthseln — zur Unterhaltung mir vorlesen und ihre eigenen Angelegenheiten besorgen, war keine leichte Aufgabe. Doch hat sie diese trefflich ausgeführt. Im Innern hat mir Gott viel Gnade erwiesen, und die Liebe aller meiner Kinder ist mir eine fortgesetzte Freude gewesen, für die ich Gott nicht genug danken kann.

Doch verzeihen Sie mir, daß ich gleich so viel von mir selbst gesprochen habe. Aber ich weiß, wie Ihre Liebe so vielen Antheil nimmt an alledem, was mir begegnet. Ich bin Ihnen recht dankbar für die Mappe mit den Zeichnungen und Briefen, die für mich ja alle ein ganz besonderes Interesse haben. Erlauben Sie mir, daß ich dieselbe noch bis zum Ende des Monats behalten kann? Ich möchte mir die Maydell'schen Briefe von meinem Sohn noch einmal vorlesen lassen, die mir besonders wichtig sind. Es ist aber eine Arbeit, diese winzig kleine und zum Theil verblaßte Schrift zu entziffern. Dann aber wollte ich mir die kleine Zeichnung von meiner Tochter gern kopieren lassen, wo der alte Reinhard Krüger in seinem Weinbergshäuschen sitzt, und auf seiner Geige spielt. Sollten Sie etwas dagegen haben, so senden Sie mir eine Karte mit einem kurzen „Nein!" Mich interessirt das Blättchen jetzt besonders, da der alte 85jährige Freund seit 6 Tagen zwar nur leicht erkrankt ist, aber die plötzlich eingetretene Schwäche große Bedenken erregt. — Ich kann mir Loschwitz gar nicht ohne ihn denken! —

Ich habe in dieser Zeit recht oft Ihrer gedenken müssen, und kann mich in Ihre Lage hineindenken. Ja gewiß, es ist schwer, einen solchen Verlust zu tragen, da Sie ja täglich die Lücke schmerzlich empfinden müssen, die ein so edles treues Herz so segensreich ausfüllte. Der Vater im Himmel hat es so geführt, deshalb muß es ja beiden zum Segen sein, denn beide haben ihn lieb und vertrauen ihm und Den er gesandt hat zu unserer ewigen Erlösung.

Er tröstet Ihr Herz, er wird es Ihnen auch wieder fröhlich machen.

Daß Steinle, den Gott mit so adeligen Gaben geadelt hat, auch vor der Welt die kaiserliche Bestätigung aus Wien erhalten hat, ist schön und recht erfreulich.

Das Städel'sche Museum möchte ich wohl sehen. Die Kartons von Schnorr zum Arioſt haben für mich eine ganz besondere Anziehung, weil sie mich an die schöne Zeit in Rom erinnern, wo er daran arbeitete. Aus demselben Grunde war es mir ein besonderer Genuß, mir die beiden Maydell'schen Briefe vorlesen zu lassen, welche in der Mappe liegen. — Sie sind ja aus derselben Zeit.

Für die Mittheilungen nnd Grüße der Frau Thomas und ihrer lieben Tochter Johanna — ich denke ihrer oft — danke ich Ihnen herzlich. Vielleicht finden Sie Gelegenheit, diese Grüße von meiner Seite zu erwiedern.

Ich wünsche und hoffe, daß der anrückende Frühling Ihnen die alte Herzensfröhlichkeit und neuen Muth bringen werde. Grüßen Sie die lieben Kinder von mir. —

Herzlichst grüßt

Ihr alter

Ludwig Richter.

Dresden, den 14. Februar 1879.

Dresden, 1. Osterfeiertag 13. April 1879.

Theurer Freund!

Endlich sende ich Ihnen die Mappe mit den Zeichnungen und den Briefen zurück, die mir viel Vergnügen gemacht haben, und wofür ich Ihnen recht herzlichst danke. Sie weckten so schöne Erinnerungen glücklicher Zeiten!

Ich lege Ihnen ein paar Photographieen bei, die ebenfalls nur Erinnerungsblätter sind, und zwar besonders in Beziehung des alten guten und so originellen Münzgraveur Krüger. Er ist am 20. Februar nach kurzem Unwohlsein unerwartet schnell gestorben. Man fand ihn auf dem Sopha sitzend mit der noch glimmenden Cigarre in der Hand, als der Tod ihn ereilt hatte. Er war 85 Jahre alt geworden.

Mein alter Freund Peschel, der nun 82 Jahre alt ist, ist auch sehr schwach und bedenklich erkrankt, und seine Tage dürften gezählt sein. Das waren nun die beiden ältesten, die aus der Jugendzeit noch mit mir zusammen standen; besonders nahe meinem Herzen war und ist der alte treue Freund Peschel, und sein Zustand bewegt mich sehr! —

Das sogenannte „Klammtitelblatt" bezieht sich auf eine zufällig entstandene Gesellschaft in Loschwitz,[1]) die Klamm genannt, nach dem langen engen Stübchen, wo wir uns zusammenfanden, und welcher Name ihr von Hermann Amsler beigelegt wurde, weil man im baierschen Gebirg die engen Schluchten Klamm nennt. Die Gäste unten sollen die Mitglieder und deren Frauen und Töchter vorstellen, z. B. Heydrich, Oehme, mein Sohn u. A. — Wenn zuweilen eine Bowle Punsch aufgetragen wurde, brannte der alte Krüger sein Laternchen an, und marschierte ab. Das war ihm zu viel Luxus. Darauf beziehen sich rechts und links die beiden Figuren.

[1]) Bei Demnitz an der Elbe.

Aber ich darf nicht mehr schreiben, meine Augen sind jetzt sehr, sehr schlecht.

Nehmen Sie nochmals meinen Dank, einen Ostergruß — es ist der 1. Feiertag — aus treuem Herzen, und den Wunsch, daß Ihnen der Sommer Freude und ein recht fröhliches Herz bringe!

Küssen und grüßen Sie Ihre l. Kinder!

Gott sei mit Ihnen!

Ihr

Ludwig Richter.

Bad Boll bei Göppingen, d. 24. Mai 1880.

Mein lieber theurer Hr. Hoff!

Ihren freundlichen Pfingstgruß erhielt ich hier, wo ich mit meiner Tochter die Feiertage zugebracht habe, und zwar mit meinem Sohn und dessen Frau. Schon im vorigen Jahre waren wir mehrere Wochen in dem lieben Boll und freuten uns, mit dem alten Blumhardt in freundschaftlichen Verkehr zu kommen. Sie haben vielleicht von diesem merkwürdigen Manne gehört, der ein Segen für Tausende war. Leider war, denn er starb vor 3 Monaten. Die trefflichen Söhne führen das Werk des Vaters mit Gottvertrauen fort, und auf dem ältesten scheint der Geist des Vaters in hohem Maße zu ruhen.

Der gesunde Aufenthalt am Fuße der schwäbischen Alb, eine kräftige Luft, liebliche Gegend ohnweit des alten Hohenstaufen, geistliche und leibliche Pflege und ein Kreis lieber, guter Menschen — was dürfte man mehr begehren?

Wir werden wahrscheinlich im nächsten Monat noch hier verweilen und dann in die Schweiz gehen, in den Canton Appenzell.

Leider hat sich meine Lahmheit des Fußes wieder eingestellt und ich kann nur in der Nähe am Stocke umhergehen.

Ich sende Ihnen meine innigsten Grüße. Möge Gott Ihnen alles Gute schenken, dessen Sie bedürfen, und Sie reichlich segnen!

Ihr

alter treuer

Ludwig Richter.

Letzter eigenhändiger Brief Ludwig Richters an Joh. Friedrich Hoff.

Dresden, d. 6. Octbr. 82.

Lieber theurer Freund!

So lange Zeit hatte ich nichts von Ihnen gehört, um so größere Freude machte mir Ihr sehr lieber Brief aus Wiesbaden, den mir der Geburtstag einbrachte! Haben Sie tausend Dank dafür und für die darin ausgesprochenen guten Wünsche.

Ich war mit meiner Tochter zehn Wochen in Boll, und trotz des kühlen und nassen Sommers hat mir der Aufenthalt dort, die viele kräftige Luft, das ruhige und vorzüglich durch Blumhardt geistig gehobene Leben recht wohlthätig gewirkt. Auch mein Sohn war mit in Boll. Er hat das Unglück gehabt — es war im Mai — ganz plötzlich auf einem Auge zu erblinden, und zwar ohne Hoffnung auf Heilung. Blutandrang nach dem Kopf, woran er ja seit lange litt, hat (bei völlig ruhiger Stimmung) einen Tropfen Blut in den Augennerv gebracht, und diesen für immer unthätig gemacht. Er kann und darf nun nichts lesen und schreiben, bis das bessere Auge sich gestärkt und gewöhnt hat. Bei seiner oft so trüben Stimmung ist dies Leiden doppelt schwer tragen.

Auf meiner Rückreise hatte ich an Frau Schnorr lebhaft gedacht, und nahm mir vor, sie recht bald zu besuchen, wie tief erschüttert war ich, als ich wenig Tage nach meiner Ankunft ihren Tod erfahre.

Als ich vor meiner Abreise bei ihr war, fand ich ihre Gestalt recht zusammen gekrümmt — sie war vorher krank gewesen — aber ihre Augen leuchteten so freundlich und mütterlich liebevoll wie immer. Sie war eine großgesinnte, edle deutsche Mutter und Hausfrau.

Ich lese (lasse mir vorlesen) „Dorothea Schlegel und ihre Söhne Johannes und Ph. Veit." (Briefwechsel derselben.) Es interessirt mich ungemein, und umsomehr je weiter ich komme. Für Veit habe ich eine ganz besondere Vorliebe, für seine Persönlichkeit und seine Kunst.

Möge Wiesbaden Ihr Rheuma gründlich vertreiben, und Sie wieder im Kreis der lieben Ihrigen freundliche Tage verleben. Daheim ist's ja am besten! und wohl dem Manne und der Frau, die es sagen können. Gott sei mit Ihnen. Sollte es Ihnen wieder einmal recht schreiberlich zu Muthe sein, so erfreuen Sie mit einem langen Brief

Ihren alten Freund

Ludwig Richter.

Nach kurzem Krankenlager verschied am 19. Juni Abends unser lieber Vater

Professor Dr. **Ludwig Richter.**

Dresden, den 20. Juni 1884.

Heinrich Richter.
Helene Kretzschmar,
geb. Richter.
Elisabeth Richter.

„Ludwig Richters Beerdigung.

Unter dem Geläute aller Glocken und den Klängen des Chopinschen Trauermarsches bewegte sich am 22. Juni in vorgerückter Abendstunde ein von achtundzwanzig Fackelträgern begleiteter Trauerzug durch die dichtgedrängten Straßen Dresdens. Es war unser Ludwig Richter, den man aus seinem Sterbehause feierlich nach dem neuen katholischen Friedhof überführte. Tags darauf um die zwölfte Stunde folgte die Bestattung des geliebten Meisters zum letzten irdischen Heim, aus welcher unser Künstler einen Moment dargestellt hat. König Albert von Sachsen war an dem Grabe durch den Minister des königlichen Hauses, Herrn von Nostitz-Wallwitz vertreten. Prinz Georg war in Begleitung seines Adjutanten, des Rittmeisters von Carlowitz-Hartitzsch, persönlich erschienen. Die Stadt Dresden ehrte das Andenken ihres berühmten Ehrenbürgers durch reiche Palmenspenden mit umflorten Schleifen in den städtischen Farben. Die Deputation der Düsseldorfer Künstlerschaft zog mit dem Banner der allgemeinen deutschen Kunstgenossenschaft auf; Professor A. Baur aus Düsseldorf als ihr Vertreter hatte dem Heimgegangenen einen Lorbeerkranz auf den Sarg gelegt. Daran schlossen sich die Vertreter der Berliner und Düsseldorfer, der Wiener und Münchener, endlich der Dresdener Künstlerschaft, der gesamte akademische Rat der Kunstakademie von Dresden, Deputationen des Stadtrates und der Stadtverordneten 2c. an. Unter den Zeremonien der katholischen Kirche wurde der Sarg in die Gruft eingesenkt. Kaplan Klein, der in der Totenhalle dem Künstler warme Worte nachgerufen hatte, weihte die letzte Ruhestätte, während die Chorknaben der katholischen Hofkirche das „Miserere mei, Domine! (Erbarme dich meiner, Herr!)“ anstimmten. Nun fielen die letzten Erdengrüße aus zahlreichen Händen hinab in das Grab, dazu sang der akademische Verein; dann endete mit Gebet und Segen die ergreifende Feier, welcher trotz des strömenden Regens Tausende beigewohnt hatten.

Was unser Volk an dieser Ruhestätte seines treuen Sohnes empfunden und fort und fort empfinden wird, das hat der Landschaftsmaler Försterling, der im Namen der Dresdener Kunstgenossenschaft einen Eichenkranz auf den Sarg legte, in die Worte gefaßt, denen wir voll beistimmen:

„Solange deutsches Wesen gilt, wird Dein Werk sein treuestes Spiegelbild sein!"

Für die vielen Kundgebungen herzlicher Liebe zu unserm theuren heimgegangenen Vater ***Ludwig Richter*** *sprechen wir im Namen der Familie den innigsten Dank aus.*

Dresden, den 24. Juni 1884.

Heinrich Richter.
Theodor Kretzschmar.

Mein lieber Freund, heute nur wenig Worte, ich beantworte Ihren lieben Brief von Boll aus, wohin ich mit meiner Schwester nächste Woche reise, wir beide bedürfen der Ruhe, Stille und geistlichen Erquickung, die dort am besten zu finden ist. —

Der Verlust des geliebten Vaters ist mit so vielen äußerlichen Unruhen und Besorgungen verbunden, ich bin müde und abgehetzt und dabei heimathlos; denn mein Vater war mir Freund und Heimath, sein Herz hat doch Niemand so gekannt, wie ich. Papa hatte Sie sehr lieb, und die wunderbare Verknüpfung der Lebensfäden (Ihr Vater war einst in Rom mit der religiöse Erwecker meines Vaters, wie er dies in seiner Selbstbiographie erzählt) reicht gewiß von dieser armseligen

Zeitlichkeit in die selige Ewigkeit hinein. In diesem Sinne fühle ich mich auch Ihnen in treuer Gemeinschaft und Liebe verbunden.

Mit innigem Dank

Ihr

Heinrich Richter.

Boll, 18. 5. 85.

In Eile, denn die Post geht gleich ab.

Mein lieber Freund,

Herzlichen Dank für Ihre sehr erfreuliche Nachricht! Bitte, sagen Sie Herrn Alt, daß ich mich sehr freue ihn hier in Boll begrüßen und das Nähere mit ihm vereinbaren zu können. — Gott gebe Segen zu dem Unternehmen und zu dieser Verbindung, damit das Buch das werde und wirke, was der liebe Papa bei seinen Niederschriften gewünscht und gewiß oft still von Gott erbeten hat. Ich habe Herrn Alt für Dienstag hier angemeldet (zur Pfingstwoche kommen immer viel Gäste, deshalb ist Anmeldung erwünscht). Bitte senden Sie die 5 Hefte der Manuscripte mit. —

Nochmals herzlichsten Dank für diese gütige Vermittelung, und Gruß und meine beste Empfehlung an Herrn Alt.

Ihr getreuer

H. Richter.

Bald mehr. —

München, 27. 6. 85.

Mein lieber theurer Freund!

Verzeihen Sie, daß ich heute erst dazu komme Ihnen herzlich zu danken für Ihr treues Gedenken und Ihren lieben Brief zum Todestag meines seligen Vaters; Sie haben den

Heimgegangenen auch geliebt, und die Freundschaft unsrer seligen Väter hat uns in eine nähere Beziehung gebracht, die gewiß zu den Lebensführungen gehört, welche die lieben Verstorbenen fürbittend begleiten. Heute sitze ich zum erstenmale in einer fertig eingerichteten Stube und an demselben Schreib- und Arbeitstisch meines seligen Vaters, an welchem er 40 Jahre lang alle seine Arbeiten gemacht, alle Briefe, Tagebücher und seine Selbstbiographie geschrieben hat[1]). Über dem Tisch hängt seine Photographie und das kleine Perlmutter-Cruzifix, welches er in den letzten Jahren oft betend in den Händen hielt, wenn ihm das Herz recht schwer war und Augenschwäche ihm das Lesen in der Bibel unmöglich machte. — Über dem Portrait schaut der liebe selige Maydell herunter, das kleine in Civitella von ihm selbst gemalte Oelbildnis, das er dem Papa schenkte im Jahre 1825. Das sind liebe theure Erinnerungen, und lieb ist mir's, daß ich jetzt mitten unter ihnen an Papa's Biographie-Druck mich erfreuen und an den Correkturbogen arbeiten kann.

Ich danke Ihnen für den freundlichen Bericht über die Verlagsgeschichte des Buches, dem Sie so liebenswürdig und gütig einen trefflichen Verleger gewonnen haben, wofür ich Ihnen herzlich dankbar bin. — Das Vorwort zum Buche soll nur meines Vaters briefliche Äußerung über Zweck und Idee seiner Selbstbiographie enthalten, und eine kurze, rein sachliche Rechenschaft über das vorhandene Manuscriptmaterial und dessen Verwendung. Alles Persönliche soll ausgeschlossen bleiben, am liebsten ließe ich das Vorwort ganz weg, damit das ganze Buch nichts als selbsteigne Worte meines Vaters enthielte. Doch ist eine Berichtablegung über Materialbestand und Verwendung unerläßlich, wie man mir sagt, und so sei's denn drum. Gott gebe dem Sinne und Geist, in welchem der

---

[1]) Es ist der Arbeitstisch, welcher sich im „Richterzimmer" des Stadtmuseums in Dresden befindet.

Vater lebte, empfand, dachte und schrieb, Segen und Freunde, alles Andre ist Nebensache: ob das Buch den Leuten gefällt oder nicht, ob es Lob oder Angriffe erfährt, darauf kommt nichts an, wenn Einige nur in ihm Anregung für ihren Idealitätssinn und Wahrheitstrieb finden.

Mit herzlichem Gruß von Haus zu Haus

Ihr

Heinrich Richter.

Hochverehrter Freund!

Sie waren seiner Zeit das Werkzeug in der Hand Gottes, um mein buchhändlerisches Wirken auf eine Bahn zu leiten, von der ich mir nie hätte träumen lassen, daß ich sie je betreten würde. (Verlag der Selbstbiographie Ludwig Richters.) Als einen kleinen Ausdruck meines fortgesetzten Dankes erlaube ich mir, Ihnen zum lieben Osterfeste das beifolgende Bild[1]) — ein Bild des Friedens — von Freundeshand geschaffen, zu überreichen. Nehmen Sie es freundlich an und auf . . . .

Gleichzeitig füge ich Ihre eigenen Lebenserinnerungen bei, und zwar einstweilen mit dem allerherzlichsten Dank, den ich demnächst mündlich zu wiederholen mir vorbehalte.

Das Lesen Ihrer Aufzeichnungen hat uns allen eine Reihe recht genußreicher Abende verschafft, und jedermann ist verlangend nach der Fortsetzung. Rathen möchte ich, das Ganze doch so bald als möglich zu Ende zu führen; es wäre zu schade, wenn durch irgend eine Störung die wirklich interessanten Aufzeichnungen Stückwerk blieben, und Sie haben doch gewiß einmal selbst noch Ihre Freude an dem stattlichen gedruckten Band.

---

[1]) Ein Ölgemälde, das Reichenbachthal bei Falkenstein i. T., von Professor Wilhelm Steinhausen.

Es ist ein hübsches Vermächtniß an Ihre Kinder, um das man dieselben viel beneiden wird.

In herzlicher Freundschaft

Ihr

dankbar ergebener

Johannes Alt.[1])

Frankfurt a. M., Ostern 1886.

Boll, 27. 12. 89.

Mein lieber verehrter Freund!

Ihr lieber Brief und Ihre Sendung trafen grade am 24. Abends hier ein. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, welche Freude Sie mir damit gemacht haben, es war die größte, die ich an diesem im Ganzen ziemlich traurigen Christfest dankbar begrüßen konnte. Etwas Lieberes als diese drei Loschwitzer Waldhäusli hätte ich mir nicht ausſinnen und wünschen können, figuriren sie doch in den Erinnerungen an eine Vergangenheit, die mir farbenreicher wenn auch nicht leidfreier war als die Gegenwart. Ich lebe im Ganzen mehr mit den Gestorbenen als mit den Lebendigen; beschaue ich die schlichten Dorfhäuschen an der Kieferwaldecke droben auf dem Loschwitzberge, da werden die lieben Abgeschiedenen lebendig, gucken aus den kleinen Fenstern und treten aus den Thüren, nicken mir zu und fangen an zu reden wie in alten Zeiten. Mein alter guter Papa, der bleiche, hüstelnde Oehme, Münzkrüger in der geflickten Bergmannsjacke, der alte drollige Reintanz und Heydrich, der liebe, treuherzige, allzeit Aufgeregte, stehen um mich herum, als seien sie niemals fortgewesen, und reden, als wären sie nie verstummt! Nur wenn ich frage: Wo seid Ihr jetzt? Was treibt ihr? Wie ist euch zu Muthe dort wo ihr seid? schütteln sie stumm und traurig den Kopf und verschwinden!

[1]) Johannes A., geb. 2. April 1842 zu Unterstemau bei Coburg, gest. 3. Juli 1894 in Frankfurt a. M.

Ich nehme die Bilder, die Sie, lieber Freund, mir geschenkt, täglich zur Hand und zaubere mir damit die jetzigen Hadesbewohner unter die Wald- und Gartenbäume von Loschwitz und löse so die starre, massive Gegenwart auf in das luftige Traumleben der rückschauenden Sehnsucht.

Dankbar drücken ich und meine Frau Ihnen die Hand für die liebe Gabe.

Auf Ihre Fortsetzung der eignen Lebenserinnerungen freue ich mich sehr; das, was Sie geschaut und erlebt, stammt ja auch aus jener entschwundenen Zeit, wo Alles einen innerlichern Gehalt und Charakter hatte, als in unsrer modernen, materialistischen Periode, wo nur die drei Götzen auf dem Altar stehen und angebetet werden: Geld, Maschinen und Politik.

Ihnen, Ihrer verehrten lieben Gattin und all Ihren Lieben meinen und meiner Frau herzlichsten Gruß und Segenswunsch zum Jahre 1890. Nochmals innigen Dank.

Ihr

H. Richter.

Boll, 18. 3. 90.

Mein lieber verehrter Freund!

Soeben hat meine Schwester mir und meiner Frau den letzten Abschnitt Ihres Manuscriptes vorgelesen, und wir alle drei bedauern, daß es zu Ende ist. Ihre behagliche, anschauliche und gemüthvolle Erzählungsweise versetzt Leser und Hörer in jene wohlthuende Stimmung, die den Autor beim Schreiben seiner Erinnerungen erwärmt hat, und die so gut in den Charakter der Zeit gehört, in welcher seine Erlebnisse spielen. Für mich haben Ihre Darstellungen ja noch ein ganz besonderes persönliches Interesse, weil ich manche der geschilderten Menschen und Örtlichkeiten selbst gekannt habe, und weil sozusagen die Local-

farbe oder Tonart Ihrer Jugenderinnerungen harmonirt mit meiner eignen. — Sie haben ein treffliches Erzählungstalent, und ich glaube, Vielen werden Ihre lebensfrischen Bilder Freude machen, besonders stillen, beschaulichen Naturen, die am rastlosen, unbeschaulichen Gehetze und Getreibe unsrer Gegenwart keine Freude finden. Setzen Sie doch ja Ihre literarische Arbeit fort. Ich danke Ihnen zugleich im Namen meiner Frau und Schwester herzlichst für den uns bereiteten traulichen Genuß. Herzlichen Dank auch für ihre lieben, freundlichen Wünsche zu meinem Geburtstag, der mir freilich niemals ein Freudentag gewesen. Ich gehöre leider durch angeborne Melancholie zu jenen freudlosen Menschen, die den Spruch des Kohelet (Prediger Salomo) und den des Sophokles „Nie geboren zu sein, ist der Wünsche höchster" zu ihrem Lebensmotto bekommen haben. Seltsam, daß ein so harmonisch angelegter Mann wie mein Papa einen so disharmonisch disponirten Kerl zum Sohn haben mußte. —

Es geht mir jetzt recht schlecht. Seit Weihnachten schleppte ich mich krank herum, kroch am 1. Februar auf ärztliches Commando ins Bett und erst vor wenig Tagen wieder heraus, bin aber nicht gesund, sondern von Brust- Rücken- Augenschmerzen, Athemnoth, Mattigkeit etc. übel geplagt, deshalb kann ich heute auch nur mühselig diese Zeilen krackeln. Nehmen Sie das Geschmier nicht übel, es geht nicht anders. Nochmals herzlichsten Dank von mir und den Meinigen und beste Grüße Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin.

In treuer Freundschaft

Ihr

H. Richter.

Dresden d. 31. März, Sonntag, 1878.

Mein theurer lieber Freund!

Mit dem innigsten Antheil habe ich heute Ihrer u. Ihrer armen lieben Kinder gedacht!

Ach, ich konnte es nachfühlen, wie schwer, wie bitter solche letzte Trennung ist! Aber wir wissen ja beide, wer unser Aller Trost ist. Wir singen ja bald im alten Osterliede: Christus will unser Trost sein! Ja, er ist auch Ihr Trost, er ist Ihrer lieben seligen Frau Trost, er ist unser Aller Trost, Heil u. ewiges Leben. Und indem wir — die noch hier Wallenden — zu ihm unsere Hände u. Herzen erheben, beten wir ja gemeinsam mit denen, die da drüben sind, u. das Erdenleid hinter sich haben.

Möge Gott es Ihnen geben, daß Sie im Gebet die Geistesgemeinschaft fühlen u. finden, durch welche wir verbunden bleiben. Wir glauben an eine Gemeinschaft der Heiligen d. i. der Erlösten!

Gott sei mit Ihnen! — Grüßen u. küssen Sie Ihre Kinder!

In alter Liebe Ihr Ludwig Richter.

Meinem lieben Freund

K. Hoff

seinem

einen herzlichen Gruß! Ich hörte, Sie seien krank gewesen, u möchte gern von Ihnen hören, ob es wieder gut geht, wie ich hoffe. Bei mir sind Augen u Gehör ganz schlecht geworden, u. dazu hat sich ein Lähmung des linken Fußes auch wieder eingestellt. Im Uebrigen aber bin ich wohl, und — Gott Lob! — heiter u zufrieden. Das beiliegende Gedicht meiner verehrten Freundin, Frau J. v. Massow, möge Ihnen einen Osterfreude ins Herz singen!

Herzlich grüßt Sie

Ihr

alter Freund

Ludwig Richter.

Dresden

d. 9ten April 1880.

Druck von Aug. Weisbrod, Frankfurt a. M.

Berichtigung.

S. 202 Z. 19 v. o. lies 750 statt 150 Rthlr.

INT.
ARCH.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 20961 3337